Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Vierter Band.

---

1 8 1 2.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Fünfte Auflage

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Vierter Band.

1 8 1 2.

Vierter Theil.

Zwölftes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Tag graute noch nicht, als Rasinski an der Spitze der Getreuen, die von seinem Regimente noch übrig waren, und inmitten des ganzen Zuges, den das abmarschirende Ney'sche Corps bildete, die Ringmauern von Smolensk verließ. Der Himmel war düster bezogen, kein Stern drang durch seine finstern Schleier; nur der matte Schimmer der Schneedecke, welche sich über die Gefilde breitete, warf einiges Licht in das tiefe Dunkel. Rings alles stumm und öde; das Rasseln der wenigen Kanonen, die noch fortzuschaffen waren, und das Klirren der Waffen unterbrachen allein die beklommene Stille; denn der Soldat selbst ließ keinen Laut vernehmen, sondern schritt stumm und düsterer Gedanken voll durch die Schneewüste hin.

Nach einer Stunde hatte der Zug dieser Krieger, welche die letzten Scharen bildeten, die aus dem unwirthbaren Rußland auszogen, einen dichten Fichtenwald erreicht. Plötzlich ließ sich von hinten her ein dumpfes Krachen vernehmen und zugleich flammte ein Lichtschein gegen die Spitzen der alten Bäume. Alles horchte gespannt auf, denn im ersten Augenblicke glaubte man den Donner feindlicher Kanonen zu hören.

„Es ist nichts“, sprach Rasinski zu Jaromir, der neben ihm ritt; „die Thürme und Mauern der Festung werden aufgesprengt. Es ist das alte Recht des Kriegs, dem Feinde wenigstens nicht zu gönnen, was man selbst nicht besitzen kann.“

Das schauerlich dumpfe Getöse dauerte eine Zeit lang fort. Der Tag fing jetzt an zu grauen. Der Zug der Krieger, der Wagen wurde allmählich sichtbar.

„Behalte die Leute unter deiner Obhut, Jaromir“, sprach Rasinski; „ich will mich überzeugen, wie es unsern Verwundeten und Kranken ergeht.“

Mit diesen Worten ritt er die Reihen entlang, bis zu den Wagen, auf denen man die Verwundeten, die noch Hoffnung zum Leben und zur Herstellung gaben, fortschaffte. Die übrigen hatte man der Menschlichkeit des Feindes überlassen müssen.

Boleslaw, der von einem nicht gefährlichen Schusse in der Seite verletzt war, befand sich nebst einigen Kameraden des Regiments auf einem Wagen, den Rasinski's unermüdliche Fürsorge ihm verschafft hatte.

„Nun, wie steht es, Freunde?“ redete Rasinski die Seinigen an und reichte Boleslaw die Hand hinüber.

„So gut es kann“, antwortete der Jüngling, der mit bleichem Angesichte, tief in den Mantel gehüllt, den Kopf gegen die Kälte durch ein schwarzes Tuch verbunden, auf dem Wagen saß. „Hast du aber gar nichts ausgekundschaftet?“

„Es war alles vergeblich“, erwiderte Rasinski düster; „das unersättliche Ungeheuer dieses Kriegs, das so viele Tapfere und Edle verschlungen hat, verlangte auch diese Beute! Wären sie von den Unsern gewesen, ich wollte nicht klagen! Sie sind der schönen Sache ihres Vaterlandes gefallen, würde ich tröstend zu mir sagen; der Kampf war

ihre Aufgabe, sie mußten Blut und Leben daransetzen, wie wir andern auch. Diesem fällt das dunkle Los des Todes, jenem das heitere des Lebens — wir sind auf beides gefaßt, wissen, was unser wartet, und dürfen nicht klagen. Aber unsere Freunde! Nicht ihr Herz führte sie hierher! Der Krieg, der über jedes andere Haupt ein schneidendes Schwert schwingt, sollte über das ihre einen Schild gegen feindlich geschärfte Pfeile und Gift bereiten. Ich bot ihnen dieses gefährliche Obdach; doch diese alles verschlingende Charybdis des Elends und des Entsetzens hat nun auch sie in ihre Strudel hinabgerissen! Es muß überstanden werden, Boleslaw; dazu sind wir Männer. Ich fühle es, das eherne Rad des Schicksals geht zermalmend über unsere Brust; doch unser brechender Blick soll kein verzagtes Herz verrathen!"

„Wer weiß", erwiderte Boleslaw schwermüthig, „wie bald wir wieder mit ihnen vereinigt sind!"

„Ich hoffe nichts mehr!" entgegnete Rasinski, der ihn misverstand.

„Hier trennt der Tod die Kameraden nicht lange voneinander, meine ich", sprach der Jüngling, das Haupt langsam schüttelnd, indem er aus den großen schwarzen Augen einen Blick zuerst auf die Jammergestalten rings um ihn her und dann in die Weite hinauswarf, als wolle er die hinsterbenden Kräfte dieser Leidenden mit den unbegrenzten Räumen vergleichen, die sie zu durchmessen hatten, bevor sie die wirthbaren Stätten der Heimat wiedersähen.

„So verstehst du's? Dann hast du freilich recht", antwortete Rasinski; „bist du so ermattet von deiner Wunde, daß diese dich an den Tod gemahnt?"

„Nein", erwiderte Boleslaw; „ich fühle mich besser. Vielleicht kann ich in wenigen Tagen schon wieder zu Pferd

sein. Eine kürzere Strecke könnte ich schon heute gehen oder reiten."

„Nun, so gehab dich wohl", rief Rasinski rasch und fast rauh, weil er weich zu werden fürchtete. „Ich werde euch nicht aus den Augen lassen, Kinder", setzte er, gegen die übrigen gewandt, hinzu. Hierauf spornte er sein Pferd und ritt zu Jaromir zurück.

Boleslaw, der in seinem ernsten, verschlossenen Gemüth alles tiefer empfand, als er zu äußern pflegte, war auch durch den Verlust Bernhard's und Ludwig's im Innersten bewegt worden. Und fast war es unmöglich, etwas anderes als ihren Tod zu vermuthen; denn da sie erfahren haben mußten, daß Rasinski plötzlich befehligt worden war, mit seinem Regimente zurück zum Ney'schen Corps zu gehen, hätten sie sich ihm gewiß anzuschließen gesucht, oder ihn wenigstens in Smolensk erwartet. Es waren noch viele in der Stadt, die ihnen hätten Auskunft geben können, unter andern Oberst Regnard, der mit dem Vicekönig von Italien die Festung erst verließ, als Rasinski schon mit den Seinigen wieder eingerückt war. Allein an keinen hatten sie sich gewandt, niemand hatte eine Spur von ihnen entdeckt. Wären sie aber vorwärts gegangen, hätten sie eine Gelegenheit gehabt, auf leichtern Wegen die Heimat zu erreichen, so würden sie unfehlbar Sorge getragen haben, Regnard und durch ihn Rasinski zu benachrichtigen. Die Wahrheit ihres Geschicks war freilich niemand bekannt geworden; und so wurden sie der unermeßlichen Zahl derer beigesellt, welche sich täglich aus den Reihen ihrer Kameraden verloren.

Rasinski trug den Verlust, der ihn fast zerschmetterte, mit jener männlichen Kraft, wodurch er sich über die härtesten Schläge des Geschicks erhob; Jaromir beneidete in seiner innern Zerrüttung die, welche von der Last des Lebens

befreit waren; Boleslaw empfand den tiefsten Schmerz brüderlicher Freundschaft, aber er war es schon gewohnt, an verborgenen Wunden zu verbluten; sein stilles Antlitz verrieth wenig.

So saß er denn auch jetzt düster sinnend und ließ seine Blicke über den Zug schweifen, der sich im grauen Morgennebel vor ihm verlor; die Wagenreihe mit Verwundeten bildete den Schluß desselben. Ein kaum bemerkbar ansteigender Feldrücken durchschnitt die Straße; aber er war auf seinem Abhange mit Glatteis bedeckt, sodaß die matten Pferde trotz der Flüche und Peitschenhiebe ihrer Führer die unbedeutende Anhöhe nicht hinaufzuklimmen vermochten. So stopften sich die Wagen und Kanonen, und während Reiter und Fußvolk vorüberzogen, blieben sie zurück. Indessen gelang es nach und nach allen, das Hinderniß zu überwinden, welches jedem spätern, da das Eis sich splitterte und somit an Glätte verlor, leichter wurde. Schon waren die letzten Wagen, zu denen auch der Boleslaw's gehörte, fast an der Reihe, als einer derselben, der mit Gepäck und Frauen zu sehr belastet war, trotz aller Anstrengung der Rosse und des Führers das Hinderniß nicht zu überwinden vermochte. Die hinter ihm Wartenden fluchten und tobten und drangen darauf, das Fuhrwerk, welches alle andern aufhalte, zurückzulassen. Man würde daneben hingefahren sein, allein schon hatte man die mindest steilen Punkte des Weges aufgesucht, und somit würde jeder Versuch, die Höhe an einer andern Stelle hinaufzufahren, ungleich schwieriger gewesen sein. So mühten und quälten sich denn zwei elende Pferde vergeblich, den glatten Abhang hinanzuklimmen; menschliche Hand konnte auch nicht helfen, da nur kraftlose Kranke und Verwundete sich auf dem Wagen befanden und selbst die Führer zu diesen gehörten. Endlich stürzten beide Rosse auf der

halben Höhe des Hügels erschöpft zusammen, und da sie den Wagen nicht mehr halten konnten, rollte dieser zurück und schleifte die Pferde mit hinab. Ein Schrei der Angst und des Schreckens ertönte sowol von denen, die sich auf dem Wagen befanden, als von denen, auf die er hinabzurollen drohte. Doch waren nur die erstern in Gefahr, denn er gleitete seitwärts, kam mit einem Rade in ein tiefes Gleis, stieß mit dem andern gegen einen Eisblock und schlug krachend um.

Schon hatte die eigene Noth und das Bedürfniß der Rettung das menschliche Gefühl so abgestumpft, daß die übrigen mehr Freude darüber, das Hinderniß ihres Fortkommens aus dem Wege geräumt zu sehen, als Theilnahme für das Schicksal ihrer Kameraden und der hülflosen Frauen, die auf dem zerbrochenen Wagen gesessen hatten, empfanden. Diese aber hatten sich schnell emporgerafft, und da sie ihr Fuhrwerk unbrauchbar sahen, eilten sie, ihr Gepäck in den Armen, nach den nächsten Wagen, um sich auf diese zu schwingen. Doch sie wurden meist gewaltsam zurückgewiesen, da wirklich kaum die Möglichkeit vorhanden war, die Fuhrwerke noch mehr zu belasten.

Als Boleslaw verwundete Krieger mit Erbitterung abweisen und hülflose Frauen mit Peitschenhieben zurückgetrieben sah, schnitt ihm der Jammer durch das Herz. Er erhob sich und rief: „Freunde, laßt euere Kameraden nicht im Stich!" „Alter", rief er einem graubärtigen, schwerverwundeten Grenadier zu, „komm hierher, wir wollen dich aufnehmen, und dagegen mag einer von uns abwechselnd zu Fuß gehen. Ich will der erste sein, der es versucht."

Damit streckte er dem Krieger die Arme entgegen und half ihm, während er selbst abstieg, auf den Wagen.

Dies Beispiel wirkte; man entschloß sich, auf jeden

Wagen einen Verwundeten aufzunehmen. Doch waren nicht soviel Wagen als Hülfsbedürftige da, und eine junge, in Pelz dicht eingehüllte Frau mit einem etwa dreijährigen Kinde auf dem Arme, anscheinend die Gattin eines Offiziers, wurde überall zurückgewiesen, während ihre beiden Begleiterinnen schon Platz gefunden hatten.

Soll die Mutter ihres Kindes wegen in dieser Einöde verschmachten? dachte Boleslaw und ein Grauen überlief ihn. Doch noch kälter packte ihn der Schauder an, als er jetzt die Unglückselige das Kind plötzlich in den Schnee schleudern und, von der Last befreit, allein nach den nächsten Wagen vor ihm zustürzen sah. „So nehmt mich denn allein auf", rief sie mit durchdringendem Ton der Angst; „so rettet ihr wenigstens ein Leben!"

Diese unnatürliche That einer Mutter aber erfüllte selbst die an jedes Elend und Grausen des Kriegs gewöhnten Männer mit einem schaudernden Gefühl. Boleslaw sprang auf das weinende Kind, das in den tiefen Schnee fast versunken war, zu und hob es empor. Doch wie durchzuckte es seine innerste Brust, als er in dem kleinen Wesen Alisettens Pflegling und in der im jammervollen Wahnsinn um Rettung Flehenden diese selbst erkannte.

„Allmächtiger Gott", rief er entsetzt aus; „das ist deine waltende Vergeltung!"

Durch die That der Unglückseligen war das Gefühl des Erbarmens und des Mitleids in den Kriegern völlig erloschen. An ihre Stelle trat die rohe Freude, einen empörenden Frevel sogleich rächen zu können.

„Bringt uns das Kind, das arme Kind, das wollen wir retten", rief ein Chasseur von dem Wagen herab, auf den Alisette vergeblich zu klimmen suchte, indem er zugleich mit hartem Faustschlage die Unglückliche zurücktrieb. Boles-

law folgte dem Zuruf, fast ohne zu wissen, was er that. Der Chasseur streckte ihm die Hände entgegen, er reichte das kleine Wesen hinauf, und der wild aussehende bärtige Krieger nahm es in seinen Arm und herzte und küßte es freundlich. Alisette war indessen in wahnsinniger Angst auf den nächsten Wagen zugestürzt und versuchte dort das Mitleid durch Händeringen und Weinen rege zu machen. Doch der Abscheu gegen sie hatte sich aller Herzen bemächtigt, und mit rauher Stimme rief ihr ein ergrauter Sergeant entgegen: „Fort, Rabenmutter! Laufe zu Fuß durch den Schnee!“

„O erbarmt euch meiner Jugend“, jammerte Alisette und warf sich auf die Knie in den Schnee nieder und rang die Hände verzweiflungsvoll.

Jetzt näherte sich ihr Boleslaw, berührte sie an der Schulter und sprach ernst, aber sanft: „Fassung, Alisette, tragen Sie Ihr Schicksal mit Geduld. Die Beschwerde ist zu überwinden; ich werde Sie leiten und unterstützen, soviel ich vermag!“

Die Unglückliche, die noch immer auf den Knien lag, hatte ihn während dieser Worte mit halbirren Blicken sprachlos angestarrt; erst nachdem er geredet, schien sie ihn zu erkennen. „Wie?“ rief sie mit verwilderten Zügen. „O, Ihr konntet so demüthig bitten um ein Lied in guten Tagen! Und jetzt wollt Ihr mich der namenlosen Marter preisgeben! Ich soll in dieser Wildniß verschmachten!“

Bei diesen Worten sprang sie heftig auf und stürzte wiederum auf den Wagen zu, wo das Kind zitternd, an die Brust des Chasseurs geschmiegt, saß. Ehe man ihre That nur ahnen konnte, riß sie das unschuldige Wesen wieder herab, schleuderte es zum zweiten mal auf den Boden und rief: „Laßt es hier, es weiß noch nicht, wie schön das Leben, wie furchtbar der Tod hier ist; mich rettet, mich, ich weiß,

wie schön die Welt ist, denn ich habe bessere Tage gesehen!" Mit diesen Worten wollte sie sich mit krampfhafter Anstrengung an den Wagen hinaufschwingen und achtete sogar die rauhen Stöße und Schläge der männlichen Faust des Chasseurs nicht. „Fort, du giftige Natter!" rief dieser ergrimmt; „fort, du Schlange! Wer dich aufnähme, lüde sich den Zorn Gottes auf. Du magst hier von den Wölfen zerrissen werden, du, ärger als eine Wölfin." Zugleich brach er ihr mit übermächtiger Kraft, und von seinem Nachbar unterstützt, gewaltsam die angeklammerten Hände los und schleuderte sie zurück, daß sie betäubt auf den harten Boden stürzte.

Boleslaw hatte indessen das weinende, jetzt auch von dem harten Falle blutende Kind zum zweiten mal in die Arme genommen und reichte es dem alten Krieger von neuem dar. Als er Alisetten wie zerschmettert, mit aufgelösten Haaren rücklings auf dem Boden liegen und sie das irre Auge und die bebenden Hände kraftlos zum Himmel richten sah, erschien ihm ihr Jammer doch noch größer als der Wahnsinn ihres Verbrechens. Er näherte sich ihr und hob sie empor. Als sie von ihrer Betäubung zu sich kam und inne wurde, daß es abermals Boleslaw war, der ihr mit männlicher Sanftmuth Fassung einsprach, warf sie sich außer sich vor Angst vor ihm nieder, umklammerte seine Knie und rief: „Ihr müßt mich retten! Ihr könnt mich nicht dem Entsetzen preisgeben! Ich lasse Euch nicht, bis Ihr mir schwört, mich zu retten!"

Sie hielt seine Füße so fest umstrickt, daß er, durch seine Wunde geschwächt, sich nicht loszureißen vermochte. Vergeblich rief er ihr zu, sich zu fassen und aufzustehen; in ihrer Betäubung hörte sie kein Wort mehr. Indessen rückten die Wagen allgemach vorwärts; zwei waren die glatte Anhöhe schon hinauf, der, auf welchem Boleslaw seinen

Platz hatte, kämpfte eben mit den Schwierigkeiten; nur vier waren noch zurück und hielten still. Es wurde die höchste Zeit, daß diejenigen, die sich erboten hatten, aus Mitleid abwechselnd kürzere Strecken zu Fuß zu gehen, ihren Weg fortsetzten. Theils, um sich an den Offizier anzuschließen, da eine höhere Stellung immer Vertrauen erweckt, theils durch das Schauspiel, das sich vor ihnen begab, angezogen, hatten fünf bis sechs dieser Krieger sich Boleslaw genähert. Da dieser jetzt von der Verzweifelten so festgehalten wurde, daß er sich nicht loszumachen vermochte, so griffen sie zu und rissen die Unglückliche mit Gewalt von ihm hinweg und schleuderten sie in den Schnee zurück. „Vorwärts, mein Herr Offizier", rief ein junger Soldat; „vorwärts, sonst bleiben wir hinter den Wagen zurück. Das Frauenzimmer hat ja gesunde Füße, sie kann besser fortkommen als wir; kommt! kommt!" damit ergriffen ihn der junge Krieger von der einen Seite und ein Dragoner von der andern beim Arm und führten ihn fort. Bei seiner geschwächten Kraft hatte ihn dieser heftige Auftritt, der sein ganzes Innerste auf so vielfache Weise in Bewegung setzte, so angegriffen, daß er sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte. Doch wandte er sich noch einmal zurück und rief der in alles aufgebender Verzweiflung am Boden liegenden Alisette zu: „Raffe deinen Muth zusammen, Unglückliche, und trage, was das Schicksal dir verhängt."

Doch sie war taub für die vernünftigen Worte, die Mäßigung, Geduld, Entschluß von ihrer in sinnlicher Erschlaffung untergegangenen Seele forderten. Zwar mit einem ahnungsvollen Grauen, aber doch durch den Wahnsinn verblendet und getäuscht, der seine Augen vor der Möglichkeit eines düstern Verhängnisses gewaltsam schließt, hatte sie das Unheil dieses Krieges um sich her von Tage zu Tage wach-

sen sehen. Daß es endlich auch sie unerbittlich erreichen werde, hatte sie als ein so unerhört unmögliches Ansinnen des Geschicks betrachtet, daß ihr jetzt, wo dieser Augenblick gekommen war, Kraft und Fassung versagte. Noch nichts wäre verloren gewesen, wenn sie nicht in der, freilich harten Nothwendigkeit, strenge Beschwerden zu tragen, schon den völligen Untergang gesehen hätte. So richtete sie sich selbst zu Grunde. Ueber das, was sie aufgeben mußte, hatte sie allen Blick für das, was ihr blieb, verloren; die furchtbare Nemesis einer unsittlichen Gesinnung, die vom Leben nur Genuß wollte und mit allen Kräften und allen Mitteln nur diesem nachgestrebt hatte, traf jetzt ihr Haupt mit zermalmender Gewalt. Auf Tage ernsten Duldens war sie nicht bereitet; hier brach sie gänzlich kraftlos zusammen und vermochte nichts als zu jammern und zu freveln. So erhob sie denn auch jetzt die Stimme zu tief in die Seele schneidenden Lauten des Jammers. „Hülfe, Erbarmen, Rettung!“ rief sie auf die Knie geworfen, und gewann nicht die Kraft, sich selbst durch den Entschluß zu retten, die Mühseligkeit so lange zu ertragen, als sie es vermochte. Erst, als der letzte Wagen sich nun auch in Bewegung setzte, und die Pferde unter wildem Rufen und Peitschenhieben, was die Kraft ihrer Sehnen vermochte, den Eisabhang hinanklimmten, da erst, als das Grausen, sich ganz allein zu sehen, sie übergewaltig faßte, raffte sie sich auf und stürzte, einer Wahnsinnigen gleich, mit aufgelösten Haaren den Davonziehenden nach. In ihrer Raserei wollte sie sich an den letzten Wagen klammern, doch die Krieger, die schon fürchteten, daß ihre Pferde das Hinderniß nicht bezwingen könnten, trieben sie mit ihren Waffen zurück und versetzten ihr Wunden und blutige Quetschungen. Von der Todesangst getrieben, packte sie jetzt das in der Kälte und auf der glatten Bahn stockende

Hinterrad des Wagens und ließ sich hinaufschleifen; doch weil diese Last die Kräfte der ermüdeten Thiere noch mehr belud, so zog ein verwundeter Kürassier, der auf dem Wagen lag, das Pistol heraus und drohte ihr, sie niederzuschießen, wenn sie nicht loslasse. Da sanken ihr, von dem plötzlichen Schrecken gelähmt, die Hände kraftlos zurück, und sie blieb winselnd und jammernd im Wege liegen. So sah sie Boleslaw, als er einen letzten Blick zurückwandte; er kämpfte unentschlossen mit sich selbst, ob er sich noch einmal zu ihr wenden sollte, doch die Kameraden zogen ihn gewaltsam fort, und der junge Soldat, der ihn führte, rief: „Laßt sie, laßt sie; die Mutter, die ihr Kind umbringen wollte, darf man nicht anrühren, sonst zieht man den Fluch des Himmels auf sich. Laßt sie, es trifft sie die gerechte Strafe."

Bald hörte Boleslaw nur noch das herzzerreißende Jammergeschrei der Unseligen, bis der Sturmwind, der sich rauh erhob und düstere Schneewirbel aufjagte, es übertönte.

Zweites Kapitel.

Bei Korithnia ereilte die Nacht das Heer; man bezog den Bivouak, oder richtete sich in den Trümmern des elenden Oertchens ein. Rasinski hatte, wie immer, durch unermüdliche Sorgfalt, durch sein Ansehen, seine Gewandtheit noch so viel für die Seinigen gewonnen, daß sie für die Umstände ein glückliches Los zogen. Aber kaum hatten sie sich an den Lagerfeuern eingerichtet, als ein donnerndes Ge-

töse ganz in der Nähe erschallte und plötzlich eine Masse von Kugeln sausend über ihre Häupter dahinfuhr.

„Wir sind angegriffen“, rief Rasinski und sprang auf; „zu den Waffen, Freunde, schnell zu Pferde!“

Im Augenblick saß er selbst zu Roß und fing schon an, seine Leute zu ordnen, als der Marschall Ney im vollen Galop heransprengte und ihn anrief:

„Oberst, recognosciren Sie mit Ihren Leuten die linke Flanke des Lagers und melden Sie mir sofort, wenn Sie auf den Feind stoßen.“

Der Marschall ritt weiter, mitten in das Lager hinein, und ordnete und sammelte die bestürzten Leute. Rasinski, an der Spitze seiner kleinen, aber entschlossenen Mannschaft, ritt in die düstere Nacht hinaus, um den Feind, der sich so furchtbar angekündigt hatte, aufzusuchen. Es befremdete zwar, daß seine Artillerie nur eine Salve gegeben hatte und nun so plötzlich schwieg, doch war der Kampf bei diesem Rückzuge, der in Nacht, Wald und unwegsamen Schneeeinöden geführt wurde, so reich an seltsamen Ereignissen, daß man jeden Tag etwas bisher in der Geschichte des Kriegs Unerhörtes erfuhr.

Auf eine Anhöhe dicht am Lager gelangt, glaubte Rasinski auf dem weißen Schneegrunde einige schwarze Massen zu erblicken. „Ist das Waldgebüsch oder sind es Leute?“ fragte er zu Jaromir gewandt.

„Noch läßt sich nichts unterscheiden“, erwiderte dieser.

„Darauflos denn, in Gottes Namen“, befahl Rasinski und ritt näher. Bald aber senkte der Boden sich in eine Schlucht hinab, deren steilen Rand man nicht hinunterreiten konnte, man mußte also dem Laufe derselben folgen. Da brausten plötzlich wie ein aufgescheuchtes Geflügel etwa funfzehn bis zwanzig Kosacken aus einer Windung der Schlucht

herauf und sprengten mit ihren kleinen behenden Pferden jenseit die minder steile Höhe hinan. Mehr um sie zu schrecken, als weil man ihnen Schaden thun konnte, ließ Rasinski Feuer auf sie geben; sie flogen flüchtig über das Feld und verschwanden im Dunkel. Wenige Minuten später geriethen auch jene schwarzen Massen auf dem Schneefelde in Bewegung, und man erkannte, daß es wahrscheinlich eine größere Abtheilung von Kosacken war, die sich auf die Nachricht, die jene Versprengten ihnen von dem Anrücken des Feindes gaben, zurückzog.

Mit Vorsicht führte Rasinski die Seinigen jetzt an einer minder gefährlichen Stelle hinab. Hier entdeckte er bald die Ursache des Getöses, welches man für einen Artillerieangriff gehalten hatte. Man fand nämlich eine Anzahl Kanonen und Protzkasten vor mit Munition, jedoch vernagelt, die aus Mangel an Fortschaffungsmitteln stehen geblieben waren. Etwas weiterhin entdeckte man die Trümmer aufgesprengter Geschütze und Pulverkarren. Wahrscheinlich hatten die eben geflüchteten Kosacken mehrere dieser Karren angezündet und waren bei dem Versuche, die übrigen aufzusprengen, nur durch Rasinski's Ankunft gestört worden.

Rasinski war froh, die wahre Ursache des blinden Lärmens entdeckt zu haben, und wollte daher eilig mit seinen Leuten zurück, um dem Marschall die Meldung zu machen. Doch indem er in der Schlucht entlang ritt, sah er, etwa dreißig Schritt vor sich, einen Mann in vollem Lauf oben auf der Höhe ihres Randes dahineilen. In der Meinung, es sei ein Russe, rief er ihn in der Landessprache an und befahl ihm zu stehen. Der Flüchtige stutzte, wandte sich jedoch rasch wieder zur Flucht um; allein da die Schlucht an dieser Stelle leicht hinanzureiten war, sprengten Rasinski und Jaromir sofort hinauf, und zwei Reiter folgten

ihm, um den Russen, der vielleicht über die Stärke und Nähe des Feindes wichtige Auskunft geben konnte, nicht entschlüpfen zu lassen. Er floh in voller Hast, doch nach wenigen Schritten sank er in den tiefen Schnee ermattet nieder und wurde von den Verfolgern ergriffen. Zum großen Erstaunen Rasinski's rief der Gefangene, indem er sich ergab, aus: „Spricht jemand französisch unter euch?“

„Der Teufel, diese Stimme sollte ich kennen“, entgegnete Rasinski französisch; „wer seid Ihr?“

„Rasinski, Ihr selbst? Ist's möglich?“ rief der Gefangene und streckte ihm freudig die Arme entgegen; „ich bin Regnard, erkennt Ihr mich nicht?“

„Regnard! Wie in aller Welt kommt Ihr hierher?“ fragte Rasinski mit freudigem Erstaunen.

„Die Geschichte ist kurz und faßlich, aber nicht erbaulich“, erwiderte Regnard, „und Ihr sollt sie ausführlicher hören, als Euch freuen wird; doch rathe ich Euch, nicht hier zu verweilen, sondern einen sicherern Ort aufzusuchen, wenn es einen gibt. Denn im Vertrauen gesagt, es sind mehr Russen hier in der Nähe als Bäume in diesen Fichtenwäldern. Aber wie kommt Ihr hierher?“

„Mit dem Marschall Ney aus Smolensk“, antwortete Rasinski; „unser Bivouak ist keine fünfhundert Schritte von hier.“

„So laßt uns eilen, ihn zu erreichen. Im Gehen werde ich erzählen.“

Jaromir bot dem Obersten sein Pferd an, doch dieser lehnte es ab und schritt zwischen ihm und Rasinski rasch vorwärts dem Bivouak zu.

„Ihr wißt“, begann er, „daß ich mit dem Vicekönig von Italien aus Smolensk ausrückte. Gestern wurden wir drei Stunden von hier von den Russen angegriffen, und ich

gerieth in Gefangenschaft. Die Kosacken trieben mich mit der Knute vor sich hin, bis ich einen russischen General antraf, dem ich auf französisch zurief, er möge mich von dieser infamen Mishandlung befreien. Die Bestie aber lachte hell auf und meinte, die Knute der Kosacken mache so wenig Unterschied zwischen Rang und Stand des Soldaten wie die Kanonenkugeln; ich möchte mich daher in mein Schicksal ergeben."

Rasinski knirschte vor Zorn mit den Zähnen. „Diese Henkersknechte", rief er ingrimmig aus; „freilich sie, die selbst unter dem Gesetz der Peitschenhiebe und der Fußstöße stehen, können die Ehre eines tapfern Gegners nicht achten. Weiter, weiter!"

„Man hätte mich wol gern auf den Schub gebracht, nach Tobolsk oder Irkutsk hin, allein zum Glück oder Unglück waren zu wenig Gefangene gemacht worden, um den Transport zu lohnen; so wurde ich von den Kosacken, denen ich in die Hände gefallen war, mit herumgeschleppt. Vor zehn Minuten hatte ein Rudel dieser Kerle hier eine von uns im Stich gelassene Batterie aufgesprengt, muß aber dabei von euch oder andern gestört worden sein; denn die Helden kamen, was ihre kleinen Katzen nur durch den Schnee laufen wollten, bei dem Pulk, welches droben am Walde hält, an und meldeten, der Feind sei da und ziehe heran. Der Kosack ist aber nur tapfer gegen einen flüchtigen, ermatteten, wehrlosen Feind. Zeigt man ihm das Angesicht, so flüchtet er in größter Schnelligkeit. Das thaten auch die Leute dort oben, und so benutzte ich einen Augenblick der Verwirrung, um mich zu ranzioniren. Da fiel ich Euch in die Hände. Nun, Euer Gefangener, Rasinski, bleibe ich; Ihr dürft nicht bange sein, daß ich Euch entwische."

„Aber Ihr erwähntet eines Gefechts, das der Vicekönig

bestanden. Wie verhielt es sich damit?" fragte Rasinski besorgt.

„Ich ritt", begann Regnard ernster, „an der Seite des Prinzen; wir überließen uns unsern düstern Gedanken, die durch die traurige Umgebung ringsher immer neu erweckt wurden. Etwa zwei Stunden vor Krasnoe stutzen plötzlich die zerstreuten, aber zahlreichen Soldaten, die außer Reihe und Glied, ihrer Willkür überlassen, um uns her marschiren. Sie drängen sich aufeinander, sie bilden eine Masse. Jetzt werden wir aufmerksam. Da krönen sich plötzlich die Höhen vor uns mit schwarzen Massen, und mit Schrecken sehen wir ungleich überlegene Streitkräfte zwischen uns und der Heimat sich aufstellen, die uns mit ehernen Riegeln den Ausweg aus den Schneewüsten Rußlands zu versperren drohen. Doch was jedes Soldatenherz noch mehr erschüttern mußte, diese unübersteigliche Mauer thürmte sich zwischen uns und unsern großen Kaiser, für den Vicekönig zwischen Vater und Sohn auf. Jetzt erst bemerkten wir, daß der raschere Schritt unserer Pferde uns unserm Corps um eine Stunde vorausgeführt hat, und die Straße nur von abgezehrten, kraftlosen, unbewaffneten Flüchtlingen ringsumher wimmelt. In demselben Augenblick reitet ein russischer Parlamentär heran und fordert uns auf, uns zu ergeben. «Zwanzigtausend Russen sperren euch den Weg», ruft er; «funfzig Kanonen sind bereit, euch zu zerschmettern; der Kaiser mit seiner Garde ist gänzlich geschlagen, vielleicht in diesem Augenblick schon gefangen.» — Ich sehe den Unwillen des Vicekönigs, dem die Sprache zu einer Antwort auf diesen Antrag versagt. Daher rufe ich heftig: «Fort mit euch! Habt ihr zwanzigtausend Mann, so haben wir achtzigtausend. Ein französischer Feldherr ergibt sich nicht vor der Schlacht.» — Der Russe reitet zurück. Es vergehen nicht zwei Minuten,

so sind die Höhen vorwärts und zur Seite mit Batterien gekrönt. Plötzlich blitzt es und eine düstere Dampfwolke steigt über dem weißen Schnee auf, als wenn rings die Schlünde des beeisten Hekla gähnten; ein Hagel von Kartätschen und Granaten schmettert auf uns nieder. Die waffenlosen Flüchtlinge drängen sich zusammen wie eine scheue Heerde, in die der Wolf bricht. Der Vicekönig ist außer sich, von seinem Corps getrennt zu sein; er fühlt, daß er sich an die Spitze desselben stellen müsse, und kann sich doch nicht entschließen, die hülflose Schar um uns her zu verlassen.

„Doch sein Generalstabschef, General Guilleminot, treibt ihn an, zurückzueilen, indessen wir die entmuthigten Leute um uns her auffordern, sich zu sammeln und Widerstand zu leisten. Unter den Zerstreuten waren eine Menge Offiziere, Obersten, ja selbst Generale, die alle zu Fuß gingen. Sie übernehmen rasch das Commando der im Augenblick gebildeten Compagnien; der General wird Kapitän, der Oberst sein Lieutenant, der Offizier tritt als Gemeiner in Reihe und Glied. Jeder behilft sich mit der Waffe, die ihm geblieben ist; wenige haben Gewehre, die meisten nur noch das Seitengewehr zum Holzspalten im Bivouak, viele gar nur einen Knüttel, an dem sie eben noch ihren abgematteten Körper mühsam fortschleppten. Aber der Muth, das entflammte Ehrgefühl ersetzt alles. So rücken wir, während der Vicekönig zurückeilt, entschlossen gegen den Feind an.

„Eine Stunde ertragen wir sein zerschmetterndes Kartätschenfeuer; vergeblich harren wir darauf, daß der Vicekönig sich mit den Seinigen bis zu uns durchzuschlagen und uns Bahn nach Krasnoe brechen soll. Er mußte gleichfalls von mächtigen Feinden angegriffen sein, denn wir hörten hinter uns und weit vor uns den Donner der Kanonen. Von Smolensk bis Krasnoe schien der Weg ein Schlachtfeld zu

sein. Da endlich, als wir vorwärts kein Heil mehr für uns sehen, beschließen wir, uns rückwärts zu dem Vicekönig Bahn zu machen, von dem dichte Colonnen uns schon abzuschneiden begannen. Wir rotten uns in Massen zusammen und nehmen unsern Weg zurück wieder in die Oede des furchtbaren Altrußland hinein. Der dicht an den großen Weg herangerückte Feind begreift anfangs das Unternehmen nicht; er stutzt und läßt uns halb vorüber, ruft uns, da wir an seinen Linien vorbeieilen, zu, uns zu ergeben. Wir hören nicht; denen, die uns nahen, antworten nur Flintenschüsse und Bajonnetstöße. Da bricht die Wuth der Feinde grimmig aus. In gleichem Augenblick geben zehntausend Mann und dreißig Kanonen Feuer auf uns, und die Hälfte unserer Tapfern liegt zerschmettert und röthet den Schnee mit ihrem Blute. Die andern aber rücken unaufhaltsam, geschlossen vorwärts; kaum ein Blick sagt den gefallenen Kameraden Lebewohl. Die Donner des Feindes krachen hinter uns her, seine Kugeln rissen ganze Reihen fort. Dennoch gelangt eine kleine Schar endlich bis zu den Freunden, die sie mit offenen Armen empfangen. Auch ich glaubte das Ziel glücklich gewonnen zu haben; da führt der Teufel ein Pulk Kosacken hinter uns drein, die sich jetzt erst heranwagen und die einzelnen Nachbleibenden zu Gefangenen machen. So gerieth auch ich in ihre Gewalt und — das Uebrige wißt Ihr."

„Wir freuen uns, es von Euch selbst gehört zu haben", sprach Rasinski und reichte ihm die Hand. „Aber der Vicekönig? Sein Schicksal kennt Ihr nicht?"

„Doch, doch, Rasinski; wäre er verunglückt, ich würde nicht von mir zuerst gesprochen haben. Er schlug sich den Tag über wie ein Löwe — nun Ihr werdet vielleicht die Spuren sehen. Endlich nahm ihn die Nacht in ihren Schutz.

Sei es, daß die Russen ihn heute schonen wollten, denn bei Gott! wir verkauften unser Leben nicht wohlfeil; sei es, daß sie ihres Triumphs zu gewiß zu sein glaubten, allein sie machten keinen entscheidenden Angriff, um die Sache zum Schluß zu führen, sondern begnügten sich, alle Stellungen und Ausgänge besetzt zu halten. Aber am Morgen war das Nest dennoch leer, und die Sonne ging gerade zeitig genug auf, um den Russen zu zeigen, wie die tapfere Schar, schon außer der Möglichkeit, erreicht zu werden, auf Krasnoe anrückte. Ich selbst sah ihre Bajonnete im Morgensonnenglanz leuchten und — lacht mich nur aus ins Teufels Namen — aber ich sprach wahrhaftig ein Dankgebet, wie ich's seit meinen Knabenjahren nicht gethan."

„Doch wie war der Marsch möglich?" fragten Rasinski und Jaromir aus Einem Munde.

„Diesmal danken wir's euch, den Polen", antwortete Regnard bewegt; „und wenn Frankreich ein Gedächtniß hat, so wird es sich, solange es Franzosen und Polen gibt, daran erinnern, daß es euch die Köpfe eines ganzen Armeecorps schuldet, und überdies den des tapfersten und menschlichsten Feldherrn, der jemals französische Soldaten ins Feuer geführt hat."

Rasinski war aufs äußerste gespannt.

„Hört zu! Es ist Wahrheit, denn mir hat es ein sterbender Landsmann gesagt, der leider nur den halben Weg der Rettung zurücklegen konnte."

„Es war Nacht geworden. Der Vicekönig gab sich verloren. Doch wollte er noch den verzweifelten Versuch machen, den Feind zu umgehen. Da dieser durch des Prinzen Demonstrationen bewogen, seine größte Kraft auf die linke Seite des Wegs concentrirt hatte, beschloß der Feldherr, ihn auf seinem linken Flügel, nämlich auf der rechten Seite des

Straße, zu umgehen. Leise bricht er mitten in der Nacht auf, läßt aber seine Feuer zurück. Mit angehaltenem Athem und behutsamem Schritt zieht er sich durch die Schneefelder an der langen russischen Linie dahin. Da tritt der Mond, als ob in diesem Lande uns alle Kräfte der Natur feindlich gesinnt wären, urplötzlich hinter schwarzen düstern Wolken hervor und beleuchtet die Schneefläche mit vollem Glanze. Die Unserigen sehen die Russen so deutlich vor sich, daß sie auch von diesen so klar wie am hellen Tage bemerkt werden müssen. Selbst dem Tapfersten fällt hier der Muth. Eine russische Schildwache ahnt, was vorgeht; sie ruft an. Und jetzt war Frankreichs edelster Feldherr, der Stolz des Heeres, jetzt waren die tapfersten Krieger unwiederbringlich verloren, wenn nicht ein Pole sie rettete. Oberst Kliski —"

„Ha! wackerer Landsmann!" unterbrach Rasinski den Erzähler mit leuchtenden Augen, denn er ahnte bereits den Zusammenhang.

„Oberst Kliski sprengt, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, vor und ruft dem Russen mit gedämpfter Stimme zu: «Wahnsinniger! Wirst du schweigen! Siehst du nicht, daß wir von Uwarow's Corps sind und uns dem Feinde in den Rücken schleichen?»

„Der Soldat, der seine Landessprache hört, steht gefesselt still. Mehrere Kameraden, auch einige Offiziere, die die Worte gehört haben, treten näher und bieten einen guten Abend. Kliski hält still, spricht mit ihnen leise, aber freundschaftlich, ersucht sie, die Kosacken zurückzuhalten, damit ihr Vorwitz kein Unheil anrichte, und wartet so, mitten unter den Feinden, bis er sieht, daß die Unserigen freie Bahn gewonnen haben. Jetzt sprengt er ihnen nach, und in der nächsten Stunde ist die Rettung vollendet."

Rasinski hatte männliche Thränen der Freude im Auge,

als er die That des Landsmanns hörte. „Braver Kliski", sprach er nochmals, „du warst von jeher der Stolz Polens! du wirst es auch für fernere Jahrhunderte bleiben!"

„Ja, Frankreich schuldet euch einen großen Dank, ihr Polen", fuhr Regnard fort; „es wäre der Verachtung werth, wenn es dessen nicht ewig gedenken, und euch vergelten wollte, wenn's die Zeit herbeiführt."

„Von wem habt Ihr aber den Bericht?" fragte Rasinski.

„Vom Kapitän Lebrun", erwiderte dieser, „vom vierzigsten Regiment; ein braver Junge, dem es hätte besser ergehen sollen."

„Ich kenne ihn", sprach Jaromir nicht ohne Bewegung; „er bivouakirte in Moskau dicht an unserm Quartier, wir machten noch am ersten Abende einen Spaziergang zusammen durch die Stadt. Und er ist geblieben?"

„Er war am Tage verwundet worden", fuhr Regnard nicht ohne Bewegung fort; „doch strengte er sich aufs äußerste an, um den Rettungsmarsch zu vollenden. Das Heer war schon in Sicherheit, als ihn die Kräfte verließen, er blieb zurück und wurde von schwärmenden Kosacken aufgehoben. Der Zufall führte uns zusammen; er erzählte mir, was geschehen war. Die hündische Behandlung, die er erfuhr — denn gefüttert hat man uns auch nicht — der Blutverlust — kurz, es wurde ihm zu viel. Nun liegt er still auf dem kalten Schnee, wie so viel Tausende von uns. Einer mehr — wer fragt danach! Aber — es war doch ein braver Junge!"

So sehr Regnard sich bemühte, den trockenen, kurzen Ton seiner Redeweise beizubehalten, so mußten doch diejenigen, die ihn näher kannten, die Beimischung von Rührung, der er sich nicht erwehren konnte, auffallend genug bemerken. Aber die Zeit war danach, auch die Härte-

sten zu erweichen und dem Kältesten heiße Thränen zu erpressen.

Indessen hatte man den Bivouak wieder erreicht. Jaromir in tiefen, düstern Gedanken, denn die Erinnerung an Lebrun rief ihm alle Ereignisse jenes Tages, der so verhängnißvoll für ihn wurde, wieder mit erneuter Lebhaftigkeit vor die Seele zurück. Selbst die grausenvollen Gemälde des Entsetzens, die er jetzt täglich rings um sich her sah, hatten nur bleiche Farben gegen jene Bilder der glühenden Erinnerung. So ist alles Leiden und alles Glück des Menschen im Innersten seiner Seele gegründet, und kein äußeres Ereigniß vermag sich so tief in seine Brust zu prägen, als die selbstbereiteten Qualen oder Freuden darin eindringen. Alisettens Schicksal kannte er indessen noch nicht, denn der schonende Boleslaw hatte es ihm verschwiegen, weil er wußte, wie es ihn erschüttern mußte.

Rasinski und Regnard begaben sich zum Marschall Ney, um diesem Bericht abzustatten. Der Feldherr hörte mit äußerster Spannung, was ihm Regnard von den Ereignissen des vorigen Tages berichtete. Er forschte genau nach der Stärke und den muthmaßlichen Absichten des Feindes; die Antworten konnten nicht beruhigend ausfallen.

„Ich sehe einen heißen Tag vor uns; aber es wird ein Tag der Ehre sein“, sprach er mit dem entschlossenen, ruhigen Tone des Helden; „doch gönnen wir dem Krieger heute seine Ruhe; er wird es morgen zeitig genug erfahren, daß er nicht nur mit allen Schrecken der Natur, sondern auch mit einem überlegenen Feinde zu kämpfen hat. Ich hoffe, wir werden beide besiegen. Zwei Stunden nach Mitternacht wollen wir fort.“

So entließ der Marschall Rasinski und Regnard.

Am Wachtfeuer fanden sie Jaromir und Boleslaw, die

einzigen noch übrigen Offiziere des Regiments. Regnard fragte nach Ludwig und Bernhard. Ein düsterer Blick Rasinski's ließ ihn nicht an ihrem Schicksal zweifeln. „Also auch todt!“ sprach er und schüttelte das Haupt. „Dieser mit Eis gepanzerte Boden ist blutgieriger als ein Vampyr!“

Jaromir versuchte, indem er erzählte, was man von den beiden Verschwundenen wußte, noch einmal die Hoffnung für sie rege zu machen; doch Rasinski, sonst immer noch voller Muth und Vertrauen, wo andere schon längst alles verloren gaben, wies jeden Trost dieser Art zurück. „Hier hoffe ich nichts für mich“, sprach er; „dafür fürchte ich auch dort“, er deutete mit der Hand nach der Richtung, die das Heer zu nehmen hatte, „was mich betrifft, um so weniger. So gleichen sich die Dinge aus.“

„Mir liegt noch eine Sorge auf dem Herzen“, nahm Regnard das Wort nach einer Pause. „Mein junger Freund dort wird mir vergeben, wenn ich damit vielleicht alte verdrießliche Erinnerungen berühre. Aber die jetzige eiserne Zeit hat ja wol die leichten Spuren voriger, achtlos hingelebter Tage genug verwischt, um alles, was von dort herstammt, ins Meer der Vergessenheit zu versenken. Weiß niemand von euch, was aus Alisette geworden ist?“

Jaromir heftete den Blick finster auf den Boden und hüllte sich, zusammenschauernd, dichter in den Mantel ein. Boleslaw war unschlüssig, ob er antworten sollte.

„Ich hatte mich“, fuhr Regnard, der in dieser Beziehung mit der den meisten Männern gewöhnlichen Gleichgültigkeit über das Unsittliche seines Verhältnisses zu dem Mädchen dachte, und es daher auch ohne Bedenken völlig entschleierte; „ich hatte mich seit jenem Ereigniß in Moskau von ihr getrennt. Daß sie leichtsinnig sei, wußte ich zwar, allein auf solche Weise durfte ich's nicht wissen. Die

Auflösung unsers Verhältnisses mochte ihr auch selbst lieb sein. Jetzt aber nehme ich doch Antheil an ihrem Schicksale, und mehr noch an dem unsers Kindes. Denn, warum sollte ich's Hehl haben, daß ich der Vater bin? Ich werde es niemals verleugnen. Schon jetzt hätte ich Alisetten die Sorge dafür abgenommen — denn das kleine Wesen muß anders erzogen werden, als seine Mutter es vermag —, wenn es nicht, solange der Feldzug dauert, am besten in ihrer Obhut geblieben wäre. Einer weiblichen Pflege bedurfte es doch, und so war die Mutter immer die Nächste. Ich verschaffte ihr daher in Moskau Wagen und Pferde und gab ihr reichliches Reisegeld. Jetzt aber wird dergleichen freilich alles unzureichend; seit den ersten Tagen des Ausmarsches ist sie mir nicht zu Gesichte gekommen; es mag ihr am Ende übel gehen. In der Gefangenschaft drüben hatte ich so meine eigenen Gedanken darüber, die man freilich, bevor die Noth des Lebens kommt, zumal hier in dem Kriegsgetümmel nur zu leicht vergißt. Jetzt soll es aber mein erstes sein, mich um sie und um das Kind zu kümmern, denn ich bin insofern verantwortlich dafür, als ich sie bestimmt habe, mir nach Rußland zu folgen. Ihr, meine Freunde, werdet mir gewiß euern Beistand dabei nicht versagen."

Boleslaw schwieg in peinlicher Verlegenheit, denn er empfand es zu tief, wie Jaromir durch die Erzählung der Wahrheit erschüttert werden würde; doch das Kind war am Leben, war sogar in der Nähe, und dies mußte der Vater, der die Sorge dafür übernehmen wollte, erfahren. Es war ihm daher sehr willkommen, daß Jaromir, durch das Gespräch von seinen schon vorher mächtig geweckten Erinnerungen zu heftig bewegt, aufstand und mit hastigen Schritten den Platz verließ, um seine Erschütterung zu verbergen.

„Hm! das thut mir leid“, sprach Regnard, der die Ursache errieth; „ich kann aber nicht begreifen, wie ein Mann so reizbar sein kann.“

„Lassen Sie es uns lieb sein, Oberst“, nahm Boleslaw das Wort, „daß wir allein sind. Ich kann Ihnen leider Nachrichten von der Unglücklichen geben.“

Er erzählte hierauf den Vorfall, von dem er diesen Morgen Zeuge geworden war, und der ihm jetzt erst, da er erfahren hatte, daß Alisette wirklich die Mutter des schuldlosen kleinen Wesens war, das Innerste mit Schauder über diese an Wahnsinn streifende Entartung der Natur erfüllte. Nur die Betäubung, in die das furchtbare, entsetzliche Elend ringsumher ein Gemüth stürzen mußte, das niemals gewohnt war, sich an etwas Höheres, als dieses irdische Dasein bietet, zu wenden, gab ihm eine halbe Erklärung und Entschuldigung des Verbrechens.

„Die Unnatürliche!“ rief Regnard empört, als er die That vernahm. „Wo ist aber das Kind, ist es gerettet? Sagen Sie mir alles.“

„Es wird wenige Schritte von hier wol schon des süßesten Schlummers genießen“, sprach Boleslaw; „ich will Sie dahin führen.“

Er ging mit ihm zu dem Bivouak, wo der verwundete Chasseur, der mit der kranken Witwe eines Tambours die Sorge um das Kind theilte, gelagert war. Mit Ehrfurcht stand der alte Soldat auf, als sich Regnard ihm näherte.

„Kamerad“, sprach dieser heftig bewegt, „ich bin dir mehr als mein Leben schuldig geworden, denn du hast mein Kind gerettet.“

„So viel hätte die Mutter nicht dafür gegeben!“ antwortete der Chasseur. „Aber nun ist es gut aufgehoben,

mein Oberst! Seht nur her, dort liegt es und schläft wie eine kleine Prinzessin."

Es war eine Art von Korb, warm in Heu und Moos gepackt und mit einem leichten Tuche überdeckt. Die Witwe des bei Wiazma gebliebenen Tambours saß daneben und behütete es.

Regnard betrachtete es gerührt. Er küßte es leicht auf die Stirn, nahm sich aber in Acht, es zu erwecken. Dann wandte er sich zu der Frau und dem Chasseur: „Freunde, wenn Gott uns nach Frankreich zurückführt, will ich euch vergelten, wie ich vermag. Jetzt bin ich arm und bloß wie ihr, denn ich komme aus russischer Gefangenschaft. Aber haltet euch zu mir; wir wollen Leid und Freude und Sorge um das kleine Engelchen theilen. Für den Augenblick aber vermag ich euch nichts zu bieten als diesen Handschlag zum Dank!"

„Wahrhaftig, das ist auch das Beste, mein Oberst", rief der Chasseur, indem er kräftig einschlug. „So eine Hand, auf die man sich verlassen kann, ist jetzt mehr als ein Haufen Gold. Gelt, Ihr zieht mich doch aus dem Schnee, wenn ich irgendwo stecken bleibe? Ich habe in den letzten Tagen manchen gekannt, der wol noch mit uns marschirte, wenn sein Kamerad nicht zu müde und verzweifelt gewesen wäre, um sich drei Minuten bei ihm aufzuhalten und ihm aus einem Schneeloche zu helfen, in welches man als Bube hundertmal in einem Tage zum Scherz gefallen und wieder herausgesprungen wäre! Auf solch eine Hand, mein Oberst, da zählen wir. Aber Gold? Das hat hier keinen sonderlichen Curs. Als wir vor vier Tagen in Smolensk einrückten, saß ein Artillerist vor dem Thore am Wege und hatte Euch einen Klumpen reinen Silbers wie ein Kindskopf groß auf den Knien; es mag wol aus

einem moskowitischen Taufbecken zusammengeschmolzen gewesen sein und die Reise als Kanonenkugel im Protzkasten mitgemacht haben. Aber einerlei, was geht das mich an? Nun, das Stück Silber bot er feil um ein Brot und eine Flasche Branntwein. Aber glaubt Ihr, daß er es vom Morgen bis zum Abend los geworden war, obwol Tausende an ihm vorbeikamen. Er war endlich glücklich genug, als ihm ein italienischer Oberst ein Stückchen Brot, so groß wie eine Hand, und einen kleinen Schluck aus seiner Feldflasche dafür bot, zusammen nicht für einen Sous an Werth. Ja, so ändern sich die Dinge, mein Colonel; allein ein französisches Soldatenherz soll sich nicht ändern. So denke ich, mein Oberst! Topp, ich schlage ein! Hand gegen Hand! Mit meinen Wunden, denke ich, wird es bald besser gehen, und dann können wir einander vielleicht aushelfen."

Der Alte hätte wol noch eine Viertelstunde geschwatzt, wenn ihn Regnard nicht unterbrochen und gefragt hätte, wie er heiße und bei welchem Regiment er stehe — denn die Uniformszeichen waren nicht mehr ganz kenntlich, und manches fremde Kleidungsstück hatte die Tracht abenteuerlich genug verändert.

„Und Ihr bleibt auf einem Wagen mit der guten Frau dort?" fragte Regnard.

„Ja freilich, solange unsere Pferde laufen wollen; wenn aber das Futter nicht besser ist als hier, so wird es so gar weit nicht mehr sein."

„Und wie heißt Ihr?"

„Jacques Désiré Pallier, mein Oberst! und diese Frau ist die Witwe René."

„Gut, Pallier! Gut, Frau René! Wir wollen uns schon

wiederfinden. Für heute gute Nacht, und haltet mir ja das Töchterchen warm."

Sie kehrten hierauf zum Bivouak zurück, wo die Ermüdung sie bald in tiefen Schlaf versenkte.

Drittes Kapitel.

Ein bleicher Mondschein fiel durch graues Gewölk, der Wind strich hohl sausend über die Waldspitzen und Schneesteppen dahin, als die Krieger von neuem aufbrachen. Keine Trommel bezeichnete ihren Abmarsch. In tiefster Stille, so lautete der Befehl, rüsteten sie sich zu der mühevollen Wanderung. Regnard hatte vom Marschall ein Pferd erhalten und blieb als Adjutant in dessen Nähe. Rasinski marschirte mit den Seinigen, da man einen Angriff befürchtete, an der Spitze und ganz in der Weise, als erwarte man den Feind von vorn her.

Der Marschall war anfangs überall zugegen, wo gerade der Augenblick ihn forderte; nachdem der Zug durch sein Ansehen sich soviel als möglich geordnet hatte, glaubte er, daß der angemessenste Platz für ihn jetzt der sein werde, wo man den Angriff des Feindes zuerst vermuthen durfte.

Indessen legte man mehrere Stunden Weges wie immer mit großer Anstrengung in dem tiefsten Schnee zurück, ohne auf irgendeine Weise beunruhigt zu werden. Die Kälte hatte in den letzten Tagen etwas nachgelassen, sodaß man durch sie nicht mehr soviel zu leiden hatte; es schien sogar,

als wolle Thauwetter eintreten. Der Himmel war leicht bezogen, erneutes Schneegestöber jedoch nicht zu fürchten. Jetzt begann die Sonne im Rücken des Heeres das Gewölk zu röthen, und matter Dämmerschein verbreitete sich über der todten Landschaft. Man war es bereits gewohnt geworden, in jeder Vertiefung, in jeder nur einigermaßen steilen Schlucht, weggeworfene Waffen, Gepäck, Helme, Gewehre, oft auch Kanonen und Munitionswagen zu finden, und nicht selten lagen einzelne, durch Entkräftung oder Hunger umgekommene Krieger daneben hingestreckt. Hier aber häuften sich diese Zeichen einer furchtbaren Auflösung und Zerstörung der geordneten Heermassen auf eine selbst das Bedenken der Tapfersten erregende Weise. So schauerlich die Nacht mit ihren geheimnißvoll verhüllenden Schleiern war, so wurde der Tag, der sie hob, doch noch entsetzlicher.

Plötzlich entwölkte sich der Osthimmel, und die eben über den Horizont heraufschwebende Sonne stand dunkelroth hinter dem Heere und warf ihre Strahlen gleich einem langen blutigen Strom über die Schneewüsten hin. Die Schatten der Menschen und Pferde streckten sich wie schwarze Riesengestalten in unendlicher Länge über die weiße Ebene, und kreuzten sich in tausendfacher Verworrenheit. Seltsam überrascht, wandte sich jedes Auge zurück. Seit länger als einer Woche hatte man das Bild der Sonne nicht gesehen; heute zeigte es sich zum ersten male wieder; aber das Gestirn, welches sonst Erquickung und Freude selbst in die Brust des Verzagtesten strahlt, weckte jetzt nur ein banges Grauen. Denn wie ein drohendes Glutauge, unter den Brauen finster herabhängender Wolken, stand es da; es schien seine düstern Schleier nur zurückgestreift zu haben, um fürchterlicher auf das Bild des Entsetzens und Verderbens, das die Erde darbot, herabzublicken.

„So ging die Sonne bei Mosaisk auf“, sprach Jaromir leise zu Rasinski; „der Kaiser nannte sie die von Austerlitz.“

Rasinski wollte in diesem Augenblick absichtlich nicht auf die Anspielung eingehen. „Ich glaube, wir bekommen einen klaren Tag“, erwiderte er daher; „wenn der Wind nicht umsetzt —“

Ein dumpfer Ausruf des entsetzten Erstaunens rings um ihn her unterbrach ihn mitten in seinem Worte. Er wandte verwundert das Haupt nach der Gegend, woher der Ruf ertönte, und übersah nun mit einem Blicke die Ursache des Schreckens, der die Krieger ergriffen hatte. Man war eben eine leichte Anhöhe hinangeritten und hatte jetzt das ganze Feld ausgebreitet vor sich. Da lagen, so weit das Auge reichte, auf dem weißen Schneegrunde in schwarzem Gewimmel die Leichen von Menschen und Pferden, die Trümmer zerschmetterter Geschütze, Wagen, Waffen, Feldgeräth, Gepäck.

Es war das Schlachtfeld, wo der Vicekönig zwei Tage zuvor, von allen Seiten angegriffen, sich so muthvoll vertheidigt hatte.

Eine tiefe Stille herrschte rings in den Reihen der Krieger; der grauenvolle Anblick war unvermuthet wie ein gigantisches Gespenst vor sie hingetreten und drang mit entsetzenvoller Versteinerung aller warmen Lebenskräfte in ihre Brust ein. Kaum ein Athemzug war hörbar, als wage niemand das heilige Grauen dieses Leichenfeldes, wo der Tod selbst in den Armen des Winters erstarrt war, durch einen menschlichen Laut zu unterbrechen. Sogar der Marschall war davon ergriffen; doch nur einen Augenblick. Im nächsten warf er schon die Adlerblicke des Feldherrn über die

Landschaft und suchte den Feind und die Stellung, in der er ihm am vortheilhaftesten begegnen könne.

„Soldaten", redete er, zu den Kriegern gewendet, die Scharen an, die sich jetzt dichter und dichter die Höhe hinanzogen, „Soldaten, hier haben unsere Kameraden einen Tag des Ruhms gefeiert und sich Bahn gebrochen mitten durch den Feind. Ihr Beispiel sei euer Vorbild! Vielleicht wird uns heute das Glück, einen gleichen Ruhm zu erwerben."

Rasinski trug gleichfalls jene feste Haltung des Mannes, die er äußerlich nie verlor, in seinen Zügen. „Freunde", sprach er zu den Seinigen, „die hier liegen, starben einen ruhmwürdigen Tod. Dieser Schnee ist von edelm Blute geröthet. Es muß euern Grimm entflammen, euch zur Rache anspornen! Gedenkt dessen, wenn ich euch den Feind zeigen kann." Während er sprach, loderten die hellen Flammen des Zorns aus seinen dunkeln Augen. Er warf das Haupt stolz empor und legte die Hand wie unwillkürlich an den Säbel. Sein Blick drang wie ein zündender Blitzstrahl in die Seelen der Krieger; unter einem solchen Führer konnte ihr Muth nie dahinsterben. In einem Augenblicke schmolz sein Auge die kalten Fesseln des Grauens hinweg, mit dem der Anblick dieser schweigenden Gefilde des Todes ihre Brust umschleiert hatte, und frei regten sich die Flügel des Muths, die edeln Schwingen des Zorns wieder.

Der Zug bewegte sich vorwärts. Wie man allmählich den sanften Hügelabhang hinunterrückte, kam man dem Schlachtfelde, welches man von der Höhe nur im allgemeinen überblicken konnte, näher und näher und zog sich endlich mitten durch die Spuren der Verwüstung hindurch. Der Marschall ritt an der Spitze und überblickte ernst, aber ruhig das Feld des Ruhms und des Todes. Es fing jetzt

an deutlicher zu werden und die Stellungen der Truppen in der Schlacht zu bezeichnen. Regnard ritt neben Rasinski und deutete hier und da auf die Todten am Wege, aus deren Uniformen man erkennen konnte, welche Regimenter hier gefochten hatten. „Dort stand die vierzehnte Division", rief er und zeigte auf eine Stelle zur Seite, wo die glänzenden Schilder zerschmetterter Tschakos noch die Regimentsnummer erkennen ließen.

„Dort muß die italienische Garde gefochten haben", entgegnete Rasinski, „denn dort liegen ihre Todten. Wo aber mögen die Lebendigen weilen?"

Diese letzten Worte sprach er mit gedämpfter Stimme, weil er seine Besorgnisse nicht verrathen wollte; allein ein Blick, den er auf Regnard richtete, gab nur zu deutlich zu erkennen, was er dachte.

„Hm!" murmelte dieser, „freilich Krasnoe hatten sie glücklich erreicht; aber was zwischen der Morgensonne von gestern und der von heute liegt, kann ich freilich nicht wissen, so wenig, als ich behaupten kann, daß wir morgen nicht auf russischem Schnee wandeln. Indessen, wenn wir in der nächsten Stunde nicht angegriffen werden, möchte ich's fast glauben. Aber seht einmal, ich bitte Euch, hier nach der linken Seite herüber!"

„Hier haben Männer gefochten", rief Rasinski aus; „ein Elender, der es leugnen wollte."

Sie waren jetzt, wie es schien, auf den Punkt des Schlachtfeldes gelangt, wo das Feuer des Feindes am heftigsten gewüthet hatte. Lange Reihen von Todten lagen auf den Schnee hingestreckt, und weithin schimmerte er röthlich von den Strömen Blutes, die hier zu starrem Eise geronnen waren. Niemals bot ein Schlachtfeld einen so grauenvollen Anblick des Todes dar, denn die Todten schienen in der

Stellung, wie der letzte Hauch ihrer Brust entflohen war, zu unbeweglichen Steinbildern geworden, als ob sie so dem Gedächtnisse für die fernste Nachwelt als starre Denkmäler der Schlacht aufbewahrt werden sollten. Wer die einzelnen Züge gekannt hätte, würde seine Freunde bald wiedergefunden haben, so unverändert waren sie geblieben. Doch die Verzerrungen des Todeskampfes lagen fast auf jedem Antlitz, und der erstarrende Hauch des Winters hatte die Züge gehindert, sich wieder zu dem freundlich stillen Lächeln zu gestalten, welches die letzte Spur der entflohenen Seele auf dem Angesichte bleibt, nachdem sie den Kampf mit den mächtigen Fesseln des Lebens überstanden hat und sich nun frei emporschwingt in das Reich des Lichts. Hier war es nicht so; es schien, als ob die grimmige Hand des Winters noch früher als die des Todes den warmen Formen des Lebens ihr starres, unverlöschtes Siegel aufgedrückt hätte. Darum sah man auf keiner beruhigten Stirn, auf keiner sanft lächelnden Lippe den Ausdruck der Erlösung von den Qualen der Erde; sondern alle waren sie in den tiefeingeschnittenen Falten der Marter, der Verzweiflung, des Grimms, gleich den Wellen eines im Sturm versteinerten Meeres, stehen geblieben. Der Marschall mochte es, wie sehr er seine Seele zu beherrschen wußte, doch in eigener Brust empfinden, daß diese stumme Wanderung durch die Wüste des Todes nicht geeignet sei, die Flamme des Muths anzufachen; denn jeder sah in diesen unbestattet auf dem rauhen Eise gebetteten Kriegern, wie in einem prophetischen Spiegel, das Bild seines eigenen Schicksals. Auf hundert Schlachtfeldern hatten diese narbenbedeckten Helden freilich den Tod in mancher furchtbaren Gestalt gesehen, und nicht als Neulinge empfingen sie seinen ernsten Gruß. Ueberall aber ruhten die Gefallenen auf den Feldern des Siegs, und Lorbern flochten sich

um ihre Schläfe, und die Göttin des Ruhms reichte Lebenden und Todten den Kranz, und Fall war Triumph zugleich! Aber hier? — Welch ein Los erringen sich die Ueberlebenden, als erneute Qualen und Kämpfe? Und welch ein Los die Todten, die auf dem Boden des Feindes zurückbleiben, die keine Freundeshand bestattet, deren Gruft kein Siegesdenkmal schmückt für die Nachwelt, sondern die bodenlos hinabsinken in das weite Reich der Vergessenheit, in das unermeßliche Nichts! Nicht einmal die heilige Mutter Erde nimmt ihre Leichen auf, sondern die Raubvögel dieses düstern Himmels und die hungernden Wölfe dieser Steppen zerfleischen den Besten wie den Geringsten, und die Frühlingssonne, wenn sie den Schnee hinwegschmilzt, wird nur verstümmelte Gebeine zum schaudervollen Anblick bringen.

Der Zug hatte jetzt in immer beschleunigtem Marsche eine tiefe Schlucht erreicht, in welche sich der Weg hinabsenkt und sich von dort auf das breite Plateau von Katowa erhebt.

„Erkennst du dieses Terrain?“ wandte sich Rasinski zu Jaromir.

Dieser warf aufmerksame Blicke umher und erwiderte dann: „Wenn mich der Schnee nicht täuscht, so ist dies der Ort, wo wir vor drei Monaten Newerowskoi schlugen, und mit den eroberten Kanonen dem Kaiser eine Ehrensalve zu seinem Geburtstage brachten.“

„Ganz recht“, entgegnete Regnard, der Frage und Antwort gehört hatte; „Ihr habt einen guten militärischen Blick, junger Freund. Was meint Ihr, werden wir auch heute noch Victoria schießen?“

Eben wollte Jaromir antworten, als ein dumpfer, aber nicht entfernter Kanonenschuß die tiefe Stille unterbrach. Dieses Zeichen, daß der Feind in der Nähe sei, durchzuckte

jeden einzelnen mit einem elektrischen Schlage. Das geübte Ohr der Krieger schätzte sogleich die Entfernung, in der der Schuß geschehen war, und das Auge wandte sich nach der Richtung, in der man ihn gehört hatte. Die gespannte Aufmerksamkeit, ob er sich wiederholen würde, ob er den Anfang eines Gefechts, oder ein Signal bedeute, oder vielleicht nur ganz zufällig sei, war in jedem Angesichte zu lesen. Der Marschall gebot halt. Er trug Bedenken, gerade in diesem Augenblick seine Leute in die Schluchtsenkung hinabzuführen, da das Hinanklimmen der eisigen Höhen jenseits bei den erschöpften Kräften der Pferde und Menschen, besonders für die Artillerie, die größte Anstrengung forderte. Rasinski allein erhielt Befehl, mit seiner schwachen Reiterschar weiter vorzurücken und auf den Höhen von Katowa zu erkunden, ob der Feind in der Nähe sei; der Ueberrest des Heeres lagerte indessen, um Kräfte für den nahe bevorstehenden Kampf zu sammeln.

Rasinski hatte bald die Hochebene von Katowa erreicht; aber vergeblich suchte sein Auge den Feind. Er entdeckte nichts als die langen einförmigen Linien der düstern Tannenwälder, die sich unabsehbar längs dem Horizont hinzogen. Alles lag im tiefsten schauerlichen Schweigen. Mit Vorsicht ritt er wol eine halbe Stunde weit auf der großen Straße dahin, theilte dann die Leute und befahl Jaromir, die rechte Seite der Straße auf Kanonenschußweite zu recognosciren, während er selbst die linke untersuchen wollte. Auf diesem Ritte näherte er sich dem Saume des Waldes. Da entdeckte er Spuren von Pferden auf dem Schnee, die, wie er sie verfolgte, immer zahlreicher wurden. Dies bewies ihm, daß der Feind in der Nähe sein müßte, denn zum Theil war der Hufschlag ganz frisch. Aufmerksam hielt er das Auge auf den Saum des Waldes gespannt, der in seinem tiefen

Schweigen das Verderben zu verhüllen schien. Von Zeit zu Zeit ließ er halten und lauschte, ob sich nicht irgendein Geräusch vernehmen lasse; aber alles blieb still, wie in der Wohnung des Todes. Plötzlich flatterte eine Rabenschar mit heiserm Gekreische vom Walde her auf und zog über den Weg dahin. „Diese Vögel sind aufgescheucht", sprach Rasinski zu seinen Leuten gewandt, „wir dürfen nicht daran zweifeln, daß im Walde Leute verborgen sind."

„Sieh, sieh, Oberst!" rief der gewandte Bliski hastig, indem er sich bückte und gewissermaßen den Bäumen unter die Zweige zu gucken suchte; „wahrhaftig, hier marschiren Leute."

In der That war man eben an ein Gestelle, welches einen weiten Blick in das Innere des Waldes gewährte, gekommen, und als Rasinski sich bis unter den Sattel herabbeugte, sah er eine schwarze Colonne, die muthmaßlich auf einem breiten Wege innerhalb des Waldes marschirte, quer über das Gestelle defiliren. Er sprang schnell vom Pferde, und ließ seine Begleiter vorausreiten, damit diese nicht aus der Waldöffnung bemerkt werden sollten. Er selbst, auf den Schnee geworfen, beobachtete die Colonne. Der Marsch derselben dauerte eine ganze Zeit fort; es war Infanterie. Da er jedoch die Tiefe nicht übersehen konnte, war es unmöglich, ihre Stärke zu schätzen. Jetzt aber kam auch Artillerie, und Rasinski konnte deutlich die Geschütze zählen. Da er bis dreißig gekommen war, wußte er genugsam, daß jenes Corps den Streitkräften des Marschalls bei weitem überlegen sein mußte. Er schwang sich wieder aufs Pferd und eilte nun, dem Marschall die Nachricht zu bringen.

Jaromir war schon wieder bei dem Corps eingetroffen, ohne eine Spur des Feindes bemerkt zu haben. Die Leute hatten indessen, da ein Tannengebüsch ganz in der Nähe

war, Holz geschlagen und Feuer angezündet, und der Marschall gebot ihnen, sich zu wärmen und zu erquicken, so gut es der Augenblick erlaubte, damit sie einem Angriff des Feindes mit Erfolg zu widerstehen vermöchten.

Als Rasinski jetzt seinen Bericht abstattete, wurde die verzweifelte Lage, in der sich das Corps befand, augenscheinlich. „Unfehlbar", sprach der Marschall, „halten die Russen die Wälder auf der Höhe von Katowa besetzt und erwarten nur, daß wir uns oben zeigen sollen, um uns von allen Seiten anzugreifen, und uns dann durch Besetzung dieser Schlucht hier vor uns jeden Ausweg abzuschneiden. Doch ich hoffe, wir machen uns Bahn mitten durch sie hindurch. Nur müssen wir den Kampf noch einige Stunden zu verzögern suchen, damit die Nacht uns zu Hülfe kommen kann. Was ist die Uhr?"

„Halb zwei", entgegnete Rasinski.

„Gut; um vier Uhr ist es völlig dunkel. Dann wollen wir aufbrechen. So lange können wir noch Kräfte sammeln."

Rasinski ritt zu den Seinigen zurück. Jaromir hatte bereits die Pferde füttern lassen, denn glücklicherweise besaß man noch etwas Vorrath von Hafer und Heu, und auch die Leute waren schon daran, sich ihre spärliche Mahlzeit zu bereiten. So verging eine Stunde in banger Erwartung.

Viertes Kapitel.

„Rasinski", rief Jaromir diesen unvermuthet an; „siehst du dort auf der Höhe?"

„Kosacken! Wahrhaftig! Aber meinen Kopf zum Pfande, sie sind nicht allein!“ antwortete Rasinski.

Auf der Anhöhe zeigten sich drei Reiter, die indessen nur, um zu kundschaften, vorgeschoben zu sein schienen. Sie wurden bald von allen bemerkt, und die Reihen geriethen in jene unruhige Bewegung, man hörte jenes dumpfe Murmeln durch die Glieder laufen, wodurch sich die Erwartung eines wichtigen Ereignisses anzukündigen pflegt.

„Wirf dich aufs Pferd, Jaromir“, befahl Rasinski, „und sprenge dort bis an die Waldecke hinauf, so kannst du die Gegend weit übersehen.“

Jaromir, der das beste Pferd von allen besaß, flog wie ein Pfeil über die Schneefläche, um den Auftrag zu vollführen. Fast noch schneller aber kehrte er zurück und meldete, daß die ganze Höhe mit Kosacken besetzt sei, und auch Infanteriecolonnen aus der Tiefe des Waldes debouchirten.

Eben ritt auch Regnard vorüber, der auf Befehl des Marschalls gleichfalls eine Recognoscirung angestellt hatte. „Es kommt zum Spruch, Rasinski“, rief er im Vorüberreiten; „der Tanz fängt gerade so an wie vorgestern. Der Wald wimmelt von Russen wie ein Ameisenhaufen.“

Die Trommel tönte. Die Truppen traten ins Gewehr. Die ungeordneten Massen der Trainsoldaten[illegible], der Kranken, der Waffenlosen rotteten sich auf einen dichten Haufen zusammen.

„Für uns kann die Schlacht eine Freude sein“, sprach Rasinski; „aber Boleslaw und die andern Verwundeten trifft ein hartes Los. Wir müssen suchen, es von ihnen abzuwenden. Doch wer kommt da?“

Von den Höhen herab nahte sich ein russischer Offizier, der mit einem weißen Tuche in der Hand schon von fern winkte.

„Was Sie wollen, mein Herr“, rief Rasinski stolz für sich, als er ihn erblickte, „ist vergebliche Mühe. Solange wir Waffen führen können, unterhandeln wir nicht.“

Der Marschall war mit Anordnung und Aufstellung der Truppen beschäftigt. Er sprengte durch die Glieder, zeigte sich überall selbst, ordnete, ermuthigte, gab Befehle. Rasinski sandte ihm schleunig einen Reiter nach, um ihn zu benachrichtigen, daß ein Palamentär sich zeige. Doch noch ehe der Marschall zurückkehrte, hatte der russische Offizier die Vorposten erreicht, und da er an der Uniform die Leute Rasinski's für Polen erkannte, rief er ihnen polnisch zu, sich der Uebermacht zu ergeben. Doch wie ein ergrimmter Löwe sprengte Rasinski auf ihn zu und rief: „Sie wiegeln unsere Leute auf, Sie suchen sie zum Verrath zu verleiten! Das ist nicht die Rolle der Parlamentärs, mein Herr. Ich erkläre Sie für einen Gefangenen!“

Der Offizier wollte erschrocken das Pferd wenden, doch schon hatte Rasinski die Zügel desselben ergriffen, und seine herbeisprengenden Leute umringten den Russen so rasch, daß weder an Flucht noch an Gegenwehr zu denken war.

„Sie werden die unverletzliche Person des Parlamentärs nicht angreifen!“ rief der Russe.

„So hätten Sie in gebührender Ferne warten müssen, ob es uns beliebte, Sie als Parlamentär zu empfangen“, entgegnete Rasinski. „Auf diese Weise darf sich niemand einem kampffertigen Heere nahen, das ist wider Kriegsgebrauch.“

„Lassen Sie mich zu Ihrem Befehlshaber führen“, antwortete der Offizier; „er wird meine wohlgemeinten, vernünftigen Rathschläge achten. Das Unmögliche ist selbst dem Tapfersten unmöglich; es bleibt Ihnen kein Ausweg als der der Capitulation.“

„Wir werden ja sehen“, erwiderte Rasinski, der der Entschließung des Marschalls zu gewiß war. „Dort kommt der Befehlshaber. Sie stehen vor dem Marschall Ney; dies sei Ihnen genug, um zu wissen, daß Ihre Worte vergeblich sein werden.“

Der Marschall kam, Rasinski ritt ihm entgegen und meldete, was er gethan. „Sie haben als ein Offizier von Ehre gehandelt“, antwortete der Marschall; „ich würde mich schämen, geringer zu denken als Sie. Doch will ich den Offizier sprechen.“

Damit ritt er auf diesen zu und fragte ihn nach seinem Begehr.

„Mich sendet der Marschall Kutusow“, begann der Russe; „er würde einem so berühmten Krieger und Feldherrn nicht den Vorschlag thun, die Waffen zu strecken, wenn noch ein anderer Ausweg offen bliebe. Auf diesen Höhen ringsumher stehen achtzigtausend Mann und hundert Feuerschlünde. Wenn Sie zweifeln, so soll es Ihnen freistehen, einen Offizier zu senden, den ich durch die Reihen der Unserigen führen will, damit er sie zähle.“

„Ich hoffe, Ihren Leuten selbst so nahe zu kommen, daß ich sie zählen kann“, erwiderte der Marschall mit funkelnden Augen. „Sagen Sie dem Fürsten, daß der Marschall Ney noch nie die Waffen übergeben hat, und daß die Weltgeschichte niemals eine solche Handlung von ihm berichten wird. Dort liegt das Ziel, welches Pflicht und Ehre mir gesetzt haben; ich werde mir Bahn dahin mitten durch Ihre Reihen machen, und wenn diese Wälder zu Armeen würden!“

„Sie werden es“, antwortete der Parlamentär; aber noch hatte er das Wort nicht vollendet, als ein furchtbares Krachen von den vorwärts und zur Linken gelegenen Anhöhen

ertönte und ein Hagel von Kartätschen auf den Eisspiegel der Felder ringsumher herabprasselte.

„Das ist Verrath!" rief der Marschall heftig, indem er aufblickte und die Höhen von allen Seiten mit schwarzen Truppenmassen und Artillerie gekrönt sah. „Unter dem Feuer parlamentirt man nicht! Sie sind mein Gefangener!

Der bestürzte Offizier, der durch die Unvorsichtigkeit oder Rücksichtslosigkeit der Seinen auf diese Weise preisgegeben wurde, übergab seinen Degen.

„Führt ihn zu dem Train!" gebot der Marschall. „General Ricard vorwärts! Sie greifen den Feind mit dem Bajonnet an. Ihnen sei die Ehre, uns die Bahn zu brechen."

Der General mit etwa funfzehnhundert Mann rückte entschlossen vorwärts.

Die kleine Schar verlor sich fast auf dem ungeheuern Raum, der vor ihr lag; das Unternehmen, gegen die dichten Massen des Feindes anzurücken, der gleich drohenden Gewitterwolken sich immer schwärzer und schwärzer auf den Höhen zusammenzog, schien fast ein wahnsinniges zu sein. Doch der Marschall hatte es befohlen, und das Vertrauen der Krieger auf ihn war unbegrenzt; sie wähnten, sein Gebot müsse den Sieg erzwingen. Ohne Bedenken stürzten sie daher vorwärts den steilen Weg in die vorliegende Schlucht hinab, um jenseits die Anhöhe zu stürmen.

Indessen durchfliegt der Feldherr die Reihen der übrigen und ordnet sie zum Kampf. Regnard sprengt zu Rasinski heran und bringt ihm den Befehl, mit seinem bis auf 60 Mann geschmolzenen Regimente den linken Flügel gegen die schwärmenden Kosacken zu decken. Die Artillerie macht Fronte gegen den Feind, und ihre sechs kleinen Kanonen

unternehmen es, sich gegen die furchtbare Uebermacht der russischen Feuerschlünde zu vertheidigen.

Auf den beschneiten Anhöhen, welche der Feind besetzt, herrschte seit jener ersten Salve, womit er den Angriff begonnen hat, eine gewitterschwere Todesstille. Aber als wüchsen die Scharen, gleich den geharnischten Männern des Kadmus, aus dem Erdboden herauf, wurde das schwärzliche Gewimmel von Roß und Mann auf dem weißen Plane immer dichter und dichter.

Rasinski hatte seinen Posten einige hundert Schritte links vom Wege genommen und hielt an einem Schneehügel, von dem er halb gegen das feindliche Artilleriefeuer gedeckt wurde, und doch das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Seine Haltung war ernst, wie immer in der Schlacht, aber ebenso zutrauensvoll, so besonnen und frei wie drei Monden zuvor, als er bei Mosaisk mit Löwenkühnheit an der Spitze seines Regiments in die feindlichen Reihen eindrang. Während er die Blicke flammend über das Schlachtfeld schweifen ließ, ritt Jaromir zu ihm heran und sprach leise: „Wir werden ehrenvoll fallen, Rasinski; solltest du am Leben bleiben und sie wiedersehen" — er wagte Lodoiska's Namen nicht auszusprechen — „so berichte ihr meine Reue. Die Vergebung, der der Lebende unwürdig war, wird dem Todten jenseits die Ruhe geben."

„Was sprichst du, Jaromir", erwiderte Rasinski bewegt; „denke an das Leben. Hier sind noch viele Auswege."

„O ich fürchte den Tod nicht", entgegnete Jaromir rasch und eine edle Röthe färbte seine bleichen Wangen, denn er wähnte, Rasinski werfe einen Verdacht der Verzagtheit auf ihn; „doch du siehst wol selbst, daß hier nur für wenige Heil und Rettung bleiben wird. Es ist freilich ein grau=

samer Hohn der Glücksgöttin, daß sie den Tapfersten so verräth. Aber sie ist doch einmal ein Delila, die den Simson gebunden überliefert!"

„Erwarten wir's", sprach Rasinski mit Würde, „ob er seine Bande nicht zerreißen wird."

Während dieses Gesprächs war Ricard mit seiner Mannschaft durch die Schlucht gegangen und rückte jenseit im Sturmschritt gegen die russischen Batterien auf dem Höhenrande von Katowa heran. Jetzt blitzte es, als beginne ein Gewitter rings am Horizont, und so weit das Auge reichte, wirbelten Rauchsäulen auf allen Höhen empor, als sei die Erde in hundert Vulkanen aufgeborsten. Einen Augenblick später zerriß ein donnerndes Krachen die Lüfte, der Boden zitterte in seinen Tiefen erschüttert, und mit sausendem Geheul und Zischen durchschnitt der Schwarm der Kugeln und Kartätschen wie ein Heer unsichtbarer, fliegender Schlangen die Lüfte. Sie prasselten rings in die starre Eis- und Schneerinde hinein, welche das Feld bedeckte, sodaß diese zersplittert in tausend glänzenden Wolken emporstäubte. Ein Blick auf Ricard's Tapfere mußte das Herz zerreißen, denn dieser eine Moment hatte die Hälfte derselben zerschmettert auf das starre, winterliche Todtenlager hingestreckt. Die eben noch dicht geschlossenen Reihen waren so gelichtet, daß die Lebenden wie vereinzelte Stämme eines ausgehauenen Waldes standen. Doch der Führer ist nicht gefallen; sein Ruf sammelt die Unversehrten, er rückt aufs neue gegen die Tod speienden Höhen hinan. Da reißt eine zweite donnernde Lage der Batterien vor ihm, gleich einer heranbrausenden Meerflut, seine Reihen abermals hinweg. Nur wenige bleiben von der verwüstenden Sichel des Todes verschont, und in diesen, da der Sieg Unmöglichkeit ward, gewinnt der Schrecken

die Uebermacht, und sie stürzen flüchtend zurück, um Heil in den Reihen ihrer Brüder zu suchen.

Schon aber rückt der Marschall Ney selbst an der Spitze des Kerns seiner Mannschaft gegen den Feind heran. Dicht geschlossen, eine wandelnde Mauer, in der Brust ein ehernes unerschütterliches Herz, erfüllt mit grimmigem Schmerz um den Tod ihrer Brüder, entschlossen, den letzten Blutstropfen an Ehre und Rache zu setzen, stürmt diese schwarze Wetterwolke von Helden, den Kühnsten an der Spitze, gegen die Verderben herabschleudernden Vulkane der feindlichen Batterien heran. Jetzt fühlt auch der Feind, der bisher unbeweglich auf den Höhen gestanden und nur aus sicherer Ferne den Tod auf die Gegner herabgesendet hat, seinen Ehrgeiz geweckt. Die erste russische Linie, dreifach überlegen an Zahl, von trefflicher Bewaffnung und kraftvollen, unerschöpften Kriegern, rückt den verwegenen Angreifern entgegen, in der stolzen Hoffnung, sie zu umflügeln, zu ersticken, zu zermalmen.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Rasinski handeln muß. Er sprengt mit seiner kleinen Schar vor, durch die Schlucht hindurch, die Anhöhen links hinauf und wirft sich in die reche Flanke des Feindes. Zugleich führen einige hundert Mann leichter Truppen, es waren Illyrier, dieselbe Bewegung auf der linken Flanke aus. Bei diesem Anblick ergreift Erstaunen den Feind. Als er sieht, daß die Gegner den Sieg für gewiß achten, fängt er an ihn möglich zu finden. Das kühne Vertrauen der Angreifenden erschüttert seine Zuversicht; er stutzt, er wankt. Da bricht Ney mit seiner grimmerfüllten Schar in die wankenden Linien ein, wirft sie nieder und scheucht sie vor sich her wie ein Bergstrom, der, seine Ufer überbrausend, die Wellen auf eine flüchtende Heerde rollt. Jubelnd stürmt er auf der gewohnten

Bahn des Sieges vorwärts. Aber ach, jetzt verläßt ihn die treulose Göttin! Denn schon ist ein zweites Heer, gleich dem erneuten Haupte der Hydra, dem Boden entwachsen, und reckt ihm aus tausend ehernen Schlünden die rothen, blitzenden Zungen entgegen. Der Boden scheint zu bersten, das Firmament zu zerreißen bei dem Krachen der Feuerschlünde, die in diesem Augenblicke eine Flut von Blei und Eisen gegen ihn ausspeien. Alles wankt, nur Ney steht fest in diesem Orkan. Doch welch ein Anblick bietet sich ihm dar. Alle seine Generale liegen verwundet, und ihr edles Blut röthet den Schnee; seine Scharen sind furchtbar gelichtet; der Boden ist schwarz bedeckt mit Gefallenen. Noch einmal ruft er: „Vorwärts!" und versucht es, die Trümmer des Heeres zu sammeln; da entladet sich die furchtbare Donnerwolke zum zweiten male und schleudert den tausendfachen Tod in die zersprengten Reihen. Jetzt stürmt der unsichtbare Gott des Entsetzens in die Scharen ein, und der Schwarm wirbelt nach allen Seiten gescheucht auseinander. Rasinski's Tapfere sind die letzten, welche flüchten; er selbst befiehlt die Flucht, denn sie allein trägt noch die Möglichkeit des Heils im Schos. Der Feldherr erkennt den Willen des Geschicks, dem der Sterbliche vergeblich widerstrebt; mit empörtem Schmerz in der Brust gehorcht auch er dem Verhängniß, das den Helden auf die schmachvolle Bahn der Flucht zwingt.

Zu den Seinigen zurückgekehrt, hält er mitten unter ihnen.

Kutusow von seinen Höhen wagt es dennoch nicht, diesen Kriegern näher zu rücken, deren geringster ein unbesiegbarer Held ist; aber ununterbrochen sendet er von fernher den Tod in ihre Reihen. Während die Leute sich wieder sammeln und ordnen, überblickt der Marschall das Schlachtfeld mit dem prüfenden Auge des Feldherrn. Sein Antlitz

ist ernst, die Stirn düster gefurcht, doch trotzig und entschlossen. Der Blick der Seinigen hängt an seinen Mienen, denn nur von ihm nehmen sie die Entscheidung hin, daß sie ohne Rettung verloren sind; solange er sie nicht ausspricht, hoffen sie noch auf einen glücklichern Erfolg. An seinem ernsten Sinnen erkennen sie, daß er auf einen andern Ausweg denkt. Unverwandt hält er den Feind und seine Bewegungen im Auge; nur dann und wann wirft er einen schmerzlichen Blick auf die Stelle, wo er den flüchtigsten Sieg, aber freilich auch den unvergänglichsten Ruhm, in wenigen Minuten mit dem Leben so vieler theuern Kameraden erkauft hat. Indessen dauert das mörderische Feuer fort und der Raum, den das kleine Heer einnimmt, ist so gering, daß die Kugeln es in seiner ganzen Tiefe und Breite durchdringen. Dasselbe Geschoß, welches in den vordersten Reihen die Krieger niederwirft, schmettert noch in die aufgefahrene Burg der Wagen hinein, wo die Verwundeten, die Kranken, die Frauen und Kinder in hülfloser Ohnmacht dem Verderben preisgegeben sind. Welche Hand soll jetzt erretten? — — Da läßt die heilige Nacht allmählich ihre dämmernden Schleier herab und umhüllt die Bedrängten mit ihrem beschattenden Gespinst. Jetzt scheint der Marschall den Ausweg aus diesem Labyrinth des Todes gefunden zu haben. Er mißt mit den Augen die Entfernung, die Stellung des Feindes; er wirft die Blicke seitwärts, rückwärts; man sieht, daß er die Gestalt des Bodens, auf dem er sich befindet, mit neuen Absichten betrachtet, ihm neue Vortheile abzugewinnen denkt. Nun ist der Gedanke reif; er hat keinen Feldherrenrath gehalten; nur seinen eigenen Muth, seine eigene Einsicht hat er befragt. Er winkt Regnard, Rasinski und die andern Führer heran und ertheilt jedem seine Befehle. Diese eilen zu den Ihrigen. „Gewehr auf!“ schallt es

durch das Heer, und von allen Seiten setzen sich die Colonnen in Bewegung. Aber wohin? Gegen den Feind? Nein. Aber dennoch dem furchtbarsten Verderben entgegen, denn sie wenden ihre Schritte zurück, in die unermeßlichen Oeden Rußlands. Der Feind von seinen Höhen sieht mit Erstaunen diese Bewegungen; er scheint ähnliche Absichten zu vermuthen, wie zwei Tage zuvor der Vicekönig von Italien ausgeführt hat. Deshalb verlängert Kutusow die Flanken seines Heers nach beiden Seiten und dehnt so die Garne weiter aus, in denen er den Löwen zu fahen hofft. Er hätte ihn vernichten können, denn nur eines Angriffs würde es bedurft haben, um die wenigen Tapfern durch die Masse ihrer Gegner zu erdrücken; allein der kaltblütige Greis schien einen höhern Werth darauf zu legen, sie gefangen zum Triumphe Rußlands inmitten seines Heeres einzuführen, wenn Hunger, Kälte und Erschöpfung sie gezwungen haben würden, die Waffen zu übergeben. Denn daß abermals eine Möglichkeit sein werde, dieser zehnfachen, unersteiglichen Ringmauer von Gefahren zu entrinnen, das schien dem alten Russen nur im Reiche der Wunder und Träume zu liegen. So hatte er es denn jetzt in der Hand, den berühmtesten Krieger des französischen Heeres zu vernichten; aber das genügte seinem Stolze und seiner Rache nicht. Er wollte ihn demüthigen und nicht sein Haupt, sondern seinen Degen dem Kaiser Alexander überliefern.

Die französischen Krieger empfangen die Befehle ihrer Führer mit erschreckendem Erstaunen. Wie, fragt sich jeder, zurück sollen wir, in die starren, grauenvollen Wüsten, denen wir nur mit äußerster Anstrengung zu entrinnen suchten? Wir wenden der Heimat den Rücken zu, dringen wieder ein in das Herz des scythischen Rußland, wo die Sitte rauher, barbarischer ist als selbst die Natur? Mit geheimem Grausen

thaten sie jeden Schritt rückwärts; indeß sie gehorchten, denn ihr Feldherr hatte so geboten, und das Vertrauen auf ihn war die einzige Stütze ihrer Kraft.

Die Nacht schien den Schlag ihrer düstern Schwingen zu beeilen und senkte sich tiefer und tiefer auf das kalte Lager des Schnees herab. Schon verschwanden die mit Feinden gekrönten Höhen in unbestimmtem Dunkel, und nur noch einzeln, sparsam wurden schwere Kugeln in die Masse der Rückwärtsziehenden gesandt, gleichsam ein Zeichen, daß der Feind seine Beute nicht aus dem aufmerksamen Auge verliere.

Schweigend, mit müdem Fuß, düstere Sorgen in Blick und Brust, schritten die Krieger auf ungebahnten Wegen (denn der Marschall zog sich, rechts von der großen Straße, den Wäldern zu) durch den tiefen lockern Schnee dahin. Das Maß ihrer Bedrängnisse war aber noch nicht gefüllt. Denn allgemach, anfangs mit hohlem Geräusche, dann näher und näher heranbrausend, erhob sich der Sturm; diesmal aber nicht jener strenge eisige Hauch des Nordens, sondern ein feuchter Südwest, der Schneegewölk auf der Bahn des Himmels herantrieb und zugleich von dem Boden wirbelnde Flockensäulen aufjagte. Als rege ein feindlicher Dämon diese Strudel von Sturm und Schnee auf, um die Unglücklichen darin wie in den gähnenden Schlünden einer Charybdis zu verschlingen, tobten die Wirbel umher und versetzten der Brust den Athem. Roß und Menschen keuchten, die letzte Kraft drohte zu schwinden. Der Wind zog mit hohlem Geheul über die Steppen; jetzt verfing er sich in den Schluchten, jetzt brach er sich an den Wäldern und kehrte abprallend, sich selbst kreuzend zurück, sodaß er, die Ermatteten mochten die Schritte wenden, wohin sie wollten, ihnen stets das Angesicht rauh peitschte. Der Marsch wurde unsicher, er schwankte rechts, er schwankte links. Bald sperrten ver-

wehte Schluchten den Weg, und man mußte ganze Strecken zurückmessen, ungewiß, ob man sich vom Feinde entferne oder ihm nähere. Bald zwangen steile, mit Glatteis bedeckte Abhänge zu einer geänderten Richtung. Die Nacht wurde finster wie das Grab, eine schwarze schwere Wolkenhülle, aus deren Schos die Schneefluten herabwirbelten, hatte sich über den Himmel gelagert. Nichts blieb dem Auge sichtbar als das gespenstisch schimmernde weiße Leichentuch, womit sich die unermeßliche Todtenbahre der Erde bedeckt hatte. Endlich waren die erschöpften Kräfte gebrochen; der erstarrte Fuß vermochte keinen Schritt mehr zu thun, der abgestorbenen Hand entsank die Waffe. Selbst der Feldherr schien die Hoffnung zu verlieren und das edle Haupt dem zerschmetternden Schlage der Vernichtung beugen zu wollen. Es mußte endlich mitten in Eis und Schnee gerastet werden, damit die Ermüdeten wenigstens Athem zu neuen Anstrengungen schöpfen konnten. Der Marschall befand sich an der Spitze des Zuges mitten unter Rasinski und dessen Leuten; Regnard hielt an seiner Seite.

„Wißt Ihr noch, Rasinski", fragte er diesen ganz leise, „wo Süden oder Norden ist, ob der Feind vor oder hinter uns steht, ob wir uns rechts oder links von der Straße befinden? Ein Kompaß wäre hier eine Provinz werth."

„Vielleicht lassen sich einige Sterne blicken, wenn das Schneegestöber aufhört", erwiderte Rasinski; „es dauert ja schon drei Stunden, da wird es doch endlich eine Pause machen."

„Ich glaube an keine Sterne mehr, die uns leuchten", antwortete Regnard kopfschüttelnd und blickte düster vor sich hin.

Rasinski peinigte sich mit dem Versuche, ein Mittel zu ersinnen, um den Marsch mit Sicherheit zu leiten. Eben

hatte er einen rettungbringenden Gedanken gefunden, als der Marschall ihn rasch fragend anredete: „Haben Ihre Leute und Pferde noch einige Kraft übrig, so folgen Sie mir, ich hoffe ein Mittel ersonnen zu haben, die Richtung nach dem Dniepr selbst durch diese Schneewüste zu finden.“

„Auch ich“, rief Rasinski eilig, weil er sich wenigstens den Ruhm des Einfalls auch für seinen Theil sichern wollte; „wenn man den Lauf des Baches ermitteln könnte, der in der Schlucht strömen muß, an welcher wir vor einer halben Stunde umzukehren gezwungen waren.“

„Wir verstehen uns“, erwiderte der Marschall freudig; „eben das ist auch mein Gedanke. Wir wollen versuchen, die Stelle wiederzufinden; Sie und Ihre Reiter und einige Sappeurs sollen mich begleiten.“

Sogleich machte man sich auf. Die noch nicht ganz verschneiten und verwehten Spuren der Kanonen ließen den Weg, den das Heer genommen hatte, erkennen. An einigen zweifelhaften Stellen half Rasinski's scharfer Ortsinn, dem nichts entging, was zur Orientirung dienen konnte, und der die unbedeutendsten Formen des Terrains in unverlöschlichem Gedächtniß festhielt. Nach einer halben Stunde erreichte man die Schlucht. Der Schnee war durch den Sturm mehr als mannshoch darin zusammengeweht. Indessen machten sich die Sappeurs mit angestrengtester Kraft daran ihn wegzuräumen, und gelangten wirklich auf einen festen Eisspiegel.

„Wenn der Frost bei diesem seichten Gewässer nur nicht bis auf den Grund gedrungen ist“, sprach der Marschall besorglich, während die Sappeurs sich schon bemühten, das Eis zu durchhauen.

„Das fürcht' ich nicht“, entgegnete Rasinski; „alle diese Bäche haben einen warmen, moorigen Grund. Daher frieren sie nur bei der schärfsten Kälte durchweg zu. Wir tref-

fen zuverlässig noch Wasser, zumal da es gestern schon zu thauen angefangen hat."

Er hatte richtig geurtheilt. Denn eben drang die Axt durch die Eishülle, und es trat Wasser in die Lume. Mit wenigen Schlägen war die Oeffnung erweitert, und man erkannte jetzt die Richtung des Wasserzuges.

Freudig rief der Marschall aus: „So hoffe ich, sind wir geborgen. Dieser Bach muß uns zum Dniepr geleiten, der nicht fern sein kann. Siud wir über diesen hinaus, so, denke ich, haben wir das Schwerste überwunden und werden uns mit unsern Kameraden vor uns bald vereinigen."

Sogleich sandte der Feldherr jetzt die Marschbefehle an das Corps, welches sich indessen einigermaßen von der Anstrengung ausgeruht hatte. In einer Stunde gewann man, stets dem Laufe des Baches folgend, einen dichten Wald. Hier war man geschützt vor dem Sturme, und das Schneegestöber hatte überdies aufgehört. Die geringste günstige Wendung des Geschicks belebt in solchen Lagen den Muth auf unglaubliche Weise mit neuen Kräften und Hoffnungen. Daher schritt der Marsch rüstig vorwärts. Das Vertrauen der Krieger wuchs noch durch den glücklichen Zufall, daß Rasinski in den halbeingestürzten Hütten eines zerstörten, elenden Dorfes einen alten lahmen Bauer auftrieb, der in der Gegend genau bekannt war. Dieser sagte aus, der Strom sei ganz in der Nähe, werde aber schwerlich zu passiren sein, indem das Eis noch nicht stark genug gewesen sei, um dem Thauwinde zu widerstehen. Wenn noch ein Uebergang möglich sei, so könne dieser nur an einer einzigen Stelle geschehen, wo die Eisschollen sich wegen der starken Krümmung des Flusses zu stopfen und einige Zeit hindurch auch noch dann eine ziemlich feste Decke über denselben zu bilden pflegten, wenn er oberhalb schon ungangbar sei.

Rasinski versprach dem Alten eine reiche Belohnung, wenn er ihn zu der Stelle führe; dagegen drohte er ihm mit dem fürchterlichsten Tode, wenn er Verrath übe. Der Bauer erwiderte: „Habt keine Sorge, ich bin nicht aus Altrußland, sondern von drüben her, wo man euch nicht so übel will als hier. Seid ihr nur erst über dem Flusse, so werdet ihr dort auch Obdach und wohlwollende Leute antreffen, während hier alles verheert und wie ausgestorben ist. Folgt mir denn getrost; ihr werdet bald sehen, das ich recht habe." So wurde er der Führer des Heers und brachte es glücklich, bevor eine Stunde verging, an das Ufer des Stroms, der der Retter oder der Verderber dieser tapfern Schar werden sollte.

Fünftes Kapitel.

Der Mond trat eben hinter dunkeln Wolken hervor und warf sein blasses Licht über die Landschaft, als Rasinski, neben welchem der Bote ging, auf einer Hügelspitze aus dem Walde ins Freie gelangte und nunmehr die Gegend überschauen konnte. Nur der zwischen niedrigen aber steilen Anhöhen eingeschlossene Dniepr war sichtbar; er glich einer schwarzen Riesenschlange, die sich auf dem weißen Bette des Schnees ringelte, denn leider wölbte sich keine Eisdecke mehr über den Strom, sondern nur einzelne Schollen trieb er auf brausenden Wellen zwischen den Ufern dahin. Rasinski, der, um sich zu versichern, daß kein Verrath vorwalte, einige hundert Schritte vorangesprengt war, befand sich allein mit dem Führer in dieser schauerlichen Gegend. Er warf seine forschenden Blicke rings durch die Oede, in der nur das dumpfe

Dröhnen und Krachen der aneinander stoßenden Eisschollen zu vernehmen war.

„Dort", sprach der Muschik und deutete mit dem Finger nach einer Stelle, wo der Strom sich zu verlieren schien, weil die Hügel seinen Lauf deckten, „dort steht das Eis, denn in der flachen Biegung stopfen sich die Schollen, und wenn sie nicht seit gestern weggethaut ist, so muß auch noch eine Bahn übergefroren sein."

Rasinski lenkte sein Pferd nach der bezeichneten Stelle hin. Indem er am Saume des Waldes hinunterritt, hörte er es plötzlich in den Gebüschen rasseln und vernahm zugleich Peitschenknall und heftiges Schnauben angestrengter Pferde. Er horchte verwundert auf, denn hier konnte noch kein Wagen von dem Zuge des Heeres sein, auch wäre kein einziges Paar der ermatteten Zugthiere desselben jetzt einer so raschen Bewegung fähig gewesen. „Führt ein Weg hier durch den Wald?" fragte er den Russen. „Ja, Herr", erwiderte dieser, „der Weg von Syrokorenje nach Gosinoe kommt hier herüber. Es sind vielleicht Bauern, die hier durchs Holz fahren; aber Gefahr hat es gewiß nicht, da es ja nur ein Schlitten zu sein scheint." Indessen beschloß Rasinski doch, denselben mit Vorsicht zu beobachten und ihn, wenn er es nöthig finde, anzuhalten. Sowie er dessen daher ansichtig wurde, zog er das Pistol aus dem Gürtel, sprengte in den Weg und rief in russischer Sprache mit starker Stimme: „Halt, oder ich schieße!"

Der in dichte Pelze verhüllte Führer des Schlittens hielt an und erwiderte gleichfalls russisch: „Was wollt Ihr? Wir sind gute Russen, was haltet Ihr uns an?" Rasinski ritt näher, hielt aber das gespannte Pistol in der Hand. „Woher kommt Ihr, wer seid Ihr, und wohin wollt Ihr? Darüber habt Ihr mir jetzt genaue Auskunft zu geben", be-

fahl er mit ruhigem, aber männlich festem Tone. Der Führer des Schlittens wandte sich, statt zu antworten, zurück zu den im Schlitten Sitzenden und fragte leise auf deutsch: „Es sind ihrer nur zwei, soll ich mit der Pistole antworten und weiter fahren?"

Rasinski hatte jetzt die Unbekannten im Schlitten näher betrachtet; es waren der Tracht nach zwei Männer und zwei Frauen. Da er jetzt an der halbgehörten Rede des Führers merkte, daß sie keine Russen seien, vermuthete er vielleicht flüchtige Offiziere von der Armee. Er drängte daher sein Pferd dicht an den Schlitten, hielt einem der Männer das Pistol vor das Angesicht und sprach deutsch: „Wir beide sind nicht, was wir scheinen wollten; es muß sich jetzt zeigen, ob wir Freunde oder Feinde sind. Nochmals frage ich —"

Doch mitten in seinen Worten unterbrach ihn ein jubelnder Ausruf der Freude. „Rasinski, Rasinski!" tönte es von den Lippen des Angeredeten, und Ludwig warf sich außer sich vor Freude an seine Brust. Zugleich hörte er auch Bernhard's Stimme, der einen raschen Sprung vom Schlitten herab that, um sich von der andern Seite an ihn zu drängen. Rasinski sprang vom Pferde und drückte den Freund in heißer Umarmung an sein Herz. „O Gott, welchen Dank bin ich dir für diese Gnade schuldig", rief er tief bewegt, und Thränen der Freude rollten über seine männliche Wange.

Wie drängten sich Fragen und Erzählungen der wunderbarsten Geschicke jetzt in wenig Minuten zusammen! Das Herz vermochte nicht so schnell zu fassen und zu empfinden, was die geflügelten Worte entdeckten! Die drohendste Gefahr des Todes, die unglaublichste Rettung, das Auffinden der geliebtesten Wesen, neue Gefahren und Rettungen von der einen Seite; dagegen von der andern unaussprechliche Sorgen,

düsterer Gram, furchtbare Kämpfe und Bedrängnisse, und jetzt, am mächtigsten durch die lebendige Wirklichkeit, dieses Wiederfinden der Freunde an der Schwelle der Rettung.

„Lebt Jaromir? Wo ist Boleslaw?“ fragten Bernhard und Ludwig aus Einem Munde. Jetzt erst erinnerte sich Rasinski, daß ein Heer ihm auf dem Fuße folge; er wandte sich um, deutete nach dem Walde zurück und antwortete: „Dort sind sie bei den Unserigen.“

Eben sah man die ersten Reiter debouchiren. Rasinski saß hierauf wieder auf und eilte, dem Marschall Bericht über die Aussage des Führers abzustatten. Dann suchte er Jaromir auf, den er am Wagen bei Boleslaw haltend antraf, sodaß er beiden zugleich die freudige Kunde überbringen konnte. Die Jünglinge eilten, der Führung Rasinski's folgend, zu den Freunden und begrüßten sie mit der stürmischen Liebe der jugendlichen Brust. Es war seit langer Zeit der erste lichte Augenblick der Freude in Jaromir's und Boleslaw's gebeugter Seele. Rasinski gewährte ihnen Muße, sich ihrem Glücke zu überlassen, indem er selbst sich der kriegerischen Sorge für die Truppen unterzog.

So erfuhren die Jünglinge nun ebenfalls die an das Wunder grenzenden Erlebnisse ihrer beiden innigsten Freunde und durften die Braut und Schwester derselben mit offener Herzlichkeit begrüßen. Auch Bianca fühlte sich glücklich in dem Glück derer, die ihr die Liebsten auf der Erde waren, und sie athmete frei auf, da sie erst jetzt ihre Rettung vollendet glaubte; denn noch mancherlei Gefahren hatten die Flüchtenden, seit sie das Jagdschloß verließen, bestanden. Bernhard's Wunde raubte ihm doch so weit die Kräfte, daß es ihm unmöglich war, die Reise sogleich fortzusetzen. In Gregor's gastfreundlichem Hause fanden sie zwar ein Obdach, aber nur ein unsicheres, da sie schon am folgenden Tage er-

führen, daß Dolgorow seine Freiheit wiedererlangt habe. Sie mußten daher jeden Augenblick seine Rache fürchten und sich deshalb den Tag über in einem Grabgewölbe der Kirche verbergen, bis sie unter dem Schutze der Dunkelheit von Gregor zu einem Amtsgenossen desselben gebracht wurden, der sie fünf Tage lang in seinem Hause verbarg. Von dort aus flüchteten sie, da Bernhard nunmehr genügend hergestellt war, und die russischen Heere sich von allen Seiten näherten, ebenfalls heimlich und bei Nacht, damit ihr Retter und Beschützer nicht um ihretwillen zu dringender Gefahr ausgesetzt sein sollte. Den vergangenen Tag hatten sie im dichtesten Walde zugebracht, in dieser Nacht hofften sie das Werk der Rettung zu vollenden und das französische Heer zu erreichen. Willhofen, der Gegend am kundigsten, führte den Schlitten; Jeannette war Bianca's treue Begleiterin geblieben. Das Los aller schien nunmehr, sowie sie das vor ihnen liegende jenseitige Ufer des Stroms erreicht haben würden, entschieden.

Aber welches namenlose Elend und Verderben drängte sich noch in die schmale Bahn, die zwischen ihnen und der gehofften Rettung lag!

Der schwarze Zug des Heeres hatte sich bereits in düsterm Gewimmel auf den gegen den Strom sich absenkenden Schneeflächen verbreitet; aber mit Erstaunen sah man, daß er sich am Ufer dichter und dichter sammelte, jenseits aber niemand sichtbar wurde. Willhofen führte den Schlitten jetzt gleichfalls gegen die Uebergangsstelle hin; allein schon war das Gedränge so groß geworden, daß er das Ufer nicht erreichen konnte. Rasinski fand seine Freunde in dem verworrenen Gewühl heraus und berichtete ihnen mit besorglicher Miene, daß kein Wagen, ja kaum ein Roß den Strom passiren könne, weil die Eisdecke zu dünn für eine

solche Last sei; denn sie bestand nur aus zusammengeschobenen Schollen, die zum Theil schon unter Wasser standen, oder doch nur mit einer dünnen Eiskruste frisch überfroren waren. Nur einzelne Leute hatten es daher bisjetzt gewagt, nach dem andern Ufer hinüberzuklimmen; allein auch von diesen waren viele verunglückt, weil sie im Dunkeln in die tiefen Spalten zwischen den Schollen stürzten. Der Marschall hatte daher für jetzt jeden fernern Versuch untersagt, zumal da seine Menschlichkeit nicht dulden wollte, daß man den Uebergang bewerkstellige, ohne die Tausende von ermatteten Nachzüglern, von Verwundeten, Frauen und Kindern abzuwarten, die mit ihren erschöpften Kräften dem furchtbaren Marsch durch Sturm und Schneegestöber nicht zu folgen vermochten. Es wurden daher drei Stunden Frist zum Ausruhen und zur Sammlung anberaumt, während welcher Zeit noch das Mögliche geschah, um den Uebergang zu erleichtern, indem man durch Baumäste und Stroh die minder breiten Spalten zu verstopfen, die andern wenigstens so zu bezeichnen suchte, daß man ihnen nicht unvorhergesehen nahete.

Bianca sah sich durch die seltsame Verkettung ihrer Schicksale also jetzt mitten in dem Getümmel des Krieges. Wenngleich ihre Jungfräulichkeit sich nur mit Zagen unter dieses furchtbare Treiben der Männer mischte, so gewährten ihr doch Ludwig's und Bernhard's Nähe Schutz und Trost. Gegen äußere Gefahren war sie mit dem Muth hoher Seelen gewaffnet, die sich an dem Bewußtsein erheben, daß es über dieses Leben hinaus etwas Besseres, Ewiges gibt, das keine fremde Gewalt uns entreißen, sondern nur unser eigener Abfall von der Wahrheit verscherzen kann. Aber sie hatte sich noch mit andern Kräften zu rüsten als mit denjenigen, wodurch man eigene Geschicke trägt; denn es war ihr ver-

hängt, den unbeschreiblichen Jammer vieler Tausende von Unglückseligen zu sehen, die hier verderben sollten!

Um Mitternacht gab der Marschall, der mit der Kaltblütigkeit des Helden die dreistündige Frist benutzt hatte, um sich durch einen erquickenden Schlaf für neue Drangsale zu stärken, Befehl, den Uebergang geordnet zu beginnen. Still, ernst, fest in seinen Reihen bleibend, machte ein Regiment leichter Infanterie den Anfang. Doch kaum hatten die ersten Sectionen wenige Schritte vorwärts gethan, als plötzlich ein dumpfes Krachen unter ihren Füßen ertönte und der Boden zu wanken begann. Sie glaubten sich durch schnelles Ueberhineilen retten zu können und beschleunigten daher ihre Schritte; doch, da andere Massen nachdrangen, verstärkte sich der Druck auf die Eisfläche. Sie sanken mit der Scholle bis an die Knie ins Wasser; der Fuß schwankte, glitt aus, sie stürzten nebeneinander hin. Da brach das berstende Eis mit lautem Krachen, ein tiefer schwarzer Schlund öffnete sich, und verschlungen waren die Unglücklichen, die sich der verrätherischen Scholle anvertraut hatten! Ein lauter Schrei des Entsetzens zerriß die Lüfte; voller Schrecken bebten die Zunächststehenden zurück und warfen sich gewaltsam andrängend in die Reihen ihrer Kameraden, die schon gegen den Fluß vorrückten.

Der Marschall war überall selbst zugegen. Mit düsterm Grausen sah er seine Tapfern in den Abgrund des Stroms hinabsinken. Noch erhob sich hier und da ein Haupt, ein Arm, und ein jammernder Hülferuf schnitt in die Seele; doch nach wenigen Secunden war alles verschwunden und grausenvolle Stille schwebte über den dunkeln Wogen.

„So ist's unmöglich", sprach der Marschall mit gewaltsamer Fassung. „Wir müssen es einzeln versuchen."

Es wurden jetzt je zwanzig und zwanzig Mann zer=

streut abgesendet, die, einzeln von Scholle zu Scholle klimmend, das andere Ufer zu gewinnen suchten. Es gelang. Eine neue Hoffnung belebte die Brust der Krieger. Da hörte man in nicht großer Ferne Kanonendonner. Dieser Klang erinnerte wieder an die Uebermacht des Feindes, der in jedem Augenblick die Spur des Heeres aufgefunden haben und ihm nachrücken konnte. Dadurch schwoll der Trieb der Rettung zu mächtig in jeder Brust. Zeigte sich der Feind, so waren diejenigen geborgen, die das jenseitige Ufer erreicht hatten, aber rettungslos verloren alle, welche noch auf dieser Seite verweilten. Daher drängten sich die Massen gegen das Ufer und wetteiferten in überstürzender Eile, ihr eigenes Verderben beschleunigend, wer zuerst die gefährliche Rettungsbahn beträte. Umsonst sind Befehle, Vorstellungen, Bitten der Führer; vergeblich sucht selbst der Marschall sein Ansehen geltend zu machen. Seine Nähe fürchtend, drängen sich die Unglücklichen nach andern Punkten, wo die Dunkelheit sie seinem Blick entzieht. So wird, was ihre Rettung werden konnte, ihr Untergang; die Hast, die blinde Begierde, die Unvorsichtigkeit tödtete sie. Sie überströmen das Eis, es trägt die Massen nicht, wankt, kracht und bricht. Das Gedränge raubt jedem einzelnen den Gebrauch seiner Kraft und Geschicklichkeit. Der Kamerad stößt den nächsten Kameraden, der Freund den Freund, der Soldat das heilig geachtete Haupt des Führers hinab in den Schlund des Verderbens. Die ganze düstere Fläche des Eises ertönt krachend von einbrechenden Schollen, von jammerndem Hülfsgeschrei, von rasenden Flüchen und Gebeten. Drüben das jenseitige Ufer wirft denen, die es erreichen, eine steile, mit Eis gepanzerte Brust entgegen. Die durch Schrecken und Anstrengung Entkräfteten vermögen nicht mehr hinanzuklimmen. Sie rollen wieder hinab auf den Strom und zerbrechen seine Eisdecke

oder ihre eigenen halberstarrten Glieder. Blutig liegen sie auf den harten Schollen und wimmern vergeblich um Hülfe. Das Mitleid ist taub geworden, die Menschlichkeit in jeder Brust erstarrt. Ueber die zuckenden, noch lebensvollen Körper ihrer Brüder schreiten die Nachdrängenden fühllos hin, und der frevelnde Fuß des Unversehrten zertritt Antlitz und Brust des Entkräfteten, Verblutenden. Aber den nächsten Augenblick schon ereilt ihn die Nemesis; auch sein Fuß gleitet aus, auch seine Hand versagt ihm die Kraft, er rollt hinunter in den Strom und stöhnt hülflos an der Seite dessen, über dessen Haupt er noch eben erbarmungslos dahinschritt.

Die Verwundeten, die Frauen, die Kinder am Ufer hören das Jammergeschrei der Unglücklichen durch die Nacht hindurch; der düstere Schleier, den diese über das Gemälde wirft, erhöht noch das Entsetzen, denn in der schaffenden Ahnung wachsen die Schrecken des Verderbens bis ins Gigantische. Ein verzweiflungsvoller Wahnsinn ergreift die Verzagenden; sie irren händeringend am Ufer hin und her. Einige stürzen sich, weil diese Qual schaudervoller erscheint als selbst der Tod, in blinder Raserei selbst in die aufklaffenden Schlünde des Stroms hinab; andere werfen sich, an allem und zumeist an ihrer eigenen Kraft verzagend, jammernd auf den kalten Boden und verwünschen ihr Dasein und den Tag, der sie geboren.

Diese Bilder des Grausens sah Bianca rings um sich her. Eine Zeit lang hatte sie mit stummer Ergebung den Schmerz getragen. Jetzt wurde sie von ihm überwältigt; sie brach in Thränen aus und sank an die Brust des Bruders, der vergeblich seine ganze männliche Fassung aufbot, um unerschüttert zu scheinen. Er hätte sich gewiß durch seine rauhe Weise Luft gemacht und seine Kraft gewaltsam auf-

gestachelt; allein um der Schwester willen, die ihm ja das Liebste war, was jetzt das weite Erdenrund für ihn umfaßte, gewann er sich mildere Formen ab und wurde so selbst weicher. Er sprach ihr beruhigend zu: „Getröste dich, Schwester; der Alliebende hat uns nicht darum vereinigt, um die ersten Blüten unsers Glücks hier in den Eisschollen des Stroms zu zermalmen. Sein Auge wacht über uns."

„O Bruder", erwiderte sie, „blicke auf das Entsetzen um uns her; es zerreißt mir die Seele! Ach, ich klage ja nicht sträflich um mich selbst!"

Ludwig trat heran und sprach mit sanftem Ernst: „Der Allmächtige waltet ja auch in diesem Entsetzen. Die der Strom in seinen Schos begraben hat, sind sie nicht erlöst von dieser endlosen Qual? Ach, schon ist ihre Brust ja still, und schon lächeln sie vielleicht mit verklärtem Blicke gegen die dunkle Erde herab! Laß dich die grausende Gestalt des kurzen Kampfes nicht erschrecken."

Rasinski, der hoch zu Pferde saß und ordnete und leitete, wo sich noch ordnen und leiten ließ, kam in diesem Augenblick heran und redete die Freunde an: „Bewahrt nur die Ruhe, meine Lieben, übereilt nichts, denn hier fürchte ich keine Gefahr. Nur der Schrecken, der die Krieger ergriffen hat, ist ihr Untergang. Auch ich bleibe mit meinen Reitern bis zuletzt; macht also keinen Versuch, bevor ich euch nicht auffordere. Vielleicht lassen sich sogar die Wagen und Schlitten hinüberschaffen."

Die klare Ruhe und Besonnenheit, die sich Rasinski mitten im Sturme der unerhörtesten Ereignisse zu bewahren wußte, wurde zu einem festen Anker für alle, die ihm umgaben. Zwar war er im Augenblick wieder entschwunden, um einem Trupp dicht am Ufer eingebrochener Grenadiere Hülfe zu leisten; allein die wenigen Augenblicke seiner Ge-

genwart hatten hingereicht, allen neuen Muth, neue Hoffnungen zu wecken.

Nach und nach entwirrte sich das Gemälde; die Truppen waren meist hinüber; nur die Wagen und Kanonen hatte man noch nicht überzubringen versucht. Rasinski's Reiter allein hielten noch zur Seite und deckten einen Zug von Wagen mit Schwerverwundeten. Der Marschall ging zu Fuß am Ufer umher und gab noch immer Befehle; er wollte, wie der Kapitän eines strandenden Schiffs, das Wrack seines Corps nicht eher verlassen, bis die letzten Wellen verschlingend darüber hinbrausten.

Endlich war der Uebergang vollendet, und drüben ordneten sich die Scharen bereits wieder. Jetzt sollte der Versuch gemacht werden, einige Wagen hinüberzuschaffen, auf denen sich diejenigen Verwundeten befanden, die durchaus nicht fähig waren, zu Fuß zu gehen. Die Schollen schoben sich durch den immer neues Eis antreibenden Strom bei jeder Lücke stets sogleich wieder dicht ineinander. Nach und nach hatte man die Stellen kennen gelernt, die die sicherste Bahn gewährten. Auf diesen sollte jetzt der Versuch gewagt werden. Vorsichtig wurden sie hinaufgeleitet; etwa dreißig Schritte weit trägt das Eis. Da plötzlich bricht es. Lautes Angstgeschrei ertönt, die Unglücklichen versinken, sie ringen mit der Flut; sie kämpfen untereinander um den letzten erlöschenden Funken ihres jammervollen Lebens. Gott und Menschen rufen sie flehend um Rettung an. Vergeblich! Wenige Augenblicke sind genug, sie alle in die Tiefe zu versenken, und auf den die Seelen durchschneidenden Hülfe- und Jammerruf folgt plötzlich wieder jene grausenvolle Todtenstille, die nur der dumpf rauschende Strom und das hohle Dröhnen und Krachen der Eismassen unterbricht.

Mit zuckendem, aber gewaltsam gebändigtem Schmerze

in der Brust, starrt der Feldherr auf die Stelle hin, wo die edelsten, die tapfersten, die an den schwersten Wunden krankenden Märtyrer von dem schwarzen Schlund der Tiefe verschlungen worden sind. Da regt sich's noch einmal über dem Wasser! Ein kläglicher Laut wird hörbar; man sieht eine Gestalt auf einer Scholle, bald sinkend, bald sich hebend emportauchen.

„Dort ist noch einer zu retten“, ruft der menschlich fühlende Held, und im Augenblicke wagt er sich selbst auf die gefahrvolle Bahn, wo jeder Fehltritt ins Grab führt. Rasinski, der zunächsthält, springt pfeilschnell vom Pferde und eilt dem Marschall zu Hülfe.

Wirklich ist es einer jener eben Verunglückten, der wie durch ein Wunder aus der Tiefe des Abgrunds neu auftauchend, wiederkehrt aus dem unerbittlichen Schlunde des Todes. Doch schwer verwundet, kraftlos, versucht er vergeblich die feste Scholle zu erklimmen. Da strecken sich ihm Freundesarme entgegen; sein Feldherr und Rasinski sind es, die ihm die rettende Hand reichen. Sie ziehen ihn auf den festen Boden, leiten ihn ans Ufer — er ist dem Tode entrissen. Doch jetzt sinkt seine Kraft zusammen; der erstarrte, zerschmetterte, zerrissene Körper hält die Seele nicht mehr fest in seinen Banden — sie entflieht! Seine dankenden Blicke wendet er gegen seine Retter, dann sucht das irre Auge die Gegend seiner Heimat — bricht — und erlöscht auf ewig.

Eine Minute geht der Marschall in düsterm Schweigen auf und ab; eine Minute ist er Mensch und Freund, in der nächsten wieder Feldherr.

„Wagen sind nicht über den Strom zu schaffen“, spricht er mit gebietender Stimme; „vernagelt die Kanonen! Was an Gepäck und Lebensmitteln nicht fortgeschafft werden kann, laßt hier für diejenigen, die uns nicht folgen können.“

Mit diesem Befehle ist das Todesurtheil der Unglückseligen gesprochen, die der eigenen Kraft nicht mehr vertrauen können. Ein lautes Wehklagen und Jammergeschrei erhebt sich; wer noch einen Fuß, noch eine Hand zu bewegen vermag, klimmt mühsam vom Wagen herab, um sich auf das jenseitige Ufer zu schleppen. Die andern plündern in wilder Hast das Gepäck, denn es enthält, was allein erretten kann, die geringen Vorräthe an Speisen, die Schutzmittel gegen den Grimm der Kälte, die nothwendigsten Geräthe. Das Wenigste ist fortzuschaffen, und doch ist nichts zu entbehren. Sie ergreifen, verwerfen, ergreifen wieder, schleudern wieder von sich. Wie Rasende, deren Habe in Flammen steht, irren sie ohne Besinnung durcheinander hin und retten in der Betäubung das Nutzloseste. Viele vermögen keinen Entschluß zu fassen. Da hören sie vom jenseitigen Ufer die Trommel, die zum Aufbruche wirbelt; die Angst zurückzubleiben ergreift sie, und nun stürzen sie in wilder Hast gegen den Strom hin und wagen den Versuch der Rettung.

Jetzt erst denkt Rasinski an sich selbst, an seine Freunde. Mit dem Ausdruck der Wehmuth in Stimme und Zügen nähert er sich dem Schlitten, auf welchem Bianca mit Jeannetten sitzt und sich tief verhüllt hat, um die Gemälde des Schreckens ringsumher nicht mehr zu sehen. „Fürstin", redete Rasinski sie an, „das rauhe Geschick des Krieges wird Sie einer harten Prüfung unterwerfen. Wagen und Schlitten sind nicht über den Strom zu bringen; doch hoffe ich, daß es uns mit den Pferden gelingen soll. Versehen Sie sich also mit dem Unentbehrlichsten. Gewiß erreichen wir bald einen bewohnten Ort, wo für Frauen wenigstens Hülfe zu finden sein wird.

Bianca schlug den Schleier zurück, stand auf und erwiderte gerührt: „Sie sind so gut — aber ich fürchte diese

Prüfung des Geschickes nicht", fuhr sie entschlossener fort, „ich fühle Muth, diese Beschwerden zu ertragen. Nur das Leiden aller dieser Hülflosen verwundet mich tief, schmerzlich, und lähmt meine eigene Kraft. Jetzt wird ein strenges Müssen mir heilsam sein."

Die Pferde werden ausgespannt und mit einigem Gepäck, doch nicht zu schwer beladen. Willhofen führt das eine, einer von Rasinski's Leuten, deren schon viele zu Fuß gehen müssen, das andere. Rasinski selbst schreitet voran, weil er die Bahn, die man verfolgen muß, am genauesten kennt. Bianca wird von Ludwig und Bernhard, Jeannette von Jaromir und Boleslaw geleitet; zu dreien angefaßt, ist die Wanderung am sichersten auszuführen, weil die Last nicht zu groß ist, und doch die gegenseitige Unterstützung nicht fehlt.

Da der Weg zum Ufer durch Wagen, Trümmer des Gepäcks und durch Hunderte von Unglücklichen, deren Angstruf die Lüfte theilt, bedeckt ist, läßt Rasinski die Seinigen einen Umweg hinter die verlassenen Wagen herum machen. Plötzlich vernimmt Bianca's ängstlich horchendes Ohr das verlorene Weinen eines Kindes.

„Mein Himmel", ruft sie, „sollte hier irgendwo ein Kind hülflos verlassen sein? Wenn wir niemand retten können, dieses unschuldige Leben dürfen wir nicht preisgeben."

Ihr Blick folgt dem Ohr, sie lauscht, sie hat die Richtung glücklich erspäht. Inmitten der Wagen muß das arme Geschöpfchen aufzufinden sein. Sie eilt dahin und findet wirklich ein in Stroh und Decken eingehülltes, verlassen auf einem Wagen liegendes Kind, das sie mit Zärtlichkeit aufhebt. „Armes Töchterchen", spricht sie mit mildem Laut, „konnte deine Mutter dich vergessen? Ich will dir Mutter sein, bis sie zurückkehrt." So nimmt sie es in ihren

Arm; sie duldet nicht, daß Ludwig oder Bernhard ihr die süße Last abnehmen. Freundlich beruhigt sie die ängstlich weinende Kleine, die sich bald vertrauensvoll an sie schmiegt. Eine selige Freude dringt in ihre Brust, daß sie doch ein Leben aus diesem Abgrunde der Verderbniß gerettet hat; es ist milder Balsam für ihre von Angst und tiefstem Mitleiden gefolterte Brust. So kehrt sie zurück und zeigt Jeannetten und ihren Begleitern voller Freude den Fund, den sie gethan. Boleslaw erkennt es, es ist Alisettens Töchterchen. In der Bestürzung entschlüpft dieses Wort seinen Lippen; Jaromir vernimmt es, er fragt, er forscht und dringt, da der Freund auszuweichen sucht, desto heftiger in ihn.

„Wahrheit sage mir", ruft er aus, „volle, ganze Wahrheit, ohne Hehl und Schmuck. Boleslaw, wenn du dich meinen Freund nennst — bei diesen Gefahren, die wir theilen, bei der Treue, die wir uns je bewiesen — sage mir die Wahrheit!"

So erfuhr Jaromir Alisettens letztes Schicksal und erhielt vollen Aufschluß über die heuchlerische Täuschung, mit der sie ihn umsponnen hatte. Er war tief erschüttert; doch keine Thräne entfloß seinem Auge, kein Wort kam über seine Lippe. Er drückte die stumme Qual, diese bittere Mischung aus verrathener Liebe, täuschender Umstrickung der Sinne, Verachtung, Mitleid und tiefster Reue in seine Brust hinab und duldete schweigend und bleich wie ein Marmorbild.

Jetzt hatte man den Strom erreicht; der mühselige Zug begann. Doch des Himmels waltende Hand leitete die Schritte der Bedrängten glücklich zum Ziele. So nahe die Schlange der Gefahr rings um sie her spielte, so oft der Boden unter ihnen schwankte, der Fuß dicht am schwarzen

Abgrunde entglitt — die wachsame Rettung war immer schneller als das lauernde Verderben. Jetzt erreichten sie das jenseitige Ufer und athmeten frei und gerettet wieder auf.

In tiefer Rührung drückten die Freunde einander an die Brust; alle aber wandten sich zu Rasinski, denn sie fühlten, daß er der Retter war, und umdrängten ihn mit gerührter Liebe.

„Dort oben sucht den Helfer", sprach er und erhob den Arm gen Himmel; „ihm, der über den Sternen wohnt, deß Auge durch Nacht und Wolken dringt, ihm wendet Herz und Blick dankend zu!"

Plötzlich theilte ein Mann in heftiger Eile das Getümmel und wollte sich an Rasinski vorüberdrängen; dieser erkannte Regnard. „Wohin?" rief er ihm zu und hielt ihn an.

„Laßt mich!" erwiderte dieser hastig und wollte sich losmachen; „ich muß wieder an das jenseitige Ufer. Die Unglückliche, der ich mein Kind zur Obhut gelassen, ist durch Angst und Schrecken so betäubt worden, daß sie es vergessen hat. Ich muß es retten."

„Es ist gerettet!" rief Rasinski freudig.

„Wie? Wo? Ich danke Euch mehr als mein Leben", antwortete Regnard und blickte umher.

Rasinski erzählte ihm die Rettung in zwei Worten und wies den vor Freude Zitternden zu Bianca hin. Diese hatte das Gespräch schon vernommen und trat ihm entgegen.

„Du armes Herzchen!" rief der Vater mit gerührter Zärtlichkeit und nahm das Kind in die Arme; „bist du wirklich zum zweiten mal gerettet?"

Seine Freude war so groß, daß er fast des Dankes darüber vergaß; wie beschämt aber wandte er sich plötzlich zu Bianca und sprach: „Sie waren der Schutzengel des hülflosen Wesens! Fordern Sie mein Leben, wenn Sie wol-

len; als Mann von Ehre gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich nicht säumen werde, es zu opfern. Nur bleiben Sie dann die Mutter dieser verlassenen Waise!"

„Vertrauen Sie das Kind mir jetzt an", sprach Bianca sanft; „es soll seine Mutter nicht vermissen!"

„Ja, das will ich", erwiderte Regnard, „wenn der Allmächtige Sie erhält, so ist dieses junge Leben wohl geborgen! Sie werden es nicht vergessen in der Stunde der Gefahr!"

„Gewiß nicht", sprach Bianca; „und es wird mir mehr Schutz geben als ich ihm, denn Gottes Engel wachen über dem holden Haupte, und der Schos ist heilig behütet, in den es sich schlummernd lehnt. Es hat mich auch schon recht lieb", fuhr sie freundlich fort, indem sie das Kind streichelte, „nicht, Herzchen?"

Der kalte, eherne Regnard, dessen starre Furchen in Stirn und Wangen kaum jemals ein Lächeln heiter überflog, stand jetzt mit dem Ausdruck tiefster Rührung in den Zügen, und Thränen glänzten in seinem Auge. Er vermochte nicht zu sprechen, oder wollte es nicht, weil er zu bewegt war.

Bernhard betrachtete ihn mit innigster Theilnahme und wandte sich leise zu Ludwig. „An diesem sehe ich, daß das Schicksal Eisen wie Wachs formt. Es muß ihn aber auch mit Riesenfäusten gepackt haben, daß es Thränen aus seinem ehernen Herzen drückt und warme Funken aus seiner kalten Steinbrust schlägt."

„Du irrst, Lieber", antwortete Ludwig; „nicht die Schläge des Schicksals haben ihn zermalmt, denn gegen sie steht er aufrecht wie jemals, aber die warme Sonne der Liebe löst mit ihren Strahlen das Eis seiner Brust und entlockt dem steinigen Boden duftende Blüten. O glaube

mir, in der Tiefe jeder Brust ruht das goldene Samenkorn der Liebe und sprießt in zarten Keimen auf, wenn ein Sonnenstrahl es erreicht."

„Doch nicht eher, als bis die scharfe Pflugschar des Unglücks den zähen Boden von allen Seiten aufgerissen hat."

„Ist dem so, so wollen wir dem Himmel für den Schmerz dankbarer sein als für die Freude", sprach Ludwig bewegt.

„Man hat es oft Ursache", warf Bernhard in seiner raschen Weise hin; „und sind wir nicht auch durch diese Schule gegangen? Wie tief und oft mußte der Pfeil des Schmerzes, das Feuer des Zorns, das Eis der Verschmähung, ja das Gift der Sünde selbst mir durch das Herz dringen und darin schneiden und brennen, bis es locker und fruchtbar wurde für die heilige Saat der Freundschaft und Liebe!"

„Und war denn diese nicht immer in dir?" antwortete Ludwig. „Du miskennst und entstellst dich selbst, du Bester."

„So etwas war freilich davon da", sprach Bernhard, „aber kein echtes, gediegenes Metall; und noch sind die Schlacken nicht ganz heraus. Vielleicht dauert es noch lange, ehe es einen so reinen goldenen Klang gibt wie bei ihr!" Er deutete dabei auf Bianca, die noch mit Regnard sprach.

„Sie freilich", erwiderte Ludwig weich, „gleicht der klaren Krystallschale, die, wenn sie berührt wird, in schönen Wellenlinien und zitternden Kreisen den Wohllaut reinster Glockentöne erklingen läßt."

Während dieses Gesprächs hatten sich die Truppen wieder geordnet und setzten sich in Bewegung, Willhofen führte die beiden Pferde heran, die er für Bianca und Jeannetten, so gut es in der Noth anging, mit Decken gesattelt hatte.

Die Frauen wurden hinaufgehoben; Bianca nahm das Kind vor sich, der alte Diener hing sich die Zügel über den Arm, um die Pferde zu leiten. Bernhard und Ludwig gingen zu Fuß nebenher, doch schlossen sie sich so dicht als möglich an Rasinski's Leute an, von denen auch schon wieder ein nicht geringer Theil seine Pferde verloren hatte und daher zu Fuß ging. Bald nahm ein dichter Wald den Zug auf und im Schutze seines Dunkels schienen die nächsten Gefahren abgewendet zu sein.

Sechstes Kapitel.

Bei dem größern Heere hatte die tiefste Trauer und Bestürzung geherrscht, weil man keine Hoffnung hegte, daß der preisgegebene Held Ney einen Ausweg aus den Schneesteppen Altrußlands, deren Grenzen von zahllosen Feinden bewacht wurden, finden könne. Wenn schon die Garden des Kaisers unter dessen Führung selbst, als er sich zurückwandte, um Eugen und Davoust zu retten, furchtbare Kämpfe bestehen mußten, wenn die italienische Armee nur durch ein Wunder gerettet werden konnte — was war für die zu hoffen, welche, um zwei Tagemärsche zurück, den Feind auf den Fersen, vor sich und zu beiden Seiten haben mußten? Ein düsterer Schmerz bemächtigte sich der Seele aller; selbst der eigenen Rettung vermochte sich niemand zu erfreuen, solange der kühne, edle Löwe, der freilich allein dieser gigantischen Aufgabe gewachsen war, in dem Kerker des Feindes schmachtete, oder vielleicht von den Keulenschlägen der Ueber=

macht zu Boden gestreckt wurde. Der Kaiser selbst, so fest er sich die unerschütterliche Ruhe und Klarheit bewahrte, wo er im Angesicht des Soldaten Feldherr oder Monarch sein mußte, vermochte in seinen nächsten vertrauten Umgebungen der Sorge und dem Gram kaum zu gebieten. Man sah ihn finster, mit gefurchter Stirn, die Hände auf den Rücken gelegt, in den niedrigen, halbeingestürzten Hütten Krasnoes, Lyadis, Rasasnas und Orszas, wo der Beherrscher Europas sein Nachtquartier wählen mußte, auf und nieder gehen, ohne ein Wort zu sprechen. Seine Umgebungen standen oder saßen schweigend umher und wagten nicht, die tiefe Stille zu unterbrechen. Den Schmerz um den Fall der vielen Tausende seiner Getreuen, die Schmach seiner Niederlagen, den Sturz aller seiner Hoffnungen hatte er mit unerschütterter Kraft getragen; der Verlust seines kühnsten Feldherrn, seines wärmsten Freundes, bezwang selbst diesen Koloß, der gewohnt war, wie ein Fels in den Stürmen und Wogen des Schicksals zu stehen und sich die Wetter an seiner Stirn brechen zu lassen.

Von Kämpfen und Anstrengungen ermattet, hatte das Heer zögernden Schrittes, denn der Kaiser wollte die offene Bahn der Rettung nicht betreten, solange er den kostbaren Edelstein dem Feinde verpfändet hatte, spät am Abend Orsza erreicht. Eugen, Davoust und Mortier lagerten mit ihren Kriegern in dieser Stadt, die hier zum ersten male nach einem Monat unerhörter Qual und Entbehrung ein sicheres Obdach, Schutz gegen die Strenge des Winters, hinreichende Nahrung für ihren entkräfteten Körper, ein Lager für die ermatteten, von Kälte erstarrten Glieder fanden. Die ungeheuere Mühe schien überstanden, und mit der gebieterischen Forderung der Nothwendigkeit hörten auch die Kräfte auf, die der Wille an sich nicht zu so furchtbarem Gehorsam zu

zwingen vermochte. Todesmatt waren die Krieger auf das Lager gesunken und überließen sich in den Armen des Schlafes einer seligen Vergessenheit ihrer Leiden.

Es war Nacht.

Da hört der noch in später Sorge für die Seinen wachende Eugen den Hufschlag einiger Pferde in den schweigenden Gassen des Städtchens. Horchend beugt er sich aus dem Fenster, sieht mehrere heransprengende Reiter und ruft sie an:

„Wer da?"

„Polnische Cavalerie."

„Woher?"

„Vom Corps des Marschalls Ney."

Diese Antwort zuckt wie ein freudiger Blitzstrahl durch das Herz des Königs. „Lebt er? Ist er gerettet?" fragte er hastig und außer sich.

„Er rückt auf dem rechten Ufer des Dniepr heran", erwidert Rasinski, der von dem Marschall vorausgeschickt war; „doch sind die Russen ihm nahe und ich komme, Hülfe zu fordern."

„Ihr sollt sie haben", ruft der Feldherr freudig und erscheint in wenigen Augenblicken von seinen Offizieren umgeben auf der Straße. Der Generalmarsch ertönt, man eilt von Haus zu Haus, die Krieger aufzurufen. Doch welche Forderung! Kaum haben sie endlich den ersten Ort der Rast und Ruhe erreicht, kaum hat der Schlaf die Entkräfteten in seine süß betäubenden Arme geschlossen, und schon wieder sollen sie hinaus in den unermeßlichen Ocean von Eis und Schnee, sollen zurückkehren in die Wüste, aus der sie kaum den Ausgang erkämpft haben? Wer will sie dazu vermögen? Sie ziehen den Tod der Erneuerung der Qualen vor. Die wirbelnde Trommel hören sie nicht, mit so festen, dumpfen Banden

hat der Schlaf sie umstrickt; mühsam aufgerufen und emporgerissen, taumeln sie halb bewußtlos wieder zurück auf das warme Lager. Mag der Feind, den sie eingedrungen wähnen, sie im Schlafe ermorden; jeder Widerstand ist doch vergeblich; warum sollen sie die gelähmten Sehnen noch einmal auf schmerzlicher Folter anspannen, warum die Marter erneuern und verlängern?

Doch ein Mittel gibt es: „Ihr sollt den Marschall Ney erretten", ruft man den Betäubten ins Ohr. „Ney ist uns nahe! Auf, ihm entgegen, ihn zu beschirmen!"

Der Name des Verehrten, Betrauerten, verloren Geglaubten weckt das Ehrgefühl der Tapfern; einen solchen Feldherrn zu verlassen, ist schmählicher als Verrath und Flucht. Dieser Aufruf dringt mit hinreißender Gewalt in die Seele der Krieger; Ney ist der Kämpfer, der alles wagt, er ist der Retter, wo keiner mehr zu retten vermag. Wie ein Gott kehrt er von den Pforten des Todes zurück! Nichts ist mehr zu fürchten, wenn er wieder bei uns weilt.

Die Freudenbotschaft verpflanzte sich von Mund zu Mund, von Haus zu Haus; in Scharen strömen die Krieger zusammen, jeder will der erste sein, dem allverehrten Helden entgegenzueilen. Selbst die Feldherren streiten sich um diesen Ruhm; nur durch seinen höhern Rang vermag der Vicekönig sein Recht dazu geltend zu machen.

Man bricht auf durch dichte Finsterniß, auf unwegsamen Pfaden; Rasinski und seine Begleiter reiten als Führer an der Spitze. Doch die feindselige Natur ruht auch jetzt noch nicht; der Sturm erhebt sich; Schnee wird aufgewirbelt, jeder Pfad, jede Spur verweht. Wie soll man jetzt die Richtung festhalten? Wie in dieser unabsehbaren Wüste den Verlorenen erspähen? — Zwei Stunden ist man, dem Glück vertrauend, unablässig weiter in die Tiefen der Finsterniß und

der Oede eingedrungen; jetzt endlich scheint jede Bahn und jede Hoffnung verloren. Ja die Tücke des Geschicks läßt befürchten, daß man gerade in die ausgespannten Netze des Feindes irrt und auf seine Heere stößt, statt auf die Freunde.

„Wir sind hier auf dem Meere, wenngleich seine Wellen erstarrt sind“, ruft der Vicekönig aus. „Wir müssen zu den Mitteln bedrängter Schiffer greifen; wir wollen Signalschüsse thun!“

Er gebietet halt. Zwei Geschütze laden blind. In wohl abgemessener Pause geschehen drei Schüsse, deren dumpfer Donner weit durch die Nacht fortrollt. Jetzt lauscht alles in gespanntester Erwartung, ob das Signal erwidert wird.

Lange bleibt es still; schon verzweifelt man, daß das Zeichen verstanden sei. Da läßt sich endlich entferntes Gewehrfeuer hören.

„Wie? Was soll das bedeuten?“ fragt der Vicekönig aufs neue zweifelhaft.

„O, dieses Zeichen ist uns günstig“, fällt Rasinski rasch ein, „das dritte Armeecorps hat keine Kanonen mehr, es kann nur so antworten.“

„Der Wackere!“ ruft Eugen freudig; „so hat er uns dennoch verstanden! Wie sich bei ihm Vorsicht und Kühnheit paaren! Er wartete ab, ob die drei Schüsse die einzigen bleiben würden, und so errieth er die allein mögliche Bedeutung, die sie haben konnten.“

„Es war in des Marschalls Lage allerdings gefährlich, das Zeichen zu beantworten“, pflichtete Rasinski bei; „er konnte sich dadurch ebenso gut dem Feinde verrathen. Doch sein Feldherrnblick durchdringt die Verhältnisse mit Adlerschärfe, und wo Verderben und Rettung in schwindelnder Nachbarschaft kaum zu unterscheiden sind, weiß er dennoch mit fester Hand zu ergreifen, was ihm Heil bringt!“

„Und diesmal soll er sich nicht getäuscht haben!“ rief der Vicekönig freudig, indem er seine Truppen die Richtung nach dem Schalle der Schüsse nehmen ließ.

Mit belebtem Muth, mit erneuter Kraft dringen die treuen Kameraden vor. Da theilen sich die Wolken; der Mond, der so oft ein gefährlicher Feind gewesen, wird endlich ein Freund der Bedrängten. Er wirft sein Licht über die Schneehügel, und jetzt sieht man einen schwarzen Zug von Kriegern am Saum des Waldes hinabziehen.

„Diese sind es“, ruft Rasinski, und die Truppen beschleunigen den Marsch. Bald erblickt man sich gegenseitig; neue Freundeszeichen werden gegeben; die Freude treibt zur Eile an; die edeln Führer können den Augenblick nicht erwarten, sie sprengen dem Heere vor, und einander erkennend schwingen sie sich vom Pferde und halten sich in inniger Umarmung.

Das ganze Heer wird von dem begeisternden Beispiel ergriffen. Als hätte jeder sich einen Bruder, einen Sohn, einen Vater gerettet, stürzen Offiziere und Soldaten aufeinander zu und halten sich in brüderlichen Armen. Vergessen sind die Gefahren, die Leiden, die Opfer. Auf dem düstern Meer des Unheils leuchtet endlich ein heller Stern der Freude, die erstarrte Eissteppe Rußlands, bisher nur die grauenvolle Bühne des Entsetzens, sieht ein rührendes Schauspiel der Liebe und Treue, in dem nur Freudenthränen fließen.

Mit liebender Ehrfurcht wird der Held, der sich mit Löwenkühnheit durch alle Feinde und Gefahren gerungen, von den Kriegern umringt. Seinen Lorber befleckt nicht einmal der Neid derer, die ihm gleichstehen. Willig legen ihm alle den Preis zu Füßen; doch er, so sind Pflicht, Ehre und Ruhm ihm zur edlern Natur geworden, weiß kaum, daß er ihn verdient hat.

Im Triumph wird er nach Orsza geführt; auf dem Wege dahin theilen die Krieger des Vicekönigs mit denen des geretteten Marschalls brüderlich die Lebensmittel, die Getränke, deren jene Erschöpften so lange entbehren mußten. Sie erzählen einander ihre Leiden, ihre Gefahren, ihre Thaten; doch jene vergißt der Soldat, diese bleiben fest in seinem Gedächtniß, ihrer rühmt er sich stolz, und an ihnen erhebt sich sein Muth zu neuen Wagnissen.

So ziehen die Tapfern stolz ein in die Lagerstätten dieser Nacht. Sie fühlen sich wieder die Krieger jenes großen unbesiegbaren Heeres, weil sie das köstlichste Gut aus dem furchtbaren Schiffbruch ihres Glücks gerettet haben, den Ruhm; denn der Feind darf von keinem Heere sprechen, das sich ihm ergeben hat; alle sind sie mitten durch die Schrecken seiner Waffen und die grimmigern der empörten Natur kühn hindurchgedrungen. An diesem stolzen Gedanken entzündet sich ein edles Feuer in den Herzen der Krieger, und in seiner Glut schmiedet sich der stählerne Harnisch unerschütterlicher Entschlossenheit um die Heldenbrust.

Dreizehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Durch Rasinski's Bemühung, der die dankbarste Freude über die Rettung Ludwig's und Bernhard's im Herzen trug, waren diese wieder in Besitz eines Wagens gelangt, auf dem Bianca, Jeannette und das Kind den beschwerlichen Zug fortsetzen konnten. Um in dem allgemeinen Unglücke sich so hülfreich zu zeigen, als sie vermochten, nahmen sie noch drei verwundete Offiziere auf, deren einer immer abwechselnd die Zügel führte. Ludwig und Bernhard, dessen Wunde bei seinen frischen jugendlichen Kräften und unter der besten Pflege, die er in den letzten Tagen genossen hatte, völlig geheilt war, gingen zu Fuß, hielten sich aber stets in der Nähe des Wagens. Rasinski und seine Leute betrachteten sich gewissermaßen als die Deckung desselben und verließen ihn nur, wenn die Pflicht sie anderwärts hinrief.

Die Kälte hatte ganz nachgelassen; es war so starkes Thauwetter eingetreten, daß sogar der Schnee zum Theil wegschmolz und wenigstens auf der Landstraße nicht mehr liegen blieb. Fiel daher der Winter das Heer nicht mehr so gewaltsam mit seinen scharfen Waffen an, so wurde dafür

der Marsch desto mühseliger. Diejenigen, welche in der Meinung, das Reich des Winters habe dauernd begonnen, ihre Wagen mit Schlitten vertauscht hatten, sahen sich jetzt bitter getäuscht, da diese Fuhrwerke in dem schmelzenden Schnee durchaus nicht fortzuschaffen waren. Mehr der Zufall als Vorsicht hatte für Bianca auf umgekehrte Weise gesorgt. Wie man in ernstern Zeiten auch auf die geringsten begünstigenden Umstände hohen Werth legt, so wollte sie auch darin ein besonderes Zeichen erkennen, daß die beschützende Hand des Himmels über ihr weile und sie glücklich aus dem tiefen Strudel aller dieser Bedrängnisse erretten werde. Doch mit schauderndem Mitgefühl sah sie das Unglück, welches rings um sie her mit jeder Stunde eine schreckenvollere Gestalt annahm; es schien ihr fast ein Verbrechen, in diesem großen Untergange sich allein retten zu wollen, nicht Tod und Elend gemeinsam zu theilen. Hätte der Schmerz überall eine edle Haltung gehabt, so würde sie es vielleicht nicht über sich gewonnen haben, nur an ihre eigene Rettung zu denken; so aber brach leider in diesen strengen Prüfungen die tiefe Verderbniß der menschlichen Seele meist erst in ihrer ganzen nackten Abscheulichkeit hervor. Selten zeigte sich eine großartige duldende Unterwerfung unter das zermalmende Schicksal; dagegen desto häufiger jene empörte Wuth, jenes Ausbrechen in Flüche und Verwünschungen gegen alles Menschliche, Heilige und Göttliche. Bianca schauderte im Innersten davor zurück; ihr gemartertes Auge flüchtete von diesen Scenen des Grausens, und sie beugte sich über das liebliche Kind auf ihrem Schose herab, um im Anblick seiner schuldlosen Züge die Entartung der Menschheit zu vergessen. Ach, und gerade dieses Kind, erinnerte es nicht an die unnatürlichste That? Stand nicht hinter dem holden Bilde dieses lächelnden Engels die Furiengestalt einer in Verderbniß unter-

gegangenen Mutter, die die heilige Blüte ihres Schoses im frevelnden Wahnsinn selbst vernichten wollte? Und wenn die Gequälte das Auge wieder aufschlug, was erblickte sie? Jammer, Elend, Verzweiflung; wild tobende Wuth gegen Schöpfer und Geschöpfe!

Der tiefe, in einen Sumpf verwandelte Weg trotzte der übermäßigen Anstrengung der Kräfte. Die vor die Schlitten gespannten Pferde stürzten trotz der unbarmherzigsten Peitschenhiebe, mit denen die Führer sie unter grimmigen Flüchen anzutreiben suchten, zu Boden und vermochten sich kaum noch emporzurichten. Jetzt erst wurde der zu späte Entschluß gefaßt, das Unmögliche aufzugeben. Man spannte die Thiere los und häufte nun Beute und Vorräthe auf ihren Rücken; vergebens flehten die Kranken, die Verwundeten, daß man sie retten solle. Die Habsucht, der Eigennutz waren taub; wer noch so viel Kräfte besaß, um für sich zu handeln und zu retten, gedachte der Menschlichkeit nicht mehr. Indeß folgte die Strafe auf die That; denn kaum hatte man, ohne sich an den verzweifelten Ruf des Erbarmens der Kameraden, die man dem Verschmachten durch Hunger und Kälte preisgab, zu kehren, die überlasteten Rosse einige hundert Schritte fortgetrieben, so stürzten sie abermals zusammen, und jetzt war jedes Mittel, sie aufzustacheln, vergeblich. Heulend vor Wuth sah man dann die erbitterten Besitzer ihr schnödes Gut in den Koth treten, von Grimm verblendet, daß sie fast auch die Lebensmitel, denen sie vielleicht am nächsten Tage ihre Rettung vom Hungertode verdankten, vernichteten. Und Hunderte und Tausende gingen an solchen Schauspielen vorüber, und keinen rührten, keinen bekümmerten sie, niemand nahm sich der Bedrängten, Verlassenen an, so hatte die schreckenvolle Wiederholung derselben Qualen selbst das Entsetzlichste zur stumpfen Gewohnheit ge-

macht, so der unerträgliche Grad der eigenen Marter jedes Gefühl für die fremde getödtet! Und nicht allein der Rohe, dem besseres Wissen, Erkenntniß des Wahren und Gewohnheit des Edeln die Brust nicht geläutert hatten, sondern selbst diejenigen, denen das höhere Gesetz der Tugend vertraut sein konnte, hatten es gänzlich vergessen und trugen vom Menschen nur noch die Gestalt. Freilich aber auch diese meist in fürchterlicher Verzerrung und Entstellung durch Hunger, Schmuz, Elend und Krankheit.

So sah man höhere Offiziere, selbst Generale, einzeln unter der Masse der Krieger verloren, am Stabe wandern und wie Bettler den Boden verlassen, auf dem sie als Triumphirende eingezogen waren, glücklich genug, wenn sie außer den Mühseligkeiten des Weges nicht noch die Gefahren des Kampfes, den Hohn des Feindes zu dulden hatten, dessen schwärmende Horden asiatischer Krieger das Heer begleiteten, wie eine Schar hungeriger Raubvögel einen verwesenden Körper umflattert.

Es vergingen einige Tage, an denen sich die düstern Bilder in unablässiger Wiederholung erneueten. Die Hoffnung, das nicht mehr ferne Minsk zu erreichen, wo sich Vorräthe in ungeheuerer Masse, Raum zum Obdach des Heeres, und überdies die Unterstützung durch frische wohlgerüstete Truppen vorfand, hielt die Kräfte aufrecht. So erreichten die Trümmer des Heeres Toloczin. Am nächsten Morgen hatte man kaum den Marsch wieder begonnen, als plötzlich ein Offizier dem Kaiser mit Depeschen entgegenkam. Er öffnete dieselben und verrieth durch eine heftige Bewegung, daß der Inhalt beunruhigend sei.

Zwar blieb die Botschaft noch ein Geheimniß, doch liefen allerlei Muthmaßungen und Gerüchte von Mund zu Mund, die der Wahrheit nahe kamen. Am Abend des folgenden

Tages ließ sich diese nicht mehr verbergen, denn sie waren schon auf andern Wegen zu dem Heere gelangt — Minsk war verloren, vom Feinde besetzt.

Als Rasinski im Bivouak diese Nachricht von Regnard vernahm, wechselte selbst er die Farbe und bedeckte sich die Augen mit der Hand, als wolle er dieses Unheil nicht sehen. Dann brach er in die Worte aus: „So ist der Kaiser ein russischer Staatsgefangener!"

Ein düsteres Schweigen herrschte in dem Kreise ringsumher, in dem Jaromir, Boleslaw, Ludwig und Bernhard gelagert waren. Mit fragenden Blicken hingen sie an dem Angesicht ihres Führers und suchten noch eine Hoffnung auf seiner Stirn zu lesen. Doch vergeblich! Sie rollte sich in finstere Falten und blieb von schwarzen Wolken des Grams verhüllt.

„Also auch das noch", sprach er nach langer Pause, indem er aufstand. „Und dieser Winter, der uns anfangs mit hinterlistiger Tücke einen Monat zu früh überfiel, verräth uns jetzt zum zweiten mal, da er uns verläßt, wo er unser Bundesgenosse werden könnte. Minsk, so hart der Verlust ist, wäre zu verschmerzen, wenn uns die Beresina nicht mit ihren sumpfigen Tiefen gefangen hielte. Ein russisches Heer am andern Ufer dieses Stroms ist wie ein eherner Riegel, der uns die Thore, welche aus diesem Tartarus führen, unwiederbringlich versperrt!"

„Uns bleibt keine Hoffnung", erwiderte Regnard, „als die, daß der Feind vor uns unsere Lage hier noch nicht kennen kann; daß er uns vielleicht fürchtet, vielleicht zu täuschen ist."

Rasinski schüttelte ungläubig das Haupt. „Kutusow, meint Ihr, werde keinen Boten gefunden haben, Tschitschagow, Wittgenstein und wie die Führer jener Massen in unserm Rücken heißen mögen, zu benachrichtigen? Ein Dämon

müßte sie verblenden, wenn sie jetzt das Netz nicht über den köstlichsten Fang zusammenzögen! Es bleibt uns noch ein Ausweg — der ehrenvolle Kampf und Untergang. Auf die Bahn der Schmach kann uns das Geschick nicht zwingen, das aber ist auch seine einzige Gunst."

Ueber Jaromir's Angesicht zuckte ein wehmüthiges Lächeln, als Rasinski so sprach; Bernhard, der es bemerkte, erkannte daraus, welches die Hoffnung dieses im Tiefsten gebrochenen Herzens war. Seit der Unglückliche Alisettens Schicksal kannte, war außer dem verschlossenen Ernst, der seine jugendliche Freudigkeit seit jenem verhängnißvollen Abende zu Moskau in starre Fesseln geschlagen hatte, auch ein stiller Trübsinn über ihn gekommen, der oft einem weit hinweg verirrten Träumen glich. Der männliche Entschluß seiner Seele, durch energisches Handeln in seinem Beruf als Krieger die Schuld, mit der er sich beladen fühlte, zu versöhnen, war durch ein Versagen der Kraft, die außer der Grenze des Willens lag, gelähmt. Die klare kriegerische Besonnenheit, durch die er sich bisher in diesen Tagen der Bedrängniß selbst vor Boleslaw ausgezeichnet hatte, war verschwunden; das Elend um ihn her schien ihn ohne Antheil zu lassen, ja selbst die rührenden Freuden und Sorgen seiner liebsten Genossen, die Bernhard's und Ludwig's um ihre Schwester und Geliebte, gewahrte er kaum, vollends daß er sie empfunden und getheilt hätte wie Rasinski oder Boleslaw.

Mit tiefer Trauer hatte der stets beobachtende Bernhard diese Umwandelung des Jünglings im geheimen bemerkt. Und jetzt, als das Wort der Verurtheilung über alle seine Genossen, über die nächsten, welche er aus tiefster Seele liebte, über den Ruhm des Heeres und des Kaisers, ja über das Schicksal seines Vaterlandes ausgesprochen wurde, als er die Freunde von dumpfer Erschütterung wie versteinert vor sich

sah, jetzt lächelte er, als dringe endlich ein Strahl der Freude in das Dunkel seiner Schmerzen. Er glich einem Gequälten auf dem Todeslager, der den Engel der Erfüllung vor sich treten sieht.

Bernhard wurde daher durch den Anblick des unglücklichen Freundes selbst jetzt mit schauerlicher Ahnung bewegt, wo der zermalmende Keulenschlag der Weltgeschicke, der alle zugleich traf, ihn ebenso betäubend erschütterte als die übrigen auch. Dies wäre unmöglich gewesen, wenn derselbe Augenblick die Gewißheit des Verderbens und die Erfüllung geboren hätte; doch wenn zwischen beiden noch ein Arm des Zeitstroms braust, so vertraut der Mensch, selbst unwillkürlich, sein Heil noch dem gebrechlichen Nachen der Hoffnung, der auf den Wellen schwankt, an, und behält das Gefühl einer Gegenwart mit ihren Schmerzen und Freuden.

„Also ihm ist das zur Hoffnung und Erhaltung seiner Wünsche geworden, was in jedes andern Brust die Wünsche und Hoffnungen vernichtet?“ dachte Bernhard und ließ seinen Blick wehmüthig betrachtend auf dem bleichen Antlitz und dem erloschenen Auge des Jünglings weilen. „So gequält bist du Armer?“ — Die Ahnungen des scharfblickenden Freundes gingen weiter. Der seiner selbst bewußte Jaromir hätte die Erlösung von seiner Marter, die mit der Vernichtung der Freunde, des Ruhms und des Vaterlandes erkauft ward, nicht mit einem Lächeln begrüßt! Das konnte nur der, dem schon die Bilder des Lebens sich zu verwirren begannen, für den sie in dämmernde Träume übergingen. Ach, schon längst hatte Bernhard es bemerkt, aber den Gedanken wie einen unheimlichen Feind zu verscheuchen gesucht, daß die Nemesis, welche die frevelvolle Alisette ereilt hatte, für Jaromir ein grausenhaftes Spiegelbild geworden war, in dem er sein eigenes Geschick vor sich sah.

Aber nicht dieses selbst, sondern der Gedanke, daß er es so verschuldet, daß sein Verbrechen die finstern Rachegestalten aufrufe und sie verfolgend an seine Füße hefte, folterte Jaromir's Brust mit namenlosen stummen Qualen, von denen er keine Erlösung sah als die Vernichtung, zu der er selbst den Arm nicht gegen sich aufheben durfte, ohne sich mit neuen Freveln zu belasten. In diesen steten, innern Martern verzehrte er sich, seine Kraft erlag, sein edler Geist verlor die Freiheit des Bewußtseins, das Grauen des Wahnsinns pochte schauerlich leise an die Pforte seiner Seele, und er bebte zusammen bei der eisigen Berührung. Wer will ihn jetzt richten, wenn das dunkle Thor des Todes ihm nur als das der Erlösung erschien, wenn seine gequälte Brust die Fähigkeit verloren hatte, es für andere anders zu denken?

Bernhard wandte sich mit einem von Schmerz bezwungenen Antlitz ab. Jetzt wäre die offene Freundesmittheilung eine erquickende Wohlthat für ihn gewesen, doch er versagte sie sich selbst, um nicht diesen bittersten Schmerz auch auf Ludwig's und Boleslaw's Seele, die noch ahnungslos an dem Abgrunde dieses neuen Schreckens hinwandelten, zu häufen. Das Geschick hatte ihre Brust ja schon genug zerschmettert; weshalb ihnen neue tiefe Wunden bohren? Aber zu Jaromir wandte er sich mit warmer Bruderliebe und versuchte, ob Worte des Trostes, der Hoffnung, der männlichen Erhebung zur Pflicht den finstern Raubvogel des Wahnsinns zu verscheuchen vermöchten, der in nahen Kreisen drohend über seiner Seele schwebte und sie mit den vergifteten Fängen zu zerreißen drohte.

Zweites Kapitel.

Nach unsaglich mühsamen Märschen erreichte das Heer endlich Niamanitza. Tausende hatten in Angst und Entkräftung den Tod auf dieser furchtbaren Straße gefunden, und die schreckenvolle Nachricht, daß Minsk in den Händen der Russen sei, bestätigte sich leider täglich. Das Land wurde jeden Tag düsterer, die Straße zog sich jetzt fast unausgesetzt in unabsehbaren Fichtenwäldern hin, die kaum dann und wann durch einige elende Häuser unterbrochen wurden. Ein grauer Himmel schien drückend bis tief gegen die Erde herabzuhängen und sie mit seinen feuchten Nebelschleiern zu berühren. Es war weder streng kalt noch thaute es; doch wehte fortdauernd ein naßkalter verklammender Wind, der durch die elenden Kleidungsstücke der Krieger hindurchdrang und sie in langsamer Qual lähmte und erstarrte. Der Boden überzog sich mit spiegelhellem Glatteis; jeder Schritt kostete eine furchtbare Anstrengung, und fast jeder Fehltritt führte den Tod herbei, denn den Fallenden war es oft unmöglich sich wieder aufzurichten, da sie zumeist aus Kraftlosigkeit niedersanken.

In dichter Finsterniß hatte Rasinski mit den Seinigen ein verlassenes Haus erreicht, welches, zur Seite der Straße gelegen, durch Zufall von einem seiner Leute entdeckt worden war. Die Nacht in dieser engen, aber doch sicheres Obdach gewährenden Hütte würde erträglich gewesen sein, wenn nicht die beunruhigendsten Nachrichten eingetroffen wären. Regnard, dessen eherner, unverwüstlicher Körper von keiner Strapaze erschüttert wurde, und der unermüdlich im Auffammeln jeglicher Kundschaft war, trat noch spät abends ein, um

Rasinski von allem, was er erfahren hatte, in Kenntniß zu setzen, hauptsächlich aber um sein Töchterchen, welches noch immer in Bianca's Obhut stand, noch zu sehen. Denn dieser Grund bestimmte ihn, sich auf dem Marsch wie im Bivouak und im Quartier stets so nahe als möglich an Rasinski und die Seinigen zu halten.

„Nun, Regnard, was bringt Ihr Neues?" fragte ihn Rasinski, der schon, in seinen Mantel gewickelt, auf dem Boden lag, um zu schlafen.

„Ich kann Euch nicht helfen, aber ich muß Euch stören", antwortete der Eintretende. „Ich bin freilich immer der krächzende Unglücksvogel; aber der Teufel sei eine Nachtigall oder ein Freudenkukuk auf einem solchen Felde voller Leichen, wie unser Marsch von Moskau bis hierher. Die Raben sind hier an ihrem Platz."

„Nun so krächzet denn", antwortete Rasinski, indem er aufstand. Jaromir, Boleslaw, Bernhard und Ludwig traten gleichfalls um den Obersten herum.

„Wir sitzen richtig im Garn", fing Regnard an. „Die Brücke bei Borisow ist verbrannt und der Fluß so breit, daß an eine Herstellung nicht zu denken ist. Das andere Ufer ist überdeckt mit Feinden; das ganze Heer Tschitschagow's breitet sich an allen Punkten aus, wo man über die Beresina kommen könnte; kurz, ich sehe keine Möglichkeit, den Uebergang über den Fluß zu machen."

„Nur eine einzige Nacht strenger Kälte", rief Rasinski; „und es wäre nichts verloren."

„Um so weniger", erwiderte Regnard, „als ich Euch auch eine gute Nachricht mitzutheilen habe, die, daß wir endlich dem nachdringenden Kutusow ein geordnetes Corps entgegenstellen können; denn der Marschall Victor rückt mit zwanzigtausend Mann frischer Truppen heran, auf die wir morgen

in der Frühe stoßen müssen. Soeben ist die leichte Cavalerie seiner Avantgarde eingetroffen."

„Es sind nur so viele Opfer mehr", antwortete Rasinski düster. „Freilich, wenn es möglich würde, über den Fluß zu kommen, wenn der Himmel ein Wunder thäte, wenn er den Strom der Beresina in die Banden des Winters schlüge und ihn still stehen hieße wie die Sonne zu Jericho — freilich dann könnten uns diese frischen Kräfte Rettung bringen. Es wäre noch eine Möglichkeit", fuhr er rasch, als sei ihm ein glücklicher Gedanke gekommen, fort, „wenn man Tschitschagow über den Punkt unsers Ueberganges täuschen könnte! Es müßten falsche Nachrichten ausgesprengt, Demonstrationen den Fluß abwärts etwa nach Ukolada und Beresino hin gemacht und dann plötzlich der Uebergang an einer andern Stelle bewerkstelligt werden. Jetzt, da ein frisches Armeecorps uns vielleicht einige Tage Aufschub gewinnen kann, ist dies möglich."

„Etwas der Art ist im Werke", entgegnete Regnard; „es werden bereits alle Anstalten dazu getroffen. Die Schwierigkeit ist nur die, das Heer unbemerkt an dem wahren Uebergangspunkte zu concentriren. Doch es ist zu spät; gute Nacht. Ihr bedürft der Ruhe und ich gleichfalls; morgen, hoffe ich, sehen wir uns wenigstens noch wieder!"

Mit diesen Worten wollte er die Hütte verlassen; doch blieb er stehen und warf noch einen zärtlichen Blick auf sein Kind, das in Bianca's Armen im Hintergrunde der Hütte mit dieser auf einem Lager, so gut man es von wenigem Stroh und einigen Decken hatte bereiten können, tief schlummerte. Er schlich näher, doch behutsam, um die Schlafenden nicht zu wecken. „Der Himmel beschütze nur diese", sprach er weich; „was uns anlangt, so wollen wir nicht klagen, denn wir sind da, um zu fallen." Hierauf ging er rasch

hinaus. Rasinski und die übrigen warfen sich wieder aufs Lager, wo sie bald fest entschlummerten. Die Anstrengung führte den Schlaf herbei, selbst wo man wußte, daß man am tiefsten Abgrunde der Gefahr gelagert war.

Am Abende des folgenden Tages erreichte das Heer Borisow, welches hat an den Ufern der Beresina liegt, die hier einem breiten sumpfigen See gleicht. Die feste Brücke über dieselbe war, da die Stadt wenige Tage zuvor den Russen erst hatte entrissen werden müssen, durch Feuer völlig zerstört worden. Der Marschall Oudinot hielt Borisow besetzt. Rasinski hatte in Erfahrung gebracht, daß man, wie er selbst gerathen haben würde, alles gethan hatte, um den Feind glauben zu machen, man werde den Uebergangspunkt südlich von Borisow wählen, wo in der That der Fluß einige günstige Stellen und sogar zwei ziemlich gangbare Furten darbot. Der General Laurencé hatte als Chef des Generalstabes, der mit der Herstellung der Brücken beauftragt war, mehrere Juden, welche die Spionsdienste verrichteten, kommen lassen, und fragte sie über jene Furten aus. Er wußte zu gewiß, daß sie, nachdem sie ihre Bezahlung erhalten hätten, dem Feinde alles verrathen würden, um auch von ihm belohnt zu werden. Daher wurden alle Fragen und Aufträge, die man ihnen gab, so eingerichtet, daß sie keinen andern Zweck vermuthen ließen als den, die Armee werde mit einer plötzlichen Wendung südlich den Strom hinabziehen, um so die Verfolger zu täuschen, Tschitschagow in den Rücken zu gelangen und das über alles wichtige Minsk durch Ueberraschung zu nehmen. Während diese Anstalten getroffen wurden, marschirte das Corps des Marschalls Oudinot in tiefster Stille aus, nach Studianka, wo der wahrhaftige Uebergang bewerkstelligt werden sollte. Auch Rasinski erhielt, nachdem seine Leute einige Stunden

gerastet hatten, Befehl, dahin aufzubrechen. Bei diesem Marsch war es aufs strengste geboten, jedes Geräusch zu vermeiden; noch weniger durfte Feuer geschlagen oder sonst etwas Aehnliches gethan werden, was man vom jenseitigen Ufer aus bemerken konnte. Denn dort zog sich eine russische Postenkette entlang, deren einzelne Feuer man auf den Waldhöhen gleich trüben Sternen wahrnahm. Sollten sie mit ihrem blutigdüstern Schimmer den Untergang des Heeres bedeuten, dem in diesem Lande so unglückselige Gestirne gestrahlt hatten? Um das Unheil auf das äußerste Maß zu treiben, schien es vom Schicksal beschlossen, daß das Verderben im Angesicht der Rettung vollendet werden sollte. Eine düstere Besorgniß, durch das tiefe Schweigen, die ängstlich beobachtete Stille noch erhöht, senkte sich in die Brust der Krieger. Zu allen harten Entbehrungen fügte sich jetzt auch die eines tröstenden, ermuthigenden Wortes; ja, die Finsterniß der Nacht gestattete nicht einmal die Erquickung eines Blicks der Liebe und Freundlichkeit auf die Nächsten, Theuersten. Rasinski hatte Ludwig und Bernhard bereden wollen, mit Bianca das Heer zu verlassen und, soweit sie es vermochten, ihren Weg den Strom abwärts fortzusetzen, weil er glaubte, es werde ihnen nicht schwer fallen, unter Bianca's Schutz, die überall als eine Eingeborene des Landes auftreten konnte, einen Zufluchtsort und vielleicht bald die offene Straße nach Warschau zu gewinnen. Allein beide Freunde, und aufs entschlossenste Bianca selbst, erklärten, sie würden ihr Schicksal nicht von dem Rasinski's und der Seinigen trennen. Mit gleich rührender Anhänglichkeit hatte Willhofen und Jeannette der Ueberredung Bianca's widerstanden, welche ihnen ebenfalls den Weg der Rettung aufdringen wollte. So gab es doch noch Herzen, denen mit der Stärke der Prüfung die Kraft wuchs, die nicht von dem ehernen Fuß des Geschicks tief hinab-

getreten wurden in den Staub der Verwerflichkeit, sondern in dem Druck nur die Aufforderung zum Widerstande fanden.

Bernhard und Ludwig gingen zu Fuß dicht neben dem Wagen, auf welchem Bianca saß; es gewährte ihr und ihnen Trost, einander wenigstens nahe zu wissen und die dunkeln Umrisse der Gestalten zu erkennen, wenngleich die Gefahr des Augenblicks jede Mittheilung des Gesprächs verbot.

Je näher man nach Studianka kam, je zahlreicher wurden die Feuer auf den Höhen. Rasinski sah es mit Besorgniß, da sich aus ihnen schließen ließ, daß ein bedeutendes russisches Heer auf dem jenseitigen Ufer aufgestellt sei, und alles war rettungslos verloren, wenn es nicht glückte, den Feind zu täuschen.

Um vier Uhr morgens erreichte Rasinski den Versammlungsplatz bei Studianka. Hier waren seit dem Anbruch der Nacht die Ingenieure geschäftig, zwei Brücken über den Strom zu schlagen, deren Vollendung man vor Anbruch des Tages hoffte, um noch in der Dunkelheit wenigstens mit so vielen Truppen überzugehen, als nothwendig waren, um sich jenseits eine Bahn zu brechen. Aber diese Hoffnung ward auf das grausamste getäuscht, denn wiederum scheiterte sie an dem Zorn der Elemente, ja an ihrer wahrhaft erbitterten Tücke. Denn durch das Thauwetter der vorigen Tage angeschwollen, war der Fluß um mehrere Fuß gewachsen, sodaß die Furt, durch welche die Infanterie im Nothfall ihren Weg hätte nehmen können, selbst für die Reiterei zu tief wurde. Die seit gestern wieder eingetretene Kälte reichte gerade hin, starke Eisschollen zu bilden, die den Strom hinuntertrieben und alles mit sich fortrissen; doch sie vermochte nicht eine feste Decke über denselben zu wölben. So war die rauhe Kraft der Natur der äußersten Anstrengung der

menschlichen überlegen. Vergeblich hatten die Pionniere die ganze Nacht hindurch oft bis an die Brust im Wasser und Morast gearbeitet, vergeblich mit der Kälte, den scharf verwundenden Eisschollen, der Macht des Stroms gekämpft. Der Morgen war nahe, und noch stand nicht ein einziger der Brückenböcke fest, denn zweimal hatte die Gewalt der Schollen alles zertrümmert, was mit aufreibender Anstrengung aller Kräfte zu Stande gebracht war.

Die Noth stieg aufs höchste. Brach der Tag an, und die Brücke war nicht vollendet, so mußte man erwarten, daß die ganze Artillerie des Feindes von den jenseitigen Höhen in Kernschußweite die gebrechlichen Arbeiten zertrümmerte, und alsdann schwand jede Möglichkeit, auch nur einen Mann zu retten.

Rasinski's Leute waren auf einer Anhöhe nahe bei Studianka gelagert. Er selbst begab sich mit Regnard an das Ufer, wo sich die Führer vergeblich beriethen, um ein Mittel der Rettung zu ersinnen.

Mortier, Davoust, Ney, Eugen, sie standen beisammen und hefteten ihre düstern Blicke auf das jenseitige Ufer, wo die russischen Lagerfeuer als ebenso viele Brandfackeln des Verderbens loderten. Selbst der unerschrockene Ney warf im schwermüthigen Zorn über das verrätherische Glück die Worte hin: „Wenn sich hier ein Ausweg findet, so hat der Kaiser die Glücksgöttin mit Ketten an sich gefesselt, und sie gehorcht ihm als Sklavin.“

Da erschien er plötzlich selbst mitten in dem Kreise der Marschälle und Führer. Er war mit seinen Garden von Borisow herangerückt und hatte auf dem halben Wege bei einem Schloß in der Stille ein Lager bezogen. Hier waren ihm von Minute zu Minute die Berichte über die Vergeblichkeit aller Anstrengungen, die Brücke zu vollenden, zuge-

kommen; so betrachtete er denn den Urtheilsspruch des Geschicks als erlassen und erschien nun an der Stelle der Gefahr, um sie zu prüfen, zu messen und wenigstens rühmlich mit ihr zu kämpfen, wenngleich er sie nicht zu bezwingen vermochte.

Er grüßte kurz, ernst, aber wohlwollend. Dann fragte er mit Bestimmtheit nach allen Umständen, allen Ereignissen. Die Berichte lauteten so, daß er selbst fast die Unmöglichkeit der Rettung zugeben mußte. Auf einen gewaltsamen Durchbruch mitten durch die Feinde war er im günstigsten Falle bereit gewesen.

Rasinski hing mit unverwandtem Blicke an dem ernsten, aber völlig ruhigen Antlitz des gigantischen Mannes, der sich dem Verhängniß noch nicht unterworfen hatte, sondern auf neue Waffen sann, um mit ihm zu kämpfen. Ein düsteres Schweigen herrschte um ihn her. Da blitzte plötzlich der Gedanke in Rasinski auf: Wenn nur er gerettet wird, so ist nichts verloren als ein großes Heer; ganz Frankreich, halb Europa kann sich neu für ihn waffnen! Diese Massen sind todt, sie zerstäuben, wie zerschmettertes Gestein, wenn seine Kraft sie nicht bindet; sie sind unüberwindlich, wenn er sie mit der Flamme seines Geistes beseelt. Hunderttausende sind in diesen Schneegrüften erstarrt; was kommt auf einige mehr oder weniger an? Er muß gerettet werden, und alles ist gerettet.

Von diesem Gedanken entzündet, sprengt er zum Marschall Ney hinan, zieht ihn auf die Seite und enthüllt ihm seine innerste Gesinnung. Der kühne Krieger faßt den Gedanken mit glühender Begeisterung auf; er selbst würde zwar in einen ähnlichen Vorschlag seiner Untergebenen nie gewilligt haben, doch jetzt fühlt er nur als Soldat, nicht als Feldherr. „Ist die Rettung möglich, so muß sie geschehen", ruft er aus.

„Ich verbürge mich mit meinem Haupte für das Gelingen", betheuert Rasinski im edeln Feuer. „Von hier ab kenne ich jeden Pfad; ebenso meine Polen. Jeder gibt zehnmal sein Leben für das des Kaisers. Weiter aufwärts nach Weselowa zu ist der Fluß schmal; wir schwimmen mit unsern Pferden hindurch, noch vor Tagesanbruch können wir drüben sein. In fünf Tagen schaffe ich den Kaiser nach Wilna, von dort steht ihm Europa offen, und er kann Paris erreichen, bevor nur eine Ahnung von unserm Verderben über Rußlands Grenzen dringt. Beschwören Sie den Kaiser, Marschall! Seine Rettung ist ja auch die unserige; weiß Rußland, daß er von Paris aus neue Heere sendet, so sind wir höchstens Kriegsgefangene, theilt aber der Kaiser unser Los, so sind wir mit ihm Staatsgefangene, und Sie kennen den unermeßlichen Kerker, welchen Rußland für diese besitzt."

Rasinski's Feuer überzeugte den Marschall vollends. „Er muß wollen", rief er eifrig aus; „und es darf kein Augenblick verloren werden."

Der Kaiser hatte sich eben in eine Hütte dicht am Ufer begeben. Ney eilt dahin, er trifft den König von Neapel und den Vicekönig von Italien, ihnen entdeckt er Rasinski's Vorschlag; beide heißen ihn willkommen; gemeinschaftlich beschließen sie, ihn sofort dem Kaiser mitzutheilen, und folgen ihm in die Hütte.

In gespannter Erwartung harrte Rasinski auf die Entscheidung. Es vergeht über eine Viertelstunde; niemand läßt sich sehen. Schon wird es zu spät — schon will Rasinski es wagen, selbst in den Kaiser zu dringen, — da tritt Ney wieder heraus, geht ihm langsam entgegen und spricht:

„Graf Rasinski! Der Kaiser ist nicht zu bewegen, das

Heer zu verlassen. Wir erwarten hier gemeinschaftlich den Tag, den Feind, den Untergang!"

Der rauhe Ton, mit dem der Marschall sprach, zeigte, wie tief er bewegt war, und wie viel Gewalt er sich anthat, um es nicht zu scheinen. Rasinski stand unbeweglich; ein unnennbarer Schmerz zuckte durch seine Brust, aber nicht warm und erweichend, sondern kalt, grauend. „Haben Sie dem Kaiser gesagt —", begann er endlich wieder, wurde aber sogleich vom Marschall unterbrochen:

„Alles! alles, was Vernunft und Liebe vermögen; der König von Neapel, der Vicekönig von Italien, Davoust, Mortier, Rapp, Graf Daru, Berthier selbst — es fehlte wenig, so hätten wir uns ihm zu Füßen geworfen. Aber er blieb wie ein eherner Fels; «der Soldat hat sein Vertrauen auf mich gesetzt, ich will es nicht täuschen», war seine Antwort."

„Und Paris, Frankreich, Europa — wogen diese Gewichte in der andern Schale noch zu leicht?"

„«Hier ist die dringendere Gefahr», sprach er kurz, «eher gehe ich nicht, bis sie vorüber ist.»"

„Dann ist's zu spät!" rief Rasinski außer sich; „gestatten Sie mir, daß ich noch einmal —"

„Nichts, Graf", antwortete der Marschall; „der Kaiser läßt sich nicht durch Bitten in seinen Beschlüssen irre machen. Auch ich sagte ihm: dann ist's zu spät. «Jetzt aber ist's zu früh», war seine Antwort, «und», setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, «wollt ihr denn mit Gewalt, daß ich zu dem Unglück Schande auf mein Haupt lade? Ich werde gehen, ich werde nicht bis Paris an der Spitze des Heers marschiren, aber erst dann, wenn euere Gegenwart hier genügt. Der Augenblick ist noch nicht gekommen.»"

Rasinski schwieg. So tief ihn der Gedanke erschütterte und seine Brust zerriß, daß der große Mann hier im Ange-

sicht der Rettung unwiderruflichen Untergang finden sollte, so tief durchdrang ihn doch auch das Gefühl erhebender Bewunderung, welche der feste Beschluß des Kaisers erweckte. Einige Minuten dauerte dieser Kampf in seiner Brust, dann rief er, durchdrungen von dem würdigen Entschluß, aus: „Wahrlich, er durfte nicht anders, er hat uns auch diesmal übertroffen und beschämt. So ist es besser. Wir wollten ihm die menschliche Berechtigung jeder Brust nehmen, edel, würdig, groß zu handeln. Wohl ihm, wohl uns, daß er es nicht duldete. Auch der wahre Vortheil ist hier! Die Weltgeschichte gewinnt wenig, wenn er noch einige Jahre über Europa herrscht; sie gewinnt aber, wenn er würdig fällt. Für den Glanz des Ruhms hat er zehnfach genug gethan, jetzt handelt er für das echte Gold desselben. Marschall, ich bin mehr als getröstet, ich bin freudig erhoben und gestärkt."

„Und Sie haben recht, und unser tiefer Schmerz ist der untrüglichste Beweis dafür." Sie reichten einander die Hände mit herzlichem Druck; dann schieden sie. Rasinski ritt zurück zu den Seinigen und erzählte ihnen, was geschehen war. Da schlug ihre flammende Begeisterung für den Feldherrn mächtig lodernd empor, und alle erwarteten die Sonne des Verderbens, die über ihnen aufgehen sollte, mit Stolz und trotzigem Muth.

Drittes Kapitel.

Der Tag fing an zu grauen. Jetzt spähten aller Blicke durch die weichenden Schleier der Nacht, um die Feinde zu

zählen, die sich vor die Pforten der Rettung gelagert hatten. Rasinski war mit Boleslaw, durch Buschwerk gedeckt, eine kleine Anhöhe hinangeritten, von der er den Lauf des Stroms und die Krümmung seiner Ufer weit überschauen konnte. Noch schimmerten die Flammen der russischen Wachtfeuer mattröthlich durch die Morgennebel und das bläulich dämmernde Licht des Tages. Doch war alles still auf den beschneiten Höhen.

„Mir däucht", sprach Rasinski, „man müßte doch schon die Leute sich bewegen sehen; oder sollten sie sich etwas hinter den Rand der Anhöhen gezogen haben?"

„So weit ich erkennen kann, sind die Wachtfeuer verlassen", antwortete Boleslaw; „wenigstens die vordern. Dort hinten am Waldsaum mögen sie wol besetzt sein."

„Sie werden sich", erwiderte Rasinski, „dem Feuer unserer Artillerie nicht so nahe haben aussetzen wollen; doch wundert mich's, daß ich nirgends Kanonen aufgefahren sehe."

Sie ritten noch einige hundert Schritt weiter, auf die Spitze eines Hügels, der sich näher gegen den Fluß zog; indessen verwehte der Wind die nebeligen Dünste, und es wurde allgemach heller.

„Bei Gott!" rief Rasinski, der mit steigender Verwunderung umherblickte, „die jenseitigen Ufer sind verlassen! Dahinter muß irgendeine Absicht stecken. Man will uns vielleicht den Uebergang beginnen lassen, um dann eine desto furchtbarere Verheerung unter uns anzurichten."

„Vielleicht bleibt uns wenigstens so viel Zeit, um die Brücke zu bauen", meinte Boleslaw und deutete auf den Strom, wo man jetzt die Arbeiter in voller Geschäftigkeit erkennen konnte.

„Auf den Hügeln dort rechts", bemerkte Rasinski, „sehe ich Reiter; sie scheinen mir ebenfalls zu recognosciren. Laß

uns dort hinüber, man muß von jenem Hügel die Windung des Stroms tiefer hinabsehen können."

Sie ritten auf den bezeichneten Punkt zu und trafen daselbst den Marschall Ney, Regnard und einige andere Offiziere. Diese waren ebenso erstaunt als Rasinski, das jenseitige Ufer von Truppen entblößt zu finden. Plötzlich rief Regnard: „Dort drüben, nach Borisow zu, sehe ich Truppen im Marsch; es ist eine starke Colonne. Rasinski, Ihr habt ein Falkenauge, was meint Ihr, ist das nicht russische Cavalerie?"

Rasinski hielt die Hand über das Auge, weil die eben aufgehende Sonne schon zu blenden anfing, blickte scharf hin und rief dann: „Es ist Artillerie und Infanterie; ich sehe zwei Colonnen; sie marschiren nach Borisow."

„Sollte der Feind vielleicht abziehen?" rief der Marschall Ney mit dem Tone der Ungläubigkeit. „Es ist unmöglich!"

„Aber es ist nicht mehr daran zu zweifeln", fiel Rasinski ein.

„So leuchtet der Stern des Kaisers noch immer hell an seinem Himmel"; rief Ney mit einem flammenden Blick der Freude aus; „man muß ihn sogleich benachrichtigen."

Alle sprengten hinunter gegen die Brücke zu, wo der Kaiser aufmunternd und antreibend bei den Arbeitern stand und auf die Berichte wartete.

Jetzt trafen die zur Recognoscirung ausgesandten Offiziere von allen Seiten ein. Niemand hatte eine Spur des Feindes entdeckt, mehrere die abziehenden Truppen bemerkt.

„So wäre es doch gelungen, Tschitschagow zu täuschen!" rief der Kaiser aus. „Man muß einen Gefangenen zu bekommen suchen, der uns Gewißheit gibt."

Rasinski erbot sich, einen herbeizuschaffen. Er sprengte sogleich mit Boleslaw den Strom aufwärts, nahm einige

Chasseurs mit und schwamm mit ihnen durch den Fluß. Als sie die jenseitigen Höhen erreichten, bemerkten sie alle Spuren eines bedeutenden Corps, das die Nacht über hier gelagert haben mußte. Die Feuer brannten noch meist alle; man sah, daß sie erst seit einigen Stunden heimlich verlassen worden waren, und daß ihre Flamme den Kaiser täuschen sollte. Die Spuren des Wegs, welchen das russische Heer genommen hatte, waren auf dem Schnee bald zu erkennen; sie zogen sich südlich nach Borisow zu. Rasinski folgte ihnen rasch, aber mit Vorsicht; als er durch ein kleines Gehölz geritten war, sah er jenseit desselben einige zerstreute Kosacken; unvermuthet überfiel er sie, sie flüchteten, doch einer stürzte auf dem glatten Schnee mit dem Pferde und fiel so in Rasinski's Hand, der sogleich mit dieser Beute umkehrte.

Unterwegs befragte er seinen Gefangenen aufs genaueste nach allen Umständen und erfuhr, daß in dieser Nacht der General Tschaplitz mit zehntausend Mann und dreißig Kanonen die Höhen, Studianka gegenüber, besetzt gehalten habe, aber auf Tschitschagow's Befehl gegen Morgen über Borisow nach Beresino aufgebrochen sei. Sein Herz frohlockte, als er die Bestätigung dieser Vermuthung erhielt, denn jetzt war die Rettung möglich, falls nur im Lauf dieses Tages der Uebergang beginnen konnte. „Freue dich, Boleslaw", rief er diesen an, „noch glänzt unsere Sonne. Heute hat die Göttin des Glücks gezeigt, daß sie den Kaiser noch nicht verlassen will. Dies sind die unbesetzten Engpässe von Cilicien; des Macedoniers Stern strahlt nicht leuchtender als der des Corsen." Ungeduldig, dem Kaiser diese Nachrichten zu bringen, spornte Rasinski sein Pferd an, setzte über den Strom und berichtete, was er gesehen und was er erkundet hatte.

Der Kaiser vernahm diese Botschaft mit zufriedenen Blicken, aber doch ebenso ruhig, als er gestern die Berichte über die drohendsten Gefahren anhörte. Er gab sogleich Befehle, den Bau der Brücke aufs äußerste zu beschleunigen. Mit diesem war man endlich so weit gekommen, daß zwei Böcke aufgestellt und durch Bohlen verbunden waren; nun mußte das Werk sich rasch fördern, und der General Eblé versprach, es bis Mittag zu vollenden.

Indessen zogen sich auch bereits Truppenmassen von allen Seiten heran. Studianka selbst war mit Kanonen, Pulverwagen, Trainfuhrwerken, der Bagage des Kaisers, der Marschälle und anderer Offiziere überfüllt; ebenso die Wege, welche nach dem Oertchen hinunterführten, und die Höhen, die es rings umgaben. Rasinski sah mit bedenklichen Blicken diese ordnungslose Häufung der Massen, welche nur aus dem Zustande der Auflösung, in dem sich das Heer befand, erklärt werden konnte. Jetzt noch eine Aufstellung, eine Anordnung zu bewirken, schien unmöglich, zumal da Menschen und Pferde, aufs äußerste entkräftet, diesen kurzen Zustand nutzten, soviel die Umstände es gestatteten. Man sah die angespannten Thiere vor Ermattung sich auf den Schnee lagern und mit heißhungeriger Begierde schlechten Häcksel, Stroh, oder was sonst nur dem Futter ähnlich war, verschlingen. Die Führer hatten theils ein Obdach in den Hütten gesucht, theils sich an Feuern gelagert, wo nur irgend Raum war. Wenn sich dieses verworrene Knäuel erst zu lösen und in Bewegung zu setzen begann, wenn Wagen zusammenbrachen, Pferde stürzten, die engen Wege sich stopften, die Hast und Begierde, sich zu retten, die Besonnenheit raubte, und, wie es so oft auf diesem Rückzuge geschehen war, jeder dem nächsten, eigenen Vortheil das dauernde Wohl des Ganzen aufopferte — dann konnte hier,

so glücklich sich die Umstände gestaltet hatten, das Unheil seinen Gipfel erreichen und sich an den Ufern dieses Stroms noch ein letztes fürchterliches Denkmal setzen. Diese Ahnungen Rasinski's trafen nur mit zu schreckenvoller Wahrheit ein.

Als er eben die Höhen wieder hinanritt, auf denen seine Leute gelagert waren, hörte er in der Ferne, von Borisow her, den dumpf hallenden Laut eines Kanonenschusses. Einige Augenblicke blieb es still, dann wiederholte sich der Schuß, und es begann ein regelmäßiges Feuer.

„Hörst du, Boleslaw", sprach er zu diesem, „dort unten schlägt man sich; wir wollen wünschen, daß das Ungewitter nicht heute noch heranziehe.

Boleslaw horchte gespannt auf und erwiderte dann: „Ich weiß nicht, ob mich der Wind täuscht, aber dort hinüber glaube ich auch Kanonenschüsse zu hören. Jetzt eben wieder! Hörst du wol? Nach der Richtung von Niamanitza."

Rasinski's Stirn umwölkte sich düster. „Sollte es doch beschlossen sein?" sprach er. „Drei russische Heere sind auf dem Punkte, sich zu vereinigen. Nur zwei Tage Aufschub!"

Indessen wurde das Schießen lebhafter; es mußten bedeutende Gefechte sich entsponnen haben. Wenn es den Russen gelang, das Corps des Marschalls Victor zu werfen, so drangen die Massen gewaltsam nach, und die Ueberreste des französischen Heers waren vernichtet. Das sah Rasinski unvermeidlich vor sich, und dieser Besorgnisse voll kehrte er zu den Seinigen zurück.

Hier herrschte noch allgemeine Freude über den Abzug des Heers auf dem jenseitigen Ufer; zwar hatte man den

fernen Donner der Kanonen ebenfalls vernommen, doch glaubte man die Gefahr nicht so nahe.

In der That verlor sich das Feuern wieder und gegen Mittag wurde alles still. Um ein Uhr kam endlich die Nachricht, daß eine der Brücken, die für die Infanterie bestimmte, vollendet sei, und die Brigade Legrand bereits unter den Augen des Kaisers mit ihrer Artillerie übergehe. Die zweite Brücke war der Vollendung nahe.

Schon entstand ein unruhiges Bewegen und Drängen unter den Massen, weil jeder zuerst das jenseitige Ufer zu erreichen wünschte; doch, noch war der Kaiser in Studianka und zu viele regelmäßige Truppen gegenwärtig, auch die Zahl der waffenlosen, ungeordneten Flüchtlinge noch nicht so angewachsen, daß ihr Strom alles mit sich fortgerissen hätte. Gegen den Nachmittag hörte man wieder Kanonendonner und zwar näher und stärker als am Morgen. Das Gefecht wandte sich offenbar herwärts; es schien möglich, daß mit Anbruch der Nacht die Colonnen bis Studianka zurückgeworfen sein konnten. Indessen sah man in zwei schwarzen Reihen die Artillerie und ihre Wagen sowie einige andere Truppentheile die Beresina passiren. Es schien alles so mit Ordnung herzugehen, daß man erwarten durfte, noch vor Mitternacht den größten Theil der Bagage, der Verwundeten und der Wagen überhaupt, für welche die eine Brücke ausschließlich bestimmt war, am jenseitigen Ufer zu sehen.

Rasinski rieth jetzt Bernhard an, sich mit dem Wagen Bianca's nunmehr dem Zuge anzuschließen, damit er nicht in den Strudel der Verwirrung gerissen würde, wenn etwa neu herankommende Colonnen oder gar der anrückende Feind eine größere Hast und Bestürzung erzeugen sollte. Mit bangen Gefühlen trennten sich Bernhard und Ludwig von Ra-

sinski; doch sie sahen ein, daß er mit den Seinigen vielleicht einer der letzten sein werde, ja sogar hier noch ins Gefecht kommen könne. Ueberdies hätte er doch auf der andern Brücke übergehen müssen, da den Wagen die obere ausschließlich angewiesen war. Sie nahmen daher, von unglücklichen Ahnungen bewegt, einen wehmüthigen Abschied und begleiteten den wieder von Willhofen geführten Wagen hinunter nach Studianka. Jetzt brach die Dämmerung ein. Der Zug der Fuhrwerke rückte langsam vorwärts; gegen das Ufer hin glich er einer ungeheuern Wagenburg, bei der an Festhaltung der Reihe und Ordnung nicht mehr zu denken war; sondern wie jeder sich am besten aus dem verworrenen Knäuel loswickelte und die Brücke zuerst erreichte, ging er über.

Bianca warf ängstliche Blicke über dieses Getümmel von Rossen, Menschen, Wagen und Schlitten; ein dumpfes Brausen rufender und kreischender Stimmen, das von Minute zu Minute mit dem Dunkel der Nacht wuchs, erhöhte den beängstigenden Eindruck, den diese unermeßliche Verwirrung machen mußte.

„O, wäret ihr jetzt nicht in meiner Nähe, ihr Geliebten", sprach Bianca sanft zu Bernhard und Ludwig, indem sie beider Hände ergriff, „wie verlöre ich mich in diesem grauenden Gewühl! Aber so ist mein Herz ohne Sorge und ohne Furcht."

Ludwig fühlte wohl, daß sie mit dieser scheinbaren Ruhe nur seine und des Bruders Besorgnisse um sie mildern wollte, wie es denn ihrer schönen Seele eigen war, stets zuerst den fremden Schmerz, die fremde Sorge zu fühlen und zu lindern. Er antwortete daher auch für sie tröstend und beschwichtigend und scherzte, um sie zu zerstreuen, mit dem Kinde, das, keine Gefahr ahnend, mit rührender Unschuld plauderte und schäkerte. Bernhard blickte indessen auf-

merksam umher, um jeden Vortheil, der sich darböte, rasch wahrzunehmen. Ein unruhiges Murmeln zu seiner Linken bewirkte, daß er sich dorthin wandte. Eine Menge von Kriegern deutete auf die Schneehügel abwärts vom Flusse, und das Gemurmel, welches durch die Reihen lief, zeigte, daß ein Ereigniß von Wichtigkeit ihre Aufmerksamkeit beschäftige. Anfangs konnte Bernhard nicht errathen, was es sein mochte; plötzlich aber entdeckte er einen röthlichen Schein über dem Schnee, der an Größe und Helle zu wachsen schien.

„Borisow steht in Flammen!“ rief eine Stimme neben ihm; es war Willhofen.

„Glaubst du?“ fragte Bernhard.

„Es kann kein anderer Ort sein; ich weiß, daß es gerade dort hinaus liegt.“

Die Flammen schlugen höher auf, allgemach wurden alle, die an dem Ufer versammelt waren, die Erscheinung gewahr, und indem jeder seine Aufmerksamkeit darauf richtete, wurde das brausende Geräusch der Stimmen dadurch einige Augenblicke unterbrochen. In diesen vernahm man deutlich starken Kanonendonner von dort her. Es wurde also um Borisow, kaum zwei Stunden von Studianka, gefochten.

Noch in dieser Nacht kann der Feind anrücken. Diese Betrachtung schien sich in jeder Brust zugleich zu gestalten und plötzlich eine überstürzende Hast und Eile der Rettung auf das jenseitige Ufer zu erzeugen. Von drei Seiten zugleich wurden die Wagen heftig auf den engen Zugang der Brücke zugetrieben; sie fuhren gegeneinander an, daß die Räder und Achsen brachen, warfen um und stopften so die Bahn. Dies verursachte ein grimmiges Toben und Schreien von allen Seiten her. Mit Wuth warfen sich die Nachfolgenden auf die, welche verunglückt waren und ihnen so den

Weg der Rettung versperrten. Ohne Erbarmen rissen sie die Unglücklichen, welche auf den Wagen gesessen hatten, herab und zerschlugen die zerbrochenen Fahrzeuge in tausend Trümmer, um sich Bahn zu brechen. Doch, noch bevor ihnen dies völlig gelang, drängten schon wieder andere Wagen nach, die vordern jagten daher in wilder Eil über die Trümmer zerbrochener Räder und Gestelle hin der Brücke zu, verfuhren sich ebenfalls ineinander, brachen die Achsen, stürzten um und erneuerten so selbst das Schauspiel, das eben ihre Wuth erregt hatte. Pferde und Menschen stürzten übereinander; fürchterliches Geschrei und Toben erscholl. Die Cavalerie sprengte dazwischen und suchte Ordnung zu erhalten, indem sie diejenigen mit Säbelhieben zurücktrieb, welche sich außerhalb der Reihen eindrängen wollten; allein kaum gelang ihr dies an der einen Seite, so hatte sich an der andern schon das dreifache Unheil ereignet. Verwundete geriethen unter die Räder der Wagen und erhoben ein durchdringendes Geschrei um Hülfe; doch es wurde übertäubt durch die Flüche und das wilde Rufen, womit diejenigen, die, dem Ziele nahe, nur noch einer letzten Anstrengung bedurften, um gesichert zu sein, ihre Gespanne antrieben.

„Heiliger Gott, was soll daraus werden!" rief Bianca erblassend und heftete, indem sie das ängstlich gewordene Kind fast bewußtlos an die Brust drückte, erstarrte Blicke auf das Gemälde des Grausens ringsumher.

„Sei ruhig, Theuere", sprach Ludwig begütigend; „es ist nur der erste Augenblick des Schreckens, gewiß wird sich bald alles wieder beruhigen; denn jeder kann ja sehen, daß er auf diese Weise nur sein eigenes Verderben beschleunigt."

„O, laß uns lieber zurück zu Rasinski", bat sie sanft; „dieser entsetzlichen Rettung über die zermalmte Brust hülfloser Verwundeten entsage ich. Lieber erwarte ich den Tod

durch die feindlichen Kugeln, als daß ich diesen blutigen Weg betrete."

„Die Rückkehr ist unmöglich, Bianca", entgegnete Ludwig, indem er seine Blicke ringsumher warf. „Siehe, mit welchen Massen von Wagen und Menschen diese Abhänge und alle herabführenden Wege bedeckt sind; man könnte sich leichter eine Bahn durch den Fels graben als durch dieses Gewühl dringen."

Bernhard, der gleich Ludwig neben dem Wagen gestanden hatte, schwang sich auf die Achse des Hinterrades, um einen freiern Ueberblick zu haben. Ein unabsehbares, düsteres Gewimmel, welches sich, so weit man die Ufer verfolgen konnte, an ihren Krümmungen entlang und die beschneiten Anhöhen hinaufzog, bot sich seinem Auge dar. Durch die einbrechende Dämmerung erschien es noch unbestimmter und riesenhafter.

„Hm!" murmelte er vor sich hin, „das Schwarze Meer mitten im Eismeer; und es fängt an die Wogen im Sturm zu erheben."

Am äußersten Rande des Horizonts, wo Nacht und Ferne sich verschmolzen, glühte der düsterrothe Widerschein des brennenden Borisow. Ein Nachtsturm fing an die Flügel zu erheben und brauste hohl mit eisigkaltem Hauch über die Fläche hin.

Selbst dem felsenherzigen Bernhard erfüllte ein banger Schauer die Brust, und es ahnte ihm, hier werde sich alles Entsetzliche, was dieser Krieg geboren, zusammenhäufen und die frühern Schrecken riesenhaft überbieten. Für sich allein fühlte er Kraft, allem zu trotzen; doch, wenn er den Blick auf die Schwester warf, wenn er ihre Jugend, ihre Schönheit betrachtete, sich der Opfer erinnerte, die ihre reine Liebe ihm gebracht, und dann zurückschaute auf dieses unergründ-

lich tiefe Meer des Verderbens und des Entsetzens, das ringsumher die finstern Wogen erhob — dann mußte er einen ehernen Harnisch des gewaltsamen Wollens um seine Brust schmieden, damit sie nicht ermattet breche unter der Last ihrer Schmerzen.

Aus jungfräulicher Schüchternheit richtete Bianca ihr Vertrauen in diesen Drangsalen noch immer mehr zu dem Bruder als zu dem Geliebten; auch hielt sie ihn wegen seiner raschen Art zu handeln für entschlossener und umsichtiger in Gefahren als den ebenso männlich gefaßten, aber weichern Ludwig. Deshalb wandte sie auch jetzt ängstlich fragende Blicke zu ihm, die Rath und Trost suchten. Sie drangen in seine tiefste Brust; absichtlich aber richtete er kein Wort an sie, denn er war zu erschüttert, um dies nicht durch seine Stimme zu verrathen; seine rauhe Larve aber, seinen stacheligen Panzer wilden Scherzes mochte er dieser Sanften gegenüber nicht anlegen, weil er wußte, daß sie sich daran verwundete.

Glücklicherweise hielt der Wagen, auf welchem sie sich befand, an einer Stelle, die nicht in die Fluten des strömenden Gedränges hineingerissen wurde, von welcher man daher, wenngleich es keinen Rückweg gab, doch wenigstens nicht gewaltsam in den alles verschlingenden Strudel getrieben werden konnte. Dies gereichte zwar zu Bianca's eigenem Heil; doch da sie sich stets in fremder Seele fühlte, so litt sie desto unaussprechlicher bei dem Anblick des Jammers und Schreckens, den sie vor Augen hatte, ohne retten oder lindern zu können. In stummer Qual saß sie, wie ein Opferlamm, das unter dem geschwungenen Beil zittert, unbeweglich da und wandte das Auge auf das ängstlich gewordene Kind in ihrem Schoße; selbst zitternd, herzte sie es und suchte es zu beruhigen. Jeannette neben ihr war

bleich wie eine Leiche; sie wagte keinen Laut zu sprechen, aber kalte Thränen der Angst rollten unaufhaltsam über ihre Wangen herab. Beiden Frauen gegenüber saßen zwei schwerverwundete Offiziere, die jedoch durch ein betäubendes Fieber, welches schwere Kopfwunden erzeugten, unempfindlich gegen die Schrecken um sie her gemacht wurden. Unter diesem Druck der Angst und schweren Sorgen schlichen die Minuten mit bleierner Langsamkeit dahin.

Viertes Kapitel.

Plötzlich vernahm man ein dumpfes, donnerndes Krachen und gleich darauf zerriß ein Schrei des Schreckens die Lüfte. Aller Augen wandten sich nach dem Strom, woher der durchdringende Weheruf erscholl, und ein erstarrendes Grausen fesselte Brust und Lippe, als man die Brücke unter ihrer Last und dem Andrang furchtbarer Eisschollen inmitten des Stromes gebrochen und mehrere Joche hinweggerissen sah. Nur von den nächstliegenden erhöhten Punkten des Ufers konnte man dies bemerken; die bei weitem größere Masse aber, die sich auf der Brücke selbst und am tiefern Ufer befand, ahnte nichts von dem Unfall, sondern drängte mit rasender Verblendung vorwärts und trieb die, welche am Rande des Abgrundes standen, gewaltsam in ihren Untergang. Vergebens klammerten sich die Unglücklichen an die Trümmer der Brücke, vergebens riefen sie mit herzzerreißendem Laut das Erbarmen ihrer Brüder an — es gab keine Wahl mehr, gewaltsam wurden selbst die Mitfühlenden zum

grausenvollen Morde ihrer Gefährten gedrängt, um im nächsten Augenblick auf dieselbe Weise unerbittlich in den schwarzen Schlund des Stromes gestürzt zu werden. Die Angst erzeugte Verzweiflung und Wuth. Die sich verloren Glaubenden wurden zu rasenden Tigern, denn mit gezogenem Schwert stürmten sie rückwärts in die gedrängten Scharen ihrer Brüder hinein, um sich eine Bahn nach dem Ufer zu brechen. So entstand ein empörender Kampf, ein wahnsinniges Morden unter befreundeten Kameraden; die rückwärts wogende Flut des Gedränges kämpfte mit der vorwärts strömenden, und dadurch erzeugte sich ein furchtbares Zusammendrängen gegen die Mitte hin. Die scheuen Pferde bäumten sich empor oder suchten in der Angst seitwärts einen Ausweg und stürzten so sammt den Wagen an der Seite der Brücke in den Strom hinunter. Angstruf, Wehgeschrei, Gebrüll der Wuth, wildes Getümmel und Getöse von allen Seiten!

Nur wenige Minuten dauerten diese Schreckensscenen, die ein furchtbares Nichtwissen, ein unseliger Irrthum erzeugte; doch jede Minute kostete Hunderten das Leben, die schon den Saum der Rettung berührt hatten. Und in die Brust vieler Tausende tauchte das grause Gespenst des Entsetzens seine kalte Hand, und sie empfanden ahnend, welch ein Geschick die düstern Zukunftsschwestern aus ihnen webten.

Während die Brücke wiederhergestellt wurde, trat eine erwartungsvolle Stille ein. Das Unglück, das bereits geschehen war, hätte, so sollte man glauben, die noch übrigen belehren können; auch geschah, was irgendmöglich war, um eine bessere Ordnung des Zuges vorzubereiten. Allein jetzt erschwerte die Nacht noch jede Leitung der unübersehbaren Menge, und nur der kleinste Theil konnte wissen oder vermuthen, was geschehen war. Jeder wurde gleichsam mit

verbundenen Augen seinem Schicksal entgegengeführt, und erst wenn er mitten auf dem strudelnden Strom des Verderbens trieb, wo es keine Flucht, keine Rückkehr mehr gab, wurde ihm die Binde von den Augen gerissen und er stand schaudernd am Rande des Abgrundes.

Die Zahl derer, die zu Opfern bestimmt waren, wuchs überdies von Minute zu Minute an, da immer noch Nachzügler, Verwundete, Entkräftete von allen Seiten herankamen. Plötzlich wurde das dumpfe, schauerliche Gemurmel, welches man an den Ufern des verderblichen Stromes hörte, wieder durch lauten Kanonendonner unterbrochen. Die Flammen von Borisow schlugen heller auf; von dort her schien sich der glühende Lavastrom des Kampfes langsam heranzuwälzen. Während man gespannt auf die rollenden Donner dieses neuen Ungewitters horchte, öffnete sich der Krater noch auf einer andern Seite und verkündete seinen Ausbruch mit lautem Krachen des Geschützes.

Dieser zweite Kampf hatte sich offenbar vor Studianka, vielleicht gar auf den Höhen, wo auch Rasinski lagerte, entsponnen, so nahe vernahm man den Klang der Schlacht. Diese Vermuthung wuchs, denn man sah Eilboten von mehreren Seiten an den Kaiser kommen, der noch immer mit Majestät und ruhiger Haltung am Ufer weilte und an der Brücke für die Infanterie den Uebergang leitete. Andere Boten wurden eilig zurückgesandt; an allem bemerkte man, daß wichtige Vorfälle sich ereignet haben müßten.

An der Herstellung der Brücke arbeitete man bereits mit höchster Anstrengung, doch sandte der Kaiser einen Offizier nach dem andern, um die Vollendung zu beschleunigen. Indessen dauerte der Kanonendonner mit kurzen Zwischenräumen immer fort, ohne sich jedoch zu nähern. Die Dunkelheit der Nacht machte eine Schlacht unmöglich, das gegen-

seitige Feuern schien daher nur den Zweck zu haben, einander fortwährend in Aufmerksamkeit zu halten.

Mitternacht war vorüber. Die übermäßig angespannten Kräfte des Körpers und der Seele hatten die meisten der am Ufer versammelten Unglücklichen in Schlaf gesenkt; doch Hunger und Kälte, vor allem aber ein scharfer Nordostwind, der sich immer gewaltiger erhob und alles erstarrte, was er berührte, trieben sie an, eine andere Zuflucht zu suchen. Sie verbargen sich unter die Wagen, krochen zwischen die Pferde, um ihre verklammenden Glieder an der thierischen Wärme aufzuthauen, lagerten sich in dichte Haufen übereinander hin. Plötzlich beleuchtete eine röthlich glühende Fackel das düstere Nachtstück, und ein blutiger Widerschein glänzte auf dem Strome und auf den beschneiten Anhöhen. Als man sich umwandte, sah man das Dorf Studianka in vollen Flammen. Die Unglücklichen von den Uferhöhen, die noch bis dahin zurückkommen konnten, hatten daselbst eine Zuflucht gesucht; doch die Hütten waren überfüllt und die Kälte der rauhen Nacht wuchs mit dem Sturm. Holz fand sich nicht in der Nähe, daher rissen die Verzweifelnden die elenden Häuser über den Häuptern derer zusammen, die sich hineingeflüchtet hatten, und zündeten die Balken, Dielen und Dachsplinte an, um sich daran zu erwärmen.

Der Kaiser war höchst erzürnt über diesen Vorfall, der dem Feinde den Uebergangspunkt verrathen und das Verderben aller herbeiführen konnte. Indessen war die That geschehen, und überdies der Drang der Umstände so gewaltig, daß selbst sein mächtiger Wille nichts mehr dagegen vermochte.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das Defiliren der geordneten Truppen über die unversehrte Brücke fort; doch wurde auch sie jetzt für die Artillerie benutzt, solange die

zweite gesperrt war. Nach ihrer Herstellung hätte man Hoffnung gehabt, den Uebergang regelmäßiger bewerkstelligt zu sehen, da theils die Menge am Ufer sich vermindert hatte, theils die bittern Erfahrungen, die man gemacht, zur Lehre dienen konnten. Da aber ereignet sich ein neues Unheil. Unvermuthet kommt eine Reihe von Wagen mit Schwerverwundeten, von Frauen und leichter verwundeten Kriegern zu Fuß begleitet, bei dem Heere an. Es sind Jammerbilder, von Frost, Hunger und Schmerzen gequält. Man staunt, man fragt, woher sie kommen? Von Borisow, wo der Feind die Brigade des Generals Parthouneau in dieser Nacht zum größten Theil gefangen genommen hat. Nur einem Theil ist es gelungen, sich zu retten; er zieht sich vor den nachrückenden Russen zurück, und ihm gehen diese Verwundeten und eine unübersehbare Schar waffenloser, halbverhungerter Nachzügler voran, die hier ihre Rettung suchen. Kaum sind diese ersten Erkundigungen eingezogen, so erblickt man auch schon dichte schwarze Scharen, welche die Höhen und die Uferränder bedecken.

Bei dem falben Schein der verglimmenden Hütten von Studianka, bei der Dämmerung des Schnees und der Gestirne erkennt man, daß es viele Tausende sind, die in ungeordneten Zügen herannahen. Kaum gewahren sie gewaffnete Kameraden, von denen sie sich Schutz versprechen, als sie in wilder Hast, als sei der Feind ihnen schon auf den Fersen, heranstürzen und ihre Reihen bedrängen. Bleich, hohlwangig, die Gier des stachelnden Hungers im Blick, vor Angst und Frost schlotternd, mit leisem Gewimmer, nahen diese Unseligen und flehen mit aufgehobenen Händen um Schutz und Nahrung. Von Mitleid bewegt, will man sie anfangs nicht zurückweisen; doch ihre Massen drängen so gewaltsam nach, daß sie die geordneten Reihen der Krieger

durchbrechen; und als sie vollends die Brücke erblicken, stürzen sie in besinnungsloser Eile auf diesen Rettungsweg zu und drohen so das Unheil von gestern zu erneuern. In diesem Augenblicke befiehlt der Kaiser, der neue Nachrichten vom Anrücken der Russen erhalten hat, und dem man zugleich meldet, daß die Brücke für die Wagen wiederhergestellt sei, den Uebergang der Garden auf beiden Brücken. Er selbst setzt sich zu Pferde, um an der Spitze derselben das jenseitige Ufer zu gewinnen und sie bei Brilowa mit den bereits übergegangenen Truppen in Schlachtordnung aufzustellen, weil leider auch an jenem Ufer der Feind gefürchtet werden muß. Dieser Befehl zum Aufbruch bringt alles in Bewegung; jeder glaubt, jetzt sei der günstigste Augenblick der Rettung auch für ihn, und so stürzen und drängen alle zugleich, zumal aber die neuen vor Schreck halb betäubten Ankömmlinge, auf die schmalen Zugänge der Brücken ein. Dieser Masse ist kein Widerstand zu leisten; die geordneten Reihen der Alten Garden sind durchbrochen, zwischen ihre Artillerie drängen sich fremde Fuhrwerke ein, jede Ordnung ist aufs neue gestört, alles von der entsetzlichsten Verwirrung bedroht. Selbst das Ansehen des Kaisers reicht nicht mehr hin, ihm Bahn zu machen. Nachzügler, Verwundete, Wagen mit Gepäck, Weiber und Kinder stopften den Eingang zu der ersten Brücke, und die Wogen der Menschen drängen so unaufhaltsam nach, daß ohne Gewalt hier kein Durchgang mehr gewonnen werden kann. Die Nothwendigkeit erzeugt den schrecklichsten Entschluß. Cavaleriemassen müssen in die Unglücklichen eindringen und sie mit scharfer Waffe zurücktreiben; schaudernd vollbringen sie den Befehl, der sie zwingt, das Blut hülfloser Kameraden zu vergießen und die Körper der Stürzenden mit den Hufen ihrer Rosse zu zermalmen. Ein lautes Angstgeheul, welches selbst den

brausenden Nord übertönt, zerreißt die Lüfte, und um den Schrecken aufs höchste zu treiben, erschallt in diesem Augenblick auch schon wieder der feindliche Kanonendonner. Er führt wenigstens den Beweis, daß das unmenschliche Gebot nur von der dringendsten Nothwendigkeit ertrotzt werden konnte. Die Bahn ist nun geöffnet; eine Abtheilung Cavalerie rückt hinein; dann folgt der Kaiser, umgeben von seinen Offizieren, und ihm schließen sich die Garden an; doch immer neu, je näher und furchtbarer der Donner des Geschützes auf den Höhen hinter ihnen ertönt, drängen die Scharen der Flüchtigen auf die Truppen ein. Nur ihrer geschlossenen, geordneten Gewalt gelingt es, sie zurückzuwerfen, und es müssen Hunderte von Opfern in diesem widernatürlichen Kampfe fallen.

Als die letzten Colonnen die Brücke erreichen, beginnt es zu dämmern, und nach und nach heben sich die schwarzen Schleier von dem Gemälde, zu zeigen, was sie in ihrer düstern Hülle verbargen. O, die Nacht war mild gewesen, als sie mit ihren Flügeln diese Schrecknisse bedeckte! Der mitleidlose Tag zeigte die entsetzliche Wahrheit! Zerschmetterte Leichname, Trümmer von Wagen und Geschützen, gefallene Rosse, die sich in ihren letzten Zuckungen über noch blutende menschliche Körper hinwälzen, bedecken die steilen Abhänge, die sich neben der Brücke in den Strom senken. Zwischen den gegen die Uferwände getriebenen Eisschollen gewahrt man halbversunkene Unglückliche, die der Tod und die Kälte in dem Augenblick erstarrt hatten, wo sie die Arme noch hülferufend gegen Himmel und Menschen ausstreckten; doch vergeblich, denn beide waren taub für die Qualen der Angst und Verzweiflung. Wandte sich das Auge schaudernd ab von diesen Bildern des Grauens, so floh es noch scheuer zurück, wenn es sich auf die Lebenden am Ufer richtete;

denn es erblickte nur eine zahllose Schar bleicher Gespenster, aus deren hohlen, erloschenen Augen die Verzweiflung starrte, die zitternd, weinend, heulend oder fluchend durcheinander irrten und, von eigenen Qualen zerrissen, die des Bruders nicht mehr empfanden. Nur ein wildes, wahnsinniges Drängen nach Rettung aus diesem Elende leitete, wie ein dunkler thierischer Trieb, alle ihre Bewegungen und Schritte. Viele aber vermochten selbst dazu weder Kraft noch Wunsch mehr zu erheben, sondern saßen regungslos wie Leichen auf der eisumpanzerten Erde und blickten starr auf die Stelle, die ihr Grab werden sollte. Nur der Weheruf der Zerschmetterten, der Zermalmten, derer, die in den Strom stürzten und von seinen Eisschollen hinweggerissen wurden, nur die Flüche und das Toben der Ruchlosesten, die sich über die Leichen ihrer Brüder den Rettungsweg bahnten, mischten in dieses gigantische Bild des Todes die letzten wild grausenvollen Zuckungen des Lebens. Doch es sollte sich noch entsetzlicher gestalten. Zwar das menschliche Maß des Jammers und Entsetzens schien erschöpft, doch die waltenden Rachegötter wußten das Unheil aus neugefüllten Urnen in noch furchtbarern Wogen auszuströmen; denn plötzlich brach es wie der Donner des Jüngsten Gerichts über den Häuptern dieser Verdammten krachend herein. Aufgeschreckt aus der dumpfen Betäubung, fuhren selbst die der Hoffnungslosigkeit willenlos Hingegebenen empor. Da sahen sie die Höhen ringsumher von schwarzen Rauchwolken dampfen; die Schlacht tobte über ihren Häuptern. Als ob ein Dämon des blinden Schreckens plötzlich mitten unter die Scharen stürze und sie in besinnungslose Flucht scheuche, wälzten sie sich jetzt, keine Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Rettung mehr erwägend, in dichten schwarzen Wogen auf den Strom und seine Brücken zu. Und als bräche sie

aus tausend geöffneten Schlünden hervor, wuchs die Flut durch die Ströme der Flüchtenden, die durch die Schlacht gejagt von den Höhen gegen Studianka und Borisow zu herabkamen. Der Augenblick war da, wo das unaufhaltsame Rad der Vernichtung von den eisigen Höhen herabrollte, um, was da athmete, zu zermalmen.

Bianca, von Angst und Qual fast erschöpft, wandte das Haupt langsam nach jenen donnernden und rauchenden Höhen. „Glaubst du, mein Bruder", fragte sie Bernhard leise, als ob sie bebe, die Antwort zu vernehmen, „glaubst du, daß der edle Rasinski dort im Kampf ist?"

„Es kann nicht anders sein, Liebe", antwortete Bernhard.

„So nimmt mein Herz Abschied von ihm", sprach sie mit sanfter Festigkeit und dem Ton innigster Liebe.

„Warum?" fragte Ludwig bestürzt.

„O mein Theuerster", entgegnete Bianca sanft, „gewiß vertraue ich fromm auf Gott; doch schon unsere Rettung aus diesem alles verschlingenden Strudel zu hoffen scheint mir Vermessenheit, wie vollends auch die seinige aus jenem tobenden Ungewitter der Schlacht. Ich schließe mit der Erde ab; die ich verehrte und die ich liebte — jenseits werde ich sie ja wiedersehen."

Dieser einbrechende Schmerz der Schwester stachelte in Bernhard's Brust seine ganze Kraft auf und ermannte ihn, sie trotzig dem Geschick entgegenzuwerfen. „Sei ruhig, Schwester; du hast noch nie gewürfelt, wo es eins gegen eins stand; ich habe noch soviel Hoffnung auf Gewinn als auf Verlust. Und unser Spiel steht gut, denn wenigstens haben wir hier einen Anker im Schnee geworfen, der uns festhält gegen die Bergströme, die dort hinunterrollen.

Einmal müssen sie sich doch verlaufen, und dann wird Raum für uns."

„Gewiß, du Holdeste", setzte Ludwig mit männlicher Festigkeit hinzu; „und denke, welche Wunder der Himmel schon an uns gethan; sie sind mir Bürge für die Zukunft, ein fester Schild gegen den sausenden Speer der Todesgöttinnen."

„Aehnlich sprach der segnende Gregor freilich auch", antwortete Bianca; „doch wer ergründet des Himmels Rathschläge?"

„So würde doch auch unser Untergang unser Heil sein", entgegnete Ludwig ernst. „Das sei dein Trost!"

„Er ist es, Geliebter", antwortete sie fromm und erhob das Auge gen Himmel; „darum aber nehme ich auch Abschied von der Erde."

„Ich nicht", sprach Bernhard, „und du sollst es auch nicht, Schwester; aus irdischen Bedrängnissen und Gefahren hat uns die Hand des Schicksals auch für irdisches Glück errettet. Ludwig hat recht; wir haben ein Unterpfand; der Himmel ist nicht so verschwenderisch mit Gnaden und Wundern —"

„O frevle nicht", unterbrach Bianca ihn erschrocken, da er in seinen alten, rauhen Ton verfallen war, indem er sich die schweren Bedrängnisse trotzig wie ein Löwe abschüttelte, dem ein Insektenschwarm um das Haupt schwirrt; „frevle nicht hier, wo der Allmächtige sein furchtbares Gericht hält!"

„Nein, nein, Schwester", antwortete Bernhard, „du misverstehst mich; Ludwig weiß wol, wie ich's meine; er kennt mich länger!"

Dieser drückte ihm bewegt die Hand. „Und der Ewige kennt ihn am besten", sprach er zu Bianca, „und nie hat

er ein treueres, redlicheres Herz in einer menschlichen Brust gesehen."

„Das mag unerörtert bleiben", warf Bernhard fast leicht hin; „aber laßt uns nicht schwatzend den Augenblick versäumen, wo wir hier in die Speichen des Schicksalsrades packen müssen, damit es uns dort hinüberrolle auf die andere Seite. Willhofen! hast du noch etwas Futter für die Pferde? sie können uns sonst im Augenblicke der Noth im Stich lassen."

„Vor Tagesanbruch habe ich sie in der Stille abgefüttert", antwortete dieser leise; „denn man darf hier nicht viel zeigen; für eine Fütterung ist noch Vorrath. Aber seht doch einmal dort hinüber, Herr! Das sieht mir ja fast aus, als sollte es uns gelten?"

Er deutete bei diesen Worten nach einem Hügel abwärts von den Brücken, von dem man das ganze Thal übersehen konnte, und auf welchem eben eine Batterie auffuhr.

„Sollten das Russen sein?" fragte Bernhard, und fast erstarb jetzt auch ihm das Wort auf der Lippe.

Er hatte es kaum vollendet, als es schon aus der ersten Kanone blitzte und nach wenigen Secunden das dumpfe Krachen des Knalls rings an den Schneehügeln widerbebte. Gleich darauf schlug eine Kugel mit schmetternder Gewalt in den dichtesten Haufen vor der Brücke, daß er entsetzt nach allen Seiten auseinander stob. Man hatte nicht Zeit, sich zu besinnen und diesen neuen Schrecken zu ermessen, denn gleich darauf folgte ein zweiter Schuß und dann eine volle Lage, die fürchterliche Lücken in diese gedrängten Menschenmassen riß.

In der ersten Secunde hielt das Entsetzen die Unglücklichen in starre Bildsäulen verwandelt, und selbst die Sprache versagte ihnen; daher trat eine bange Todtenstille ein, die der Donner der Batterie desto furchtbarer zerriß. Dann

aber machte sich die Angst in einer heulenden Wehklage Luft, alles überstürzte sich in blinder, wahnsinniger Flucht, gleichviel wohin, wenn man nur diesen todspeienden Schlünden entkam. Reiter warfen sich in den Strom und suchten ihn trotz der Eisschollen zu durchschwimmen; die meisten wurden nach wenigen Schritten von den brausenden Wellen hinweggerissen. Andere hieben die Stränge angespannter Pferde vor fremden Wagen durch, schwangen sich hinauf, und wollten sich so gleichfalls schwimmend retten, ohne der Unglücklichen zu achten, die sie nun ganz hülflos zurückließen. Der Lohn ihrer That traf sie nach wenigen Minuten. Die Massen wogten so gewaltsam gegen das Ufer des Stroms hinan, daß sie jetzt nicht allein nach der Brücke, sondern gerade in die Flut drängten. Vergeblich kämpften die Vordern gegen dieses lastende Uebergewicht; wie gestern Hunderte an der gebrochenen Brücke hinabgestürzt wurden, so wurden heut Tausende in den freien Strom gedrängt. Mütter mit ihren Säuglingen auf den Armen sah man in den treibenden Eisschollen, und vergeblich tönte ihr Ruf nach Hülfe, nach dem Gatten, dem sie erst in diesem Augenblick von der Seite gerissen waren, den aber vielleicht die Flut schon verschlungen hatte, wenn er nicht unter den Füßen der Nachdrängenden zertreten wurde. Die Woge schwoll ihnen bis an den Gürtel, bis an die Brust; noch immer hielten sie die Kinder über der Flut; da erreichte diese das Haupt, sie wurden fortgetrieben, versanken, aber noch im Sinken hoben die starren Hände das theuerste Leben über den schwarzen Abgrund der Wellen empor, bis der Strom alles verschlang und begrub.

Fünftes Kapitel.

Bianca hielt beide Hände vor das Antlitz und athmete krampfhaft; auch nicht eine Thräne hatte sie mehr, so faßte sie der starre Krampf des Entsetzens an. Ludwig und Bernhard traten dicht an sie und suchten sie durch milden Zuspruch zu beruhigen. Jeannette saß leichenblaß und zitternd; auch sie weinte nicht mehr, ihre Lippen bebten, als wollte sie sprechen, doch sie vermochte es nicht. Das Kind schmiegte sich scheu an Bianca's Brust.

Da krachte und schmetterte es plötzlich dicht um sie her, und wie von einem Erdstoß aufgerüttelt fuhren sie von ihren Sitzen auf.

„Allbarmherziger Gott", rief sie, als sie aufblickte, und streckte beide Hände abwehrend vor sich hin. Eine Kugel hatte den vordern Theil des Wagens getroffen, ihn zerschmettert und die beiden Offiziere blutig zerrissen auf den Boden geschleudert. Die scheuen Pferde bäumten sich hoch auf und hätten den Wagen seitwärts gerissen, wenn nicht die Deichsel und die Vorderachse zersplittert gewesen wären. Willhofen sprang herzu, um sie zu halten; Ludwig und Bernhard eilten ihm beizustehen. Doch schon hatte sich Jeannette mit fliegendem Haar vom Wagen geschwungen, und Bianca, ohne zu wissen, was sie that, folgte ihrem Beispiel, indem sie das Kind an sich drückte.

„Lebt es noch? lebt es?" rief eine männliche Stimme neben ihr, und sie fühlte sich plötzlich von hinten her angehalten. Als sie sich umwandte, stand Regnard vor ihr, den rechten Arm in der Binde tragend; er hatte sich eben zwi-

schen den Wagen hindurchgedrängt. „O, ich habe euch gefunden", sprach er weich und herzte und küßte das Kind in Bianca's Armen, die, noch ganz betäubt von Schrecken, nicht einmal die Fähigkeit hatte, sich über Regnard's plötzliche Erscheinung zu verwundern.

Bernhard aber erblickte ihn, eilte auf ihn zu und fragte staunend: „Sie hier, Oberst? Wie kommen Sie hierher?"

„Von dort oben aus dem Gefecht", antwortete er. „Es geht furchtbar her; unsere Leute stehen wie die Mauern von Troja, aber bald wird alles zusammengestürzt sein, denn sie begraben uns unter ihren Kugeln!"

„Sahen Sie Rasinski? Lebt er? Leben Boleslaw und Jaromir?" fragte Bernhard hastig.

„Sie fechten wie die Löwen, wie die Teufel, diese Polen", erwiderte Regnard. „Doch es wird alles umsonst sein, wir werden keine Stunde mehr standhalten können. Und dann dieses Défilé, das so gut wie der offene Höllenrachen zu sein scheint."

„Sie sind verwundet, Oberst?" fragte Bernhard, da er ihn eine krampfhafte Bewegung gegen den Arm machen sah, den er in ein Schnupftuch eingebunden hatte.

„Mein rechter Arm ist zerschmettert", antwortete er. „Mein Pferd wurde von einer Granate zerrissen; ich schleppte mich nach Studianka, um einen Chirurgus zu suchen; aber dort oben ist nichts zu finden als Asche und Leichen. Zum Gefecht tauge ich nicht mehr; ich wollte daher den Versuch machen, ob ich über die Brücke kommen könnte. Da sah ich von oben diese Wagen; ich wußte, daß ihr gestern hier aufgefahren waret, und dachte: sollte ich sie wol noch finden? Wenn du dein kleines Töchterchen noch einmal sehen könntest! sprach es in mir, und — lacht meinethalben, Freund — es klang mir aber wie eine Stimme Gottes. Viel-

leicht ist es der letzte Wunsch, der dir erfüllt werden soll, dachte ich und ging gerade hierher. Und als habe mich ein unsichtbarer Führer geleitet, drängte ich mich eben dort hindurch, als euch der Zwölfpfünder da oben den Streich spielte. Nun seht nur, wie das Kind noch freundlich ist; es sieht doch der Mutter ähnlich! Ja, wenn ich etwas für dich hätte, Würmchen! Wenn wir in Paris wären, und ich dir eine Tasche voll Bonbons geben könnte!"

Er verlor sich in Kosen und Plaudern mit der Kleinen und schien sowol seinen zerschmetterten Arm als das tobende Verderben ringsumher ganz zu vergessen. Die Kugeln schreckten ihn nicht; er war ihrer gewohnt aus zwanzig Schlachten. Doch die Vaterliebe war ihm neu, und eine Ahnung schien ihm zu sagen, daß er dieses Glück nicht lange mehr genießen solle.

Indessen trat auch Ludwig wieder heran und begrüßte ihn. Bianca gab Jeannetten das Kind, das Regnard mit seinem einen Arm nicht halten konnte; sie fühlte, daß sie wanke, und lehnte sich daher auf das Rad des Wagens. Bernhard bemerkte es und schlang sanft den Arm um sie und küßte ihr die bleiche Wange. Er sprach nicht, aber sein heißestes Gebet drang zu dem Allmächtigen empor und flehte ihn an: „Rette mich um dieser willen und diese um meinetwillen; oder verdirb uns alle!"

„Du bist so erschreckt worden", redete er sie nach einigen Augenblicken an; „das macht, du verschließest dein Auge vor diesen Bildern; betrachte sie lange, und du wirst dich daran gewöhnen, und so die Erschütterung machtlos werden."

„O Bruder!" rief sie schmerzlich, „das soll mein Herz lernen? Nein, nein, das vermag es nicht!"

„Sieh' dort jene Frau", drang Bernhard wieder in sie;

„nimm dir ein Beispiel an ihr; sieh', Liebe, wie ruhig sie mitten unter den Verwüstungen des Todes bleibt."

Wirklich sah man etwa zwanzig Schritte von ihnen eine hohe weibliche Gestalt, die, ein etwa dreijähriges Kind in den Armen haltend, auf einem Rosse saß und, wie es schien, festen Blicks in das Getümmel schaute. Ein schwarzer Schleier schlang sich um ihr Haupt, doch ließ er das Antlitz frei, dessen edle Züge mächtig ergriffen. Sie konnte erst seit wenigen Minuten gekommen sein, denn ihre Erscheinung hätte sonst schon früher, selbst in diesem Getümmel, wo jeder nur an sich selbst dachte, die Theilnahme aller erregen müssen, die sie sahen. Bernhard machte auch Ludwig darauf aufmerksam.

„Ruhig?" sprach Bianca, die sie lange unverwandt betrachtet hatte; „ruhig, sagst du? Versteinert, mußt du sagen; denn siehst du nicht die Thränen, die ihr über das unbewegliche Antlitz rollen, und den hoffnungslosen Blick, den sie irr in den weiten Himmelsraum sendet? — O die Unglückselige!"

„Es ist die Witwe des Obersten Lavagnac", sprach Regnard; „ihr Gatte blieb vor drei Wochen bei Wiazma; das Kind auf ihrem Schose ist ihre Tochter."

Alle hingen an der hohen, tieftrauernden Gestalt. Da schlug eine Kugel schmetternd herein und stürzte sie sammt ihrem Pferde zu Boden.

Selbst den Männern wurde bei diesem Anblick ein Ausruf des Schreckens entrissen. Die Unglückliche war verschwunden, man sah sie vor dem Gedränge dazwischen nicht mehr.

„Um des Himmels willen, ist sie todt?" rief Bianca; „o eilt ihr zu Hülfe, seht, ob sie zu retten ist!"

Bernhard, Ludwig, Regnard suchten sich Bahn durch die zusammengedrängten Rosse und Menschen zu machen;

doch es war nicht möglich schnell hinanzudringen. Bianca folgte den Männern theils von ihrer Theilnahme getrieben, theils auch, um sie in dem furchtbaren Gedränge keinen Augenblick zu verlassen. Nach einigen Minuten öffnete sich die schwarze Masse, sodaß man die Niedergeschmetterte am Boden auf dem Schnee liegen sehen konnte, obwol ein umgestürzter Wagen es hinderte, bis zu ihr heranzukommen.

Da saß die hohe Gestalt, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, auf dem blutgetränkten Schnee gegen einen Baumstumpf gelehnt und hielt ihr Kind in den Armen; die Kugel hatte ihr beide Füße zerschmettert, doch das Kind schien unversehrt und umklammerte mit den kleinen Händchen ängstlich den Hals der Mutter. Niemand dachte daran, ihr Hülfe zu leisten, jeder trieb sich, mit seinem Elend allein beschäftigt, an ihr vorüber; nur weil alles vor dem sich krampfhaft wälzenden, von der Kugel zerrissenen Pferde auf die Seite wich, hatte sich ein freier Raum um sie gebildet, sonst wäre sie vielleicht unter die Füße getreten worden. Ludwig und Regnard wollten den Versuch machen, über den Wagen zu klettern, während Bernhard die bebende Bianca unterstützte. In diesem Augenblicke löste die edle Dulderin eine Haarschnur von ihrem Nacken, legte sie, ehe eine Hand es hindern konnte, um den entblößten Hals des Kindes und zog sie mit den letzten Kräften zusammen, daß das kleine Wesen mit herabsinkendem Köpfchen erdrosselt in ihren Schos sank. Jetzt umklammerte sie es in krampfhafter Todesangst; ihr Blick richtete sich irr, starr gen Himmel, sie seufzte noch einmal auf und sank dann entseelt zurück.

In diesem Augenblick sprangen Ludwig und Regnard hinzu, doch es war zu spät; Bianca preßte sich gegen die Brust des Bruders und verbarg ihr Antlitz, als suche sie dem ihr Innerstes gleich der Medusa versteinernden Anblick zu ent-

fliehen; Bernhard schlang die Arme um sie und vermochte nicht zu sprechen, noch seine hervordringenden Thränen zurückzuhalten. Plötzlich wand sie sich los, blickte ihn starr an und sprach mit tonloser Gewaltsamkeit: „Jetzt soll mich nichts mehr erschüttern, Bruder: habe ich das gesehen, ohne vernichtet zusammenzusinken, so ist mein Herz nun für ewig gehärtet, und ich kann mit dem Entsetzen spielen."

Bernhard schauerte zusammen; er führte sie langsam zurück, dahin, wo Jeannette mit dem Kinde stand, und sprach zu ihr: „Weine nur, Schwester, löse das starre Eis, das sich um dein Herz legen will, durch milde Thränen; siehe, ich weine ja auch, und ich denke, ich bin ein Mann."

Das Kind rief ihr entgegen: „Komm, ich will wieder zu dir", und streckte die kleinen Händchen verlangend nach ihr aus. Bianca nahm es, drückte es an ihren zitternden Busen und brach nun in einen Strom von Thränen aus; ihre Knie sanken zusammen, Bernhard ließ sie sanft niedergleiten auf den Schnee und setzte sich zu ihr, daß sie sich an ihn lehnen konnte.

Indessen dauerte das mörderische Feuer der Russen fort; die Batterien auf den Höhen wurden verstärkt, Kugeln und Granaten schmetterten unaufhörlich gegen die Brücke und in die dichten Massen hinab. Auch im Rücken, von Studianka her, rückte die Schlacht näher und näher, und bald mußte man den nachdringenden Feind auch von dort fürchten. So hallten die Donner der Kanonen ringsumher und mischten sich mit dem Wehgeschrei Halbzerschmetterter, dem Angstruf der im Strom Versinkenden, dem Wuthgebrüll derer, die sich mit verzweifelnder Gewalt die Bahn zur Rettung zu brechen versuchten.

Die Kugeln schlugen jetzt wieder dicht in Bianca's und ihrer Freunde Nähe ein, sodaß Willhofen Mühe hatte, die Pferde zu bändigen. Regnard liebkoste abwechselnd sein Kind,

und dann beobachtete er wieder den Gang der Schlacht und des Rückzugs. Ueber die Schmerzen seines zermalmten Arms hörte man kein Wort der Klage; doch sah er mit düstern Falten auf der Stirn die Woge des Unheils immer höher und gewaltiger anschwellen.

Eine Granate fuhr mitten in den Kreis der Freunde hinein, stäubte Eis und Schnee empor und wühlte sich in den Boden. „Werft euch nieder, alle nieder", rief Regnard; doch in dem Augenblick zerborst das Ungethüm schon in eine Wolke von Rauch und Glut und schmetterte die Stücken ringsumher. Ein Schreckensruf erscholl von allen Seiten, die Lüfte selbst schienen prasselnd zu krachen. Bernhard fühlte sich unversehrt, die Schwester in seinem Arm war es ebenfalls; doch eine dichte Rauchmasse wälzte sich so um sein Haupt, daß er keinen der Freunde entdecken konnte. „Ludwig!" rief er; „Ludwig, lebst du?" Doch das Krachen der Geschütze, das Angstgeschrei ringsumher und das Geheul des Nordsturms, der sich mit erneuter Gewalt erhoben hatte, übertäubten seine Stimme. Endlich zog der Rauch wie der langsam sich wälzende Acheron hinweg, und man konnte um sich blicken.

„Du lebst!" ertönte Ludwig's Stimme, und er lag zu Bianca's Füßen und drückte die Geliebte mit süßem Dankgefühl für ihre Rettung an seine Brust. Doch plötzlich riß er sich los und rief, indem er aufsprang: „Heiliger Gott, auch das noch!" Sein Blick traf auf Willhofen, der schauderhaft zerrissen und zerschmettert zwischen den Pferden am Boden lag. Nur das Angesicht war unverletzt; sein erlöschendes Auge suchte verlangend nach einer Hand, die es zudrückte. Ludwig eilte auf ihn zu und erhob ihm stützend das Haupt. Bernhard hatte die Rechte des Gefallenen ergriffen und kniete neben ihm. „Lebst du noch, Getreuer? Kannst du uns

noch ein Lebewohl sagen?“ fragte Ludwig mit vor Schmerz erstickter Stimme. Doch der Sterbende vermochte keinen Laut mehr hervorzubringen; er bewegte nur mühsam die Lippen und seine ermattete Hand versuchte einen leisen Druck. Ein schmerzliches Lächeln schwebte über sein Angesicht, dann sank sein Haupt zurück und das Auge brach.

„So hast du doch die Heimat nicht wiedergesehen“, rief Ludwig, „du treuestes Herz! Nun ist die Qual vorbei, — du bist der Glückliche!“ Sie wollten den Leichnam emporheben, doch eine donnernde Lage aus den russischen Batterien schleuderte eben wieder eine Masse Kugeln und Granaten dicht um sie in das Gedränge. Ein Wehegeheul erhob sich, alles stürzte übereinander hin, die Wogen des Gedränges packten nun auch diesen Zufluchtsort.

„Laßt uns zusammenhalten“, rief Regnard, „sonst sind wir für ewig getrennt.“ Indem wollte er Ludwig's Hand ergreifen; doch zwischen beide sauste eine Kugel hindurch und warf den Obersten zu Boden. „Regnard!“ rief Ludwig außer sich, indem er ihm zu Hülfe sprang; „seid Ihr tödlich getroffen?“

Bernhard richtete den Gefallenen an den Schultern empor und beugte sich über ihn.

„Ich habe mein Maß“, sprach er matt; „wo ist mein Töchterchen?“

Bianca kam, wiewol bebend, doch entschlossenen Schrittes, das Kind auf dem Arme, heran; sie kniete vor dem Vater nieder und hielt es ihm dar. „Hier, hier“, — sprach sie mühsam, aber mit Fassung. Regnard blickte die Kleine wehmüthig an, dann küßte er sie und sprach gerührt:

„Leb wohl! Du hast keinen Vater mehr — aber eine Mutter — nicht wahr? — Grüßt Rasinski — wenn noch einer zum Grüßen bleibt. Es lebe der Kaiser!“

Diesen Ausruf that er mit letzter, zusammengeraffter

Kraft in rauhem Soldatenton; dann brach er zusammen — und war nicht mehr.

Es ist ein Schnitter, der heißt der Tod,

summte Bernhard, um den wilden Schmerz zu bekämpfen, nach einem alten Liede; aber die Töne starben ihm auf der Lippe.

Hat Gewalt vom höchsten Gott!

sprach er dennoch, sich selbst bezwingend, weiter. „Gottes Wille! Ich bin gefaßt!“

Doch es blieb ihnen nicht Zeit, sich ihrem Schmerz zu überlassen, denn ein fürchterliches Toben und Rasseln in ihrer Nähe, ein Gemisch von Kreischen und Brüllen, ein alles fortreißendes Drängen und Wogen der Flüchtenden trieb sich heran.

„Weicht dieser Woge aus, sie verschlingt uns!“ rief Bernhard. „Zurück! Dort die Höhe hinan, dort wird Luft.“

Ludwig faßte Bianca, Bernhard riß die betäubte Jeannette mit sich fort. Alles im Stich lassend, suchten sie nur der Gefahr des Augenblicks zu entgehen. Es gelang ihnen noch glücklich, eine freiere Stelle seitwärts zu gewinnen, wohin das Gedränge sich nicht wälzte, weil von dort aus freilich auch die Brücke nicht mehr zu erreichen war, und niemand anders als über diese die Rettung suchte.

„Hier ist Luft“, rief Bernhard, als er athemlos dahin gekommen war; „der Strom geht dort hinaus. Hier kann uns nichts Schlimmeres mehr begegnen, als von den feindlichen Kugeln getroffen zu werden oder dem Feinde selbst in die Hand zu fallen. Unbarmherziger wird er nicht sein als die Tigerwuth, mit der das Verderben dort unten um sich raset.“

Jetzt war aber auch der entsetzlichste Augenblick da, denn von den Höhen von Studianka kamen flüchtende Theile des Heeres herab. Die Artillerie rasselte im vollen Trabe

die Eisabhänge hinunter; die Pferde vermochten die Kanonen nicht zu halten. So blieb keine Wahl, der Weg ging mitten in das dichte Gewoge der Unglücklichen hinein. Zermalmend rollten die Räder auf einer Straße von Leichnamen und über brechende Gebeine vieler tausend Lebenden hinweg. Das Angstgeheul schien aus dem Bauch der Erde heraufzudringen; Wagen, Kanonen, Pferde und Menschen stürzten übereinander hin die Abhänge gegen den Strom hinunter.

Gebete und Flüche, Wehgeschrei und Wuthgebrüll tobten durcheinander und wurden kaum übertäubt durch die Donner der Geschütze und das schmetternde Einschlagen der Kugeln. Grimmig heulte der Sturm auf, jagte wirbelnde Schneewolken empor und trieb den schwarzen Strom in schäumenden Wellen heran. Alle Kräfte der Elemente und der Menschen waren im Kampf.

Am fürchterlichsten sättigte sich das Entsetzen auf der Brücke selbst. Hier liefen Rettung und Verderben auf dem schmalsten Pfade am Abgrunde nebeneinander hin. Der Fuß trat nicht auf Leichen, sondern auf Lebende, die sich halb zerstampft in wilden Zuckungen wälzten. Gierig öffnete die Flut von beiden Seiten den schwarzen Rachen und verschlang Tausende von Opfern, die erbarmungslos in ihren Abgrund hinabgestürzt wurden. Ein entmenschter Kampf entbrannte auf diesem Punkte. Der Bruder wollte sich Bahn brechen über die Leiche des Bruders und trat sein Antlitz unter die Füße.

Die hinuntergestürzt wurden in die kalte Todesumarmung der Wellen klammerten sich mit Wuth an die Nächsten an, und wollten sie mit in den Untergang reißen oder von ihnen mit auf das Rettungsufer geschleppt werden. Diese setzten sich zur Wehr, als ob sie von Hyänen angefallen würden. Mit dem Säbel, mit dem zerschmetternden Stoß des Kolbens lösten sie die angstvolle Umklammerung der Verzwei-

felnden und stießen die verstümmelnden Opfer in die Brandung hinunter, daß sie sich blutig röthete. Doch der Wahnsinn der Angst gab neue Mittel ein; mit grimmigem Zahn bissen sich die Stürzenden in Füße oder Kleider ein, bis ein dröhnender Keulenschlag auf den Schädel oder ein das Angesicht zerreißender Fußtritt sie betäubt in den Schlund des Todes hinabwarf.

Sechstes Kapitel.

In dichten Scharen strömten die Krieger, die die letzte Schlacht gefochten hatten, von den Bergen herab. Da sie die Brücke und die Ufer umher von den Flüchtlingen so überschwemmt sahen, daß es unmöglich war, sich hier die Bahn zu brechen, wandten sie sich weiter stromaufwärts, um schwimmend oder eine Furt durchwatend das jenseitige Ufer zu erreichen. Diese Flut bedrohte auch den Zufluchtsort, den Bernhard aufgespürt hatte. Ludwig bemerkte es zuerst und trieb an, jenen voran, weiter gegen die Quelle des Stroms hinaufzuflüchten. Es geschah in stürzender Eile, soviel die von Angst und Qualen erschöpften Kräfte der Frauen es vermochten. Doch auch hier war die Natur feindlich gesinnt, denn der Sturm tobte ihnen entgegen und jagte ihnen den aufgestäubten Schnee ins Angesicht. Viele, die an der Rettung über die Brücken verzweifelten, folgten ihnen, und so zog sich auch dahin eine dichte, strömende Schar. Von der Höhe herab fluteten die aus der Schlacht zurückkehrenden Reiter, Fußvolk, Wagen und Kanonen durcheinander. Bald

mischten sich beide Ströme, und jetzt erneuten sich die Schrecken des wilden Dranges. Bernhard rief Ludwig zu: „Folge mir; immer aufwärts nach den Höhen laß uns kämpfen; wohin niemand sich retten will, da ist unser Heil zu suchen.“

Sie mußten so den Strom der Flüchtlinge durchschneiden und hatten daher einen gewaltigen Kampf zu bestehen; keuchend, athemlos, fast von den letzten Kräften verlassen, erreichten sie endlich doch die Grenze des Gewühls. Eilig schritten sie über einen glatten Abhang hin; da lauerte das Schicksal noch einmal tückisch auf. Zwei Kanonen kommen von der Höhe herab, sie gerathen auf die eisige Abdachung; die Pferde gleiten, sie drohen zu stürzen. Nichts kann mehr retten als ein blindes Fortstürmen. Von Peitschenhieben und tobendem Zuruf gejagt, brausen die Rosse vollen Laufs hinab und stürzen gerade auf Bernhard an. Dieser will, Jeannetten mit sich reißend, zur Seite springen; doch es ist zu spät. Die vordersten Rosse fassen ihn und schleudern ihn sammt dem Mädchen zu Boden, und über ihn hin geht der zermalmende Weg der Räder.

Mit einem lauten Schrei fällt Bianca auf die Knie, flehend erhebt sie die Arme und ruft: „Auch über mich nehmt euern Weg, Unmenschliche, zermalmt auch mich!“ In ihrem sinnverwirrenden Schmerz will sie sich den Pferden in die Bahn werfen; doch Ludwig umschlingt sie mit der Angst der Liebe und reißt sie zurück an sein Herz; betäubt sinkt sie mit ihm zu Boden; das Gespann braust mit betäubendem Rasseln dicht an ihr vorbei, die Sinne schwinden ihr, sie liegt in starrer Ohnmacht.

Endlich dringt ein sanfter Laut zu ihrem Ohr: „Schwester, o meine Schwester, erwache“, tönt Bernhard's Stimme. Sie schlägt das Auge auf, Bernhard kniet unversehrt vor

ihr und breitet seine Arme gegen sie aus. „O du Allbarmherziger", ruft sie aus und sinkt an das Bruderherz; „blickt denn dein behütendes Auge hinab bis in diese Schlünde des Entsetzens?"

In seligen Thränen strömt ihre Liebe, ihr Schmerz, ihre Angst, vergessen ist aller Jammer, vergessen, womit die Zukunft droht.

„Also hat es kein Opfer gekostet?" fragte sie noch einmal und will Bernhard's Lippen mit süßen Küssen versiegeln. Doch ernst hält er sie zurück und spricht: „Eins hat dennoch geblutet, obwol der Himmel das Verderben von mir abgewendet hat. Jeannette fand den Tod; ihre Treue soll wie die unsers Willhofen nur jenseits ihren Lohn finden."

„Jeannette todt!" rief Bianca mit bebender Stimme. „O", sprach sie nach einigen Augenblicken in beklemmtem Schmerzgefühl; „wenn hier alles vernichtet wird, sollen wir es denn ein Glück nennen, allein zu entrinnen? Aber wo ist sie?"

„O, verlange sie nicht zu sehen", bat Bernhard und wollte sie hindern, sich umzuwenden, denn der Leichnam lag hinter ihr; „sie starb zu schrecklich."

Doch schon war es geschehen. Bianca hatte, den Blutspuren mit den Augen folgend, den Leichnam schon erblickt; sie schrie laut auf und fuhr zuckend zusammen bei dem schaudervollen Anblick desselben. Das Rad war über Stirn und Brust gegangen und hatte das blühende jugendliche Antlitz gräßlich gequetscht und zerrissen. Noch drang das Blut in dunkeln Strömen hervor und mischte sich mit den blonden Locken, die aufgelöst und zerstreut von dem Haupt der Unglücklichen herabwallten und über dem Schnee ausgebreitet lagen.

„Ach, ich muß sie dennoch sehen", bat Bianca zu den

sie zurückhaltenden Männern; „ich muß noch Abschied von ihr nehmen, wie schaudernd sie auch entstellt ist; so weichlich ist mein Herz nicht, daß ich dieses Gefühl nicht um der Pflicht der Liebe willen überwinden sollte. Sie hat ja mir ihr jugendliches Leben geopfert! O, leitet mich zu ihr!"

Bernhard und Ludwig nahmen sie in die Arme und führten sie zu der Entseelten. Ludwig trug auch das Kind, an dem, als sei es von Engelsfittichen geschirmt, bisjetzt noch alle Schrecken, ohne es zu versehren, vorübergegangen waren.

Der Strom der Menge ringsumher hatte sich verloren, doch weiter unten und zurück tobte und drängte er noch; nur von fernher drang das verworrene Brausen der Stimmen herauf. Selbst die Kugeln reichten nicht bis auf diese Stelle, obwol der Donner der Geschütze noch immer den Boden erschütterte. So waren sie denn einsam mit ihrem Schmerz und dem bangen Grauen ihrer Seele; aber dennoch, trotz alles Jammers, im Tiefsten dankbar bewegt, daß die stürmende Wuth des Verderbens wenigstens die heiligsten Bande der Liebe verschont hatte. Schweigend stand Bianca, auf die Arme ihrer Führer gelehnt, vor der nun Entschlummerten, und ihre Thränen flossen leise. „O, wenn du ihr das Haupt umwenden könntest, Bernhard", bat sie diesen, „dann sähe ich vielleicht noch einmal ihre freundlichen Züge." Bernhard that es; zugleich verhüllte er die blutenden zerschmetterten Stellen in das Gewand und bedeckte die Stirn mit einem Theil der Locken, die noch nicht von Blut genetzt waren. Bianca hatte recht gehabt, nur die linke Seite des Hauptes war so fürchterlich zerrissen, die rechte zwar ein wenig krampfhaft verzogen, doch noch unversehrt genug, um an das Bild der Lebenden zu erinnern.

Mit Rührung beugte sich Bianca über die Todte hinab

und sprach: „Wie sanft sie aussieht; so freundlich, wohlwollend und milde war auch ihr Herz!“

„Und das liebe Wesen muß so rauh von der Keule des Geschicks zerschmettert werden!“ setzte Ludwig hinzu, indem er Bianca's Hand küssend drückte und sie an seine Brust zog.

„Freilich“, warf Bernhard hin, „hier wird keinem sanft gebettet; wer den Tod nur hier gesehen, wird ihn nicht wie die Alten als Genius mit der umgekehrten Fackel bilden. Selbst unser Beingerippe ist noch zu freundlich; er ist ein eherner Cyklop, der unter seinen Füßen und mit seiner Keule alles zerstampft und zermalmt. Doch wie heilig die Pflichten der Liebe und Trauer sein mögen, wir können nicht länger bei ihnen verweilen. Seht, dort oben an der Höhe zeigen sich schon wieder schwarze Massen; Russen oder Franzosen, gleichviel, hier ist alles Feind, denn die Menge verderbt sich untereinander. Laßt uns eilen, dort um die Krümmung des Ufers zu kommen, ob wir vielleicht weiter aufwärts eine Hütte oder ein Dorf finden, das uns Obdach gewähre.“

Er wollte die Schwester fortziehen, doch sie bat: „Nur eine Locke laßt mich entnehmen von ihrem Haupt!“

„Gern“, antwortete Bernhard, indem er ihr zugleich eine kleine Scheere aus seiner Brieftasche darreichte und ein Blatt herausriß, um das Haar einzuwickeln; „doch beeile dich, Schwester.“

Sie kniete auf den Schnee nieder, schnitt eine schöne Locke aus dem reichen blonden Haar, rollte sie auf und barg sie wohlverwahrt in ihrem Busen. Dann drückte sie einen schmerzlichen Kuß auf die blasse Wange des Mädchens, benetzte sie noch einmal mit ihren Thränen und hauchte ihr ein lispelndes „Schlummere süß“ zu.

Mit hastiger Eile setzten sie jetzt ihre Flucht fort, den Strom aufwärts. Eine starke Biegung desselben brachte ihnen die Brücke und das Getümmel daselbst völlig aus dem Gesicht, und sie hörten nichts mehr als den dumpfen Donner der feindlichen Kanonenschüsse; sonst umgab ihren Pfad schauerliche Wintereinsamkeit. Zur Linken schoß die Schollen treibende Beresina dahin, zur Rechten begleiteten sie die Höhen, von denen der Sturm, der ihnen kalt, daß Angesicht und Hände erstarrten, entgegenbrauste, den Schnee stäubend aufjagte. Und dennoch war diese rauhe Winterwüste ein freundlicher Zufluchtsort gegen die Stätte der gräßlichen Verheerung, der sie entflohen.

Allein es mußte sich bald ein Obdach zeigen, sonst versagten ihnen die Kräfte, denn Bianca war aufs äußerste erschöpft. Bernhard hielt ihre Hoffnung damit aufrecht, daß Weselowa nicht mehr entfernt sein könne. Wenn sie dort auch nur Russen fanden, so war ihre Rettung gesichert, da Bianca sich nach Bernhard's Anweisung für eine vor den Franzosen geflüchtete Russin, und ihn und Ludwig für ihre ausländischen Hausbeamten ausgeben sollte. Fanden sie Franzosen, so war es an den Männern, von diesen Hülfe und Rettung zu gewinnen.

Ueber eine Stunde hatten sie jetzt die Wanderung fortgesetzt, und noch immer wollte das ersehnte Weselowa nicht sichtbar werden. Da machte Ludwig Bernhard aufmerksam darauf, daß auf der Höhe, rechts, sich einzelne Reiter zeigten. Bernhard mit seinem schärfern Auge rief sogleich: „Das sind Kosacken; ich erkenne sie an den Lanzen; wenn uns diese habsüchtigen Gäste hier überfielen, so würde uns schwerlich etwas vor der Plünderung retten. Dem Beutegierigen ist es gleich, ob er den Landsmann oder den Feind beraubt, wenn er es ungestraft vermag. Wir wollen uns hier unten so

dicht am Ufer hinschmiegen als möglich." Dies geschah in größter Eile, doch es war vergeblich, denn schon hatten die Reiter sie bemerkt und sprengten ihnen, wie es schien, verfolgend nach. Abermals machte der Fluß eine Biegung, die sie glücklicherweise den Verfolgern aus dem Gesicht brachte; zugleich sahen sie in der Ferne die beschneiten Dächer Weselowas vor sich und hatten so die Rettung im Angesicht.

Doch Bianca's Kräfte waren durch die Anstrengung dieser letzten Eile völlig erschöpft, sie sank auf die Knie und rief: „Ich vermag nicht mehr! O, flüchtet ihr und rettet euch, und laßt mir das Kind; ich werde Erbarmen bei diesen wilden Horden finden."

„Wir tragen dich", rief Bernhard; „bis zu jener Hütte reichen unsere Kräfte." Und schon hatten er und Ludwig sie emporgehoben und versuchten das Unmögliche. Doch nach wenigen Schritten mußten sie es aufgeben, denn sie versanken fast im tiefen ungebahnten Schnee.

„Entflieht, ich beschwöre euch! Bruder, Geliebter, entflieht, das ist die einzige Rettung für euch und mich; so aber stürzen wir alle ins Verderben."

„O Bianca", sprach Ludwig sanft, aber mit dem Tone der Kränkung; „darfst du wirklich von uns so unwürdig denken? Nein, dein Herz weiß nichts von dem, was deine Lippe fordert!"

„Warum hörst du nur danach, Ludwig", antwortete Bernhard fast lächelnd. „Aber es ist nun nichts weiter zu thun, und so wollen wir uns hier in den Schnee setzen und unser Schicksal ruhig erwarten. Wir kommen indessen doch wenigstens wieder zu Athem."

Bianca fühlte, daß sie vergeblich bitten würde. Schweigend setzte sie sich daher auf den kalten Boden nieder und

nahm das Kind in den Schos. Bernhard und Ludwig setzten sich ihr zur Seite, legten den Arm um sie, drückten das schöne edle Wesen sanft an sich und erwarteten so in gemeinsamer süßschmerzlicher Umarmung ihr Geschick.

Jetzt hörten sie den Hufschlag der Pferde hinter der Spitze des Schneehügels, um den sich der Fluß wand; noch eine Minute, und ihr Los war gefallen. Sie blickten nicht auf, sondern hielten sich in inniger Umschließung und erwarteten gleichsam mit gebeugtem Haupt den Streich des Todesschwertes, das über ihnen schwebte.

Die Reiter sprengten heran, dicht an ihnen hielten sie, und eine Stimme fragte auf russisch: „He, ist das dort Weselowa?" Bianca fuhr, da sie diese Worte aus gebildetem Munde hörte, freudig auf; aber mit einem unbeschreiblichen Laut rief sie, als sie das Angesicht des Fragenden erblickte: „Allmächtiger Gott, Rasinski."

Mit aufjauchzender Freude sprangen Ludwig und Bernhard bei diesem Wort empor und zugleich warf sich Rasinski vom Pferde und in ihre Arme. Auch Boleslaw und Jaromir, die sich unter den nachfolgenden Reitern befanden, flogen heran und an die Brust der Freunde: „Ihr lebt, ihr lebt! und hier müssen wir uns finden!" tönte der Ruf aus jedem Munde, und das Herz vermochte sein überschwellendes Glück nicht zu fassen, und heilig selige Thränen netzten selbst Rasinski's Heldenangesicht.

Bianca hing in seinen Armen wie eine Tochter an der Brust des Vaters. Der gewaltige Strom der Geschicke hatte die nichtigen Unterschiede und Grenzen, mit denen der Mensch sich kümmerlich umgibt, mächtig hinweggerissen. Zwischen den Edeln standen keine Schranken kleinlicher Gewohnheit und Sitte mehr, die der Argwohn um sich her zieht, die aus den verderbten Keimen der Seele aufwachsen. Das erhabene

Glück und Unglück vernichtet alles Trügerische und Falsche in der menschlichen Brust, und nur das geläuterte Herz bleibt zurück, und das edle schlägt an dem edlen.

Die schäumend aufbrausende, halb betäubende Minute voll überschwenglicher Seligkeit war vorüber; ihr folgte eine lächelnde Ruhe, wie der Strom nach dem prächtig donnernden Wassersturz in sanften Wellen dahinzieht und die ganze Tiefe des Aethers in sich abspiegelt.

Auch schmerzliche Rückblicke fehlten nicht; Willhofen's, Regnard's, Jeannettens Schicksal wurde erzählt. Rasinski hörte es mit wehmüthigem Blick der Trauer. Dann wandte er sich zurück, deutete auf die wenigen, die ihm folgten, und sprach mit tiefbewegter Stimme: „Das sind alle, die ich von meinen Getreuen aus jenem mörderischen Kampf zurückbringe! Wir sind hierher versprengt!“

Eine ernste Stille herrschte umher; jeder bedachte mit düsterm Nachsinnen, welche Opfer in dieser Stunde des Wiefindens gefallen waren!

Endlich begann Rasinski: „Damit wir von diesen wenigen Freunden keine mehr verlieren, so laßt uns aufbrechen; dort liegt Weselowa, dort hoffe ich über den Fluß zu kommen. Jenseits, denke ich, sind wir geborgen.“

Er hob die entkräftete Bianca mit dem Kinde auf sein eigenes Pferd und leitete es am Zügel. Boleslaw und Jaromir boten Ludwig und Bernhard ihre Rosse an, doch diese schlugen sie aus, weil sie sich noch kräftig genug fühlten, den Weg zu Fuß zu machen.

So brachen sie auf. Nach einer Stunde hatten sie den Ort erreicht; ein litauischer Bauer führte sie auf Rasinski's Fragen nach einer Furt, wo der Strom nicht volle Mannshöhe tief war; trotz seiner treibenden Eisschollen wagten sie sich muthig hinein, Rasinski saß bei einem seiner Leute mit

auf, Bernhard und Ludwig schwangen sich auf Jaromir's und Boleslaw's Roß. Diesmal lauerte keine Tücke finsterer Mächte auf sie, sie erreichten glücklich das jenseitige Ufer, und nun endlich gerettet aus diesen furchtbaren Drangsalen, erhoben sie Blick und Herz dankbar gen Himmel.

Vierzehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein langes Krankenlager hatte Lodoiska in betäubenden Fesseln gehalten; ihr Leben in dieser Zeit war nur einem schweren Traume zu vergleichen, in welchem sie ohne Bewußtsein litt und genoß, je nachdem düstere oder holde Gestalten auf den bewegten Wellen ihrer Brust vorübergleiteten. Die Bilder der Außenwelt fielen nur durch einen trüben Flor, mit dem das dämmernde Halbbewußtsein sie verhüllte, in ihre Seele. Bisweilen erkannte sie die, welche pflegend an ihrem Lager saßen, zumeist aber waren sie ihr fremd, und sie sprach irr und miskennend aus der Welt ihrer Träume zu ihnen. Es war eine Wohlthat für die Unglückliche zu nennen, daß die Krankheit ihr nicht das volle Bewußtsein ihres Zustandes ließ, denn bei der Reizbarkeit ihrer Gefühle würde sie dem Seelenschmerz, der sich nicht auf eine andere Art Luft gemacht hätte, erlegen sein durch innerlich geheimes Untergraben.

Nach einigen Wochen fing die Heftigkeit des Uebels an sich zu brechen, und man durfte hoffen, daß nun die Klarheit des Bewußtseins zurückkehren würde. Marie freute sich dessen mit schwesterlicher Rührung, doch die Gräfin sah diese Wiederkehr zur Wahrheit des Lebens mit immer wachsender Sorge, denn der Genesenden mußte mit dem Be-

greifen der Wirklichkeit um sie her auch die Erkenntniß der Ursache ihres tiefen Leids zurückkehren, und dann war zu fürchten, daß das Uebel sich entweder mit tödlicher Heftigkeit erneuern, oder in eine stille, aber desto unvertilgbarere, alle innersten Lebenskräfte verzehrende Schwermuth verwandeln werde. Ach, und leider konnte ihr niemand auch nur einen Schein des Trostes geben, denn seit jenen unglückseligen Zeilen Jaromir's waren keine Briefe von dem Heere angelangt, mit Ausnahme einiger flüchtigen Worte von Rasinski, die ein durchgehender Kurier mitgebracht hatte; diese aber sagten nichts, als daß alle Freunde noch am Leben seien, und waren sichtlich in großer Eile geschrieben, nur um den Augenblick nicht vorübergehen zu lassen, der sich zu einem Gruß in die Heimat darbot. Die Gräfin dagegen hatte sogleich nach Empfang des Unglücksbriefes von Jaromir ihrem Bruder geantwortet und ihn um die genaueste Auskunft über die Ursache seiner schonungslosen Anklage gebeten. Eine Antwort auf ihren Brief konnte sie freilich jetzt noch nicht erwarten; allein das plötzliche Verstummen aller übrigen, denn auch Marie hatte keine Zeile erhalten, erfüllte sie mit düstern Ahnungen.

„Was werden wir dem armen Mädchen sagen", sprach sie daher eines Morgens zu Marien, während die Kranke schlummerte; „wenn sie nun erwacht und uns fragt: «Sprecht, war es ein Traumbild, was mich mit so tödlichem Gift der Angst und Schmerzen durchdrang? oder gibt es auf dieser Erde so fürchterliche Wahrheit?» Was werden wir ihr antworten, wenn dieser sanfte Schlummer sie wieder in das helle Bewußtsein ihrer unschuldigen Seele hinüberführt?"

„Ich glaube nicht", sprach Marie, „daß sie die Wahrheit erfahren darf; wir müssen versuchen, sie mit einem Gewebe milder Täuschung zu umspinnen, bis ihr Herz wieder

stärker geworden ist und dies scharfe Gift zu fassen vermag. Der unglückselige Brief darf ihr nicht vor Augen kommen; wir müssen sie glauben machen, daß es eine Täuschung ihrer Krankheit ist, ihn erhalten zu haben.

„Das wäre möglich, wenn wir ihr andere Briefe zeigen könnten“, erwiderte die Gräfin; „so wird sie höchstens auf die Vermuthung gerathen, Jaromir sei todt, und dieser Gedanke, diese Furcht quält die Arme vielleicht noch schrecklicher. Ach, ich sehe kein Heil aus diesen dunkeln Verwirrungen, und ich hoffe auch keins, denn längst habe ich mich daran gewöhnen müssen, daß die Blüten meiner Freuden sich nur öffnen, um durch rauhe Stürme des Geschicks herabgeschüttelt zu werden, damit jeder Schritt der rauh forteilenden Zeit sie tiefer in den Boden trete!“

Das düstere Gespräch wurde durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen, der die Auflösung der Zweifel in der Hand trug; denn er brachte Briefe von Rasinski. Hastig griff die Gräfin danach und erbrach sie, um so schnell als möglich Gewißheit zu erlangen. Sie fand den Brief ihres Bruders, in welchem derselbe Jaromir's ganzes trauriges Geschick erzählte, und den, welchen der Unglückliche nach seiner Genesung an Lodoiska geschrieben hatte, um in seiner tiefsten Reue sich die Buße der gänzlichen Verbannung aus ihrem Herzen aufzulegen. Die Gräfin hatte schweigend bis zu Ende gelesen, während Marie mit fragenden Blicken an ihr hing und ihre Mittheilung erwartete; und doch wagte sie es nicht, sie zu unterbrechen, weil sie wußte, daß ihr Schweigen kein vergeßliches, noch weniger ein theilnahmloses war, sondern zu der starken selbständigen Eigenthümlichkeit der Gräfin gehörte, mit der sie so lange alle Gefühle verschlossen in sich trug, bis sie sich Meisterin derselben wußte und ihren festen Entschluß gefaßt hatte. Eine Röthe des

Unwillens flog öfter über die Züge der Lesenden dahin und wechselte dann mit einem wehmüthigen Lächeln. Endlich nahm sie auch Jaromir's Brief und las ihn unverwandten Auges. Da aber traten selbst dieser festen Frau verdunkelnde Thränen ins Auge, und sie sprach halb vor sich hin: „Er ist doch unglücklicher als schuldig!“ dann gab sie Marien die Briefe hinüber und ging, während diese las, im Gemach auf und nieder.

„O diese Françoise Alisette!“ rief sie fast laut aus. „Wer hätte ihr eine so giftige Verschlagenheit zugetraut! So lernt man denn niemals die Tiefen der Brust ergründen! Für leichtsinnig hätte ich sie halten mögen, aber doch würde ich ihr keinen kalten, flatternden, sondern nur jenen schwärmerischen Leichtsinn des Herzens zugetraut haben, der sich selbst mehr täuscht als andere — und dennoch! — Sie sei vergessen und verachtet!“

Marie hatte geendet. Den Brief Rasinski's hatte sie unter fliegendem jungfräulichen Erröthen, gemischt mit sittlichem Unwillen gegen die Verführerin, gelesen, doch Jaromir's reuige Buße drängte ihr mitleidige Thränen ins Auge. „Arme Lodoiska“, sprach sie, „mit welchen Schmerzen sollst du noch gefoltert werden! Doch dein liebendes Herz wird alles überwinden und vergeben.“

„Das darf sie nicht“, sprach die Gräfin entschlossen; „Jaromir ist ihrer nicht mehr werth. Sie muß sich selbst achten! Könnte sie ihm vergeben, er dürfte sich nicht vergeben lassen.“

Indem schlug die Kranke die Augen auf; sie glich einer lieblichen blassen Rose; ihr sonst so feuriges dunkles Auge hatte die Flamme verloren, aber den milden Glanz behalten; mit holder Zutraulichkeit wandte sie den Blick zu der mütterlichen und schwesterlichen Pflegerin und sprach: „Ich

habe recht sanft geschlummert, mir ist recht leicht und wohl geworden.“

Die Gräfin beugte sich über sie und hauchte einen milden Kuß auf ihre Stirn. „Das freut mich, Liebe“, sprach sie, und fast hätte sie durch den Ton ihrer Stimme ihre innerste Bewegung verrathen. Marie trat mit einem holdseligen Lächeln zu der Kranken und fragte: „Ist dir nun wohl, ganz wohl?“ Und sie nahm liebkosend ihre Hände und blickte ihr gerührt ins Auge. „O ja, ich glaube, ich bin ganz gesund“, erwiderte Lodoiska, doch man sah an ihrem Blick, daß sie etwas anderes dachte als sprach; sie schien sich auf irgendetwas Vergessenes mit quälender Unruhe zu besinnen. „Ich weiß nicht, Marie“, sagte sie, indem sie die Freundin forschend anblickte, „es beunruhigt mich etwas, als hätte ich einen schweren Frevel begangen, den ich nicht beichtete.“

„Du, einen Frevel?“ antwortete Marie. „Nein, der Gedanke blieb dir noch von den verwirrten Träumen deiner Krankheit zurück. Das holde Licht der Gesundheit wird dies finstere Nachtgevögel bald ganz verscheuchen.“

„Ich fürchte, das wird es nicht“, antwortete Lodoiska; „mir will scheinen, als stehe ein schauerlich Gespenst in meiner Seele, das nicht wanken und nicht weichen will! Ich weiß nur nicht, was es in seine schwarzen Schleier einhüllt; aber es dringt immer näher auf mich ein und ängstigt mich.“

Da trat die Gräfin mit entschlossenem Schritt an das Lager, nahm die Hand der Kranken und fragte sie sanft, aber mit ernster Stimme: „Meine Tochter, ist dir Wahrheit oder Täuschung lieber? Wirst du jetzt die herbe Wahrheit, die dich niederwarf, als sie überraschend vor dich hintrat, zu tragen vermögen, wenn eine Mutter sie dir sanft enthüllt?“

Lodoiska sah die Gräfin mit ängstlich prüfenden Blicken

an, als suche sie das Geheimniß zu errathen; eine erwartungsvolle Stille herrschte in dem Gemach. Endlich sprach sie mit Ergebung: „Von dir kann ich alles hören und will ruhig bleiben und dulden, denn du bist ja so gut.“

Die Gräfin setzte sich an das Lager, legte die Rechte sanft umfassend um Lodoiska's Nacken und ergriff mit der Linken ihre Hand. „Ich will dir sagen, was dir doch nicht verschwiegen bleiben kann“, begann sie. „Erinnerst du dich noch der letzten Worte, die dir Jaromir schrieb?“

„O Gott!“ rief Lodoiska ängstlich; „also wäre das kein Traum gewesen! Und die Furie verfolgt mich noch immer?“

„Nein, nein, liebstes Herz“, beruhigte die Mutter sie liebkosend; „es war ein halber Traum, eine halbe Wahrheit. Jaromir klagte dich an, in der Wahnverwirrung seines schuldigen Herzens; jetzt aber ist er zur Erkenntniß gekommen; sein war die Schuld, sein ist nun die Reue und Buße.“

„Wie?“ rief Lodoiska aus, der jetzt alle Erinnerungen mit den brennendsten Farben wieder in der Seele erwachten, die aber nicht verstand, was die letzten Worte der Gräfin andeuten sollten; „so glaubt er wieder an meine Liebe und zertritt mein Herz nicht mehr? O dann bin ich ja so glücklich! Er hat mich tief verwundet, aber alles, alles sei ihm vergeben. Ach, meine Mutter, wie glücklich machen mich deine Worte!“

Sie erhob die ermatteten Arme, um sie um den Hals der liebsten Mutter zu schlingen, aber sie war zu entkräftet; doch die Gräfin folgte dem zärtlichen Wink, beugte ihr Antlitz zu der Liebenden nieder und ließ es sanft von ihren schmeichelnden Händen an die wallende Brust drücken. Selige Thränen benetzten das Angesicht der Kranken; aber eine düstere Bestürzung drang in die Brust der Mutter und Mariens ein, die ihr die neue Täuschung rauben sollten.

Doch die Gräfin erkannte die Nothwendigkeit; sie hatte ihren Entschluß gefaßt; sie führte ihn aus.

Nachdem Lodoiska ruhiger geworden war, fuhr sie fort: „Dein liebendes Herz vergibt; aber darf Jaromir, der die Schuldlose so tief kränkte, die Vergebung empfangen?"

„Ach, das Gefühl seines Unrechts wird seine Buße sein, und Buße versöhnt!"

„Wenn er nun aber selbst schuldig wäre, wenn er —"

„Verläßt er mich?" rief Lodoiska außer sich, und mit so heftiger Bewegung, daß der Gräfin bange wurde, die wilden Träume ihrer Krankheit möchten zurückkehren. „Nein, liebstes Kind", sprach sie; „aber er hat schwer gegen dich gefehlt, so schwer, daß du ihm nicht vergeben darfst, er sich nicht vergeben lassen kann."

„O Mutter, ich weiß nicht, was er verbrochen, doch ein Härteres gab es nicht für mich, als daß er mein Herz verkannt, es des Verraths anklagte. Der Allbarmherzige vergibt jedem Bereuenden, und ich soll nicht dürfen?"

Auf ihrem Angesicht glänzte eine so himmlische Güte, als sie diese Worte sprach, eine so fromme Verklärung leuchtete aus ihren Blicken, daß die Gräfin ihre strenge Gesinnung überwunden fühlte. „Ja, du darfst ihm vergeben, du darfst es", sprach sie gerührt; „du hast es gethan, noch ehe du seine Schuld kanntest — jetzt erfahre sie."

Sie gab ihr den Brief des Bruders. Lodoiska betrachtete ihn einige Augenblicke, dann sprach sie: „Nein, lies du ihn nur, wenn ich ihn hören soll; am liebsten weiß ich gar nichts, es ist ja genug, wenn er bereut. Würde er denn so grausam gegen mich sein, wenn ich gefehlt hätte?"

Das reine Herz Lodoiska's ahnte Jaromir's Schuld nicht; ihre Seele wußte nichts von den vielen Verbrechen, mit denen der befleckte Verkehr des Lebens den Mann bis zur Gleich-

gültigkeit vertraut macht. Doch die Gräfin erkannte die Nothwendigkeit, ihr alles zu entdecken. „Wahrheit sei zwischen dir und ihm“, sprach sie; „dann vergib, wenn du kannst und willst. Aber wissen mußt du; denn selbst die Vergebung wäre ja sonst nur eine halbe, und Jaromir dürfte sie nicht annehmen, denn er müßte wähnen, sie sei nicht wahrhaft und vollkommen, weil du dir nicht zugetraut habest, die Schuld zu kennen, die du verzeihen wolltest.“

So begann sie den Brief Rasinski's langsam vorzulesen, indem sie sorgfältig die Kranke dabei im Auge behielt, um zu sehen, ob ihre Kräfte dadurch auch nicht zu heftig angegriffen würden. Doch es war nicht der Fall, Lodoiska blieb ruhig; auf ihren Lippen schwebte nur ein wehmüthiges Lächeln, welches der Freundlichkeit ihrer Pflegerinnen galt, und aus den Augen flossen ihr leise Thränen herab, die sie über Jaromir's Fall und Schmerz vergoß, welche beide Rasinski mit einfachen Farben der Wahrheit schilderte.

Der Brief war zu Ende. Lodoiska blieb einige Augenblicke schweigend und still weinend auf ihrem Lager sitzen, während Marie sich liebkosend bemühte, sie zu trösten.

„Jaromir's Brief laß mich selbst lesen“, sprach die Kranke endlich und unterstützte ihre Bitte durch einen in das tiefste Herz dringenden wehmüthigen Blick. Die Gräfin reichte ihn ihr; sie las mit häufig durch Thränen verdunkeltem Auge, las ihn ein-, zwei-, dreimal. „O mein Gott“, rief sie endlich aus, „wie unermeßlich hat der Unglückliche gelitten, und wie tief gebüßt! Und ich sollte ihm nicht vergeben? Ach, er liebt mich ja noch, er liebt mich heißer als jemals! Alles, alles sei vergessen! Er darf meinen liebenden Arm nicht zurückweisen!“

Eine selige Freude röthete ihre bleichen Wangen und leuchtete sanft aus ihrem Auge; sie war wie neugeschaffen

durch den großmüthigen Entschluß der Liebe, der ihrer schönen Seele nicht einmal einen Kampf gekostet hatte. Das düstere Gespenst der Krankheit schien plötzlich verscheucht zu sein und zu fliehen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, bis die Gräfin ihr gestattete, die Zeilen der Versöhnung und Vergebung sogleich zu schreiben; selbst die Besorgniß ihrer Pflegerinnen, daß die Kraft ihr fehlen werde, war unbegründet, denn die drängende Heftigkeit ihres Wunsches und Willens hatte sie so aufgeregt, daß offenbar Versagen jetzt schlimmer war als Erfüllen. Aufrecht auf dem Lager sitzend schrieb sie an Jaromir:

„O, mein Geliebter! Die Liebe vergibt alles; sie kann nur weinen und bluten — ich zürnte Dir niemals. Schaudernd sank ich nieder, als Dein hassendes Herz mich verstoßen wollte. Du zeigst mir eine Brust voll Reue, und ich weiß nichts mehr von Schuld; ein Herz voll Liebe, und ich weiß nichts mehr von meinem Schmerz. Nein, Geliebter, fordere nicht, daß ich selbst die Blüten meines Lebens zertrete. Umgib Deine Brust nicht mit dem kalten Erz des Stolzes!

„Freund meiner Seele! Der Richter Deines Fehls ist nur die Liebe, und ihr sanfter Spruch lautet: Alles, alles, sei vergessen! Willst Du taub sein gegen ihre süße Stimme — o, so werden Nacht und kalter Schauer mein Herz umgeben, bis es erstarrt und bricht — und ewig verloren ist das selige Glück, auf das es noch jetzt gehofft! Jaromir! Höre die reine Stimme der Liebe!

Deine Lodoiska.“

Als Lodoiska vollendet hatte, reichte sie das Blatt der Gräfin dar. Diese las es mit tiefer Rührung; es war ihrer Sinnesart entgegen, allein sie erkannte die heiligen Rechte eines liebenden Herzens, das nur sich selbst fragt und hört. Marie fühlte wie Lodiska; sie würde sich nicht so demüthig, ja fast möchte man sagen so unterwürfig, aber doch ebenso

liebend und vergebend gezeigt haben. Da der Schritt nun einmal gethan war, zeigte die Gräfin auch ihren vollen thätigen Eifer, alles zur Vollendung zu führen. Sie schrieb sogleich an ihren Bruder, schlug Lodoiska's Brief in den ihrigen ein und fuhr mit beiden zu dem französischen Gesandten, um die Beförderung durch dessen Bureau zu veranlassen, weil auf diese Weise Briefe am richtigsten und schnellsten zur Armee gelangten. Sie wählte sonst diesen Weg nicht; allein, sei es, daß sie zu viel Wichtigkeit darauf legte, gerade diesen Brief möglichst schnell und zuverlässig befördert zu sehen, sei es, daß eine Ahnung sie antrieb, die vielleicht durch einige Andeutungen Rasinski's erweckt war, welcher seinen Brief am Abende des ersten Rückzugstags von Moskau abgesandt hatte, wo sein voraussehender Blick freilich schon manches Unheil wahrsagte, kurz, sie glaubte diese Vorsichtsmaßregeln anwenden zu müssen.

Als Lodoiska wußte, daß ihr Brief auf dem Wege zu dem Geliebten sei und nun mit jeder Stunde ihm näher und näher komme, kehrte Hoffnung und Vertrauen in ihre Brust zurück. Jeder Tag sah sie frischer erblühen, und schon nach Verlauf der ersten Woche konnte sie das Lager verlassen. So schienen denn Glück und Freude wieder in den stillen Kreis der Frauen zurückzukehren, wo so lange nur bange Sorge und tiefer Gram gewohnt hatten.

Zweites Kapitel.

Indeß verging eine Woche nach der andern, ohne daß Nachrichten von den Freunden beim Heere einliefen; der Ro-

vember nahte seinem Ende und noch war die heißersehnte Antwort nicht eingetroffen. Lodoiska beunruhigte sich, ob ihr Brief wol in Jaromir's Hände gelangt sein möge; dann quälte sie sich wieder mit Zweifeln über die Art der Antwort. Dieses unstete Schwanken in ihrer Brust fing schon an sie wieder krankhaft zu reizen. Vergeblich bemühte sich die Gräfin sie zu beruhigen und ihr nach Tagen zu berechnen, daß vor dem Schluß des November eine Antwort gar nicht zu erwarten sei; vergeblich zählte sie ihr alle die Zufälligkeiten auf, welche im Kriege, bei dem zwischen Thauen und Kälte wechselnden Winterwetter, bei der unvollkommenen Einrichtung der Feldposten, auf den Gang des Briefwechsels Einfluß haben mußten. Bange Ahnungen bemächtigten sich der Brust des liebenden Mädchens, und selbst das vermochte sie nicht zu trösten, daß auch Rasinski, Ludwig und Bernhard keine Zeile geschrieben. Freilich war dieser Umstand eine Quelle der Besorgnisse anderer Art für die Gräfin wie für Marien; denn diese fing an, für das Leben der Ihrigen zu zittern, dem tiefern Blick der Gräfin aber drängten sich noch andere Ahnungen auf, die der Wahrheit nur zu nahe kamen.

In den ersten Tagen des December, wo die drei Frauen, welche überhaupt in der tiefsten Eingezogenheit lebten, eines Abends im trauten Verein beieinander saßen, schellte es zur ungewohnten Stunde. Der Kammerdiener meldete einen fremden Offizier, der mit Nachrichten von dem Heere komme. Eine fliegende Röthe der Freude färbte Lodoiska's bleiche Wangen, denn sie dachte: Sollte es vielleicht Jaromir selbst sein? Die Gräfin war gleichfalls gespannt darauf, wer der Fremde sein möchte, und nahm daher den Besuch an, obwol kein Name genannt worden war; wenigstens hofften

alle auf nähere Kunde von ihren Freunden, nach der sie sich ja schon so lange gesehnt hatten.

Die Thür öffnete sich — Arnheim trat ein.

War gleich durch sein Erscheinen die Hoffnung verschwunden, daß er Nachrichten von Rasinski bringe, so hatte man sich doch so nahe mit dem gebildeten Manne befreundet, daß er allen herzlich willkommen war.

Die Gräfin wandte nach den ersten Begrüßungen das Gespräch auf die Kriegsangelegenheiten. Sie fragte, was Arnheim darüber denke; denn seit einiger Zeit waren allerlei Gerüchte in Unlauf gekommen, die Betrachtungen und Besorgnisse mancher Art erregten.

„Wir wissen nichts, als daß der Kaiser mit der großen Armee sich zurückzieht", entgegnete Arnheim. „Doch glauben wir, daß es zu einer bedeutenden Schlacht in der Gegend von Minsk oder Wilna kommen muß, denn die russischen Corps der Nord- und Südarmee ziehen sich näher und näher zusammen. Dies ist die Ursache, weshalb der Fürst Schwarzenberg sich jetzt zur Deckung hierher gewandt hat. Diesen Nachmittag ging ein Gerücht, Minsk selbst sei durch Tschitschagow genommen; allein der französische Gesandte widerspricht demselben."

„So möchte ich um so eher geneigt sein es zu glauben", sprach die Gräfin unruhig; „denn seit einiger Zeit hat sich gerade das bestätigt, was in den Bureaux der Gesandtschaft den entschiedensten Widerspruch fand."

„Der Stellung der Armee nach müssen die Russen Minsk besetzt haben", erwiderte Arnheim; „ja es kann schon seit vierzehn Tagen der Fall sein."

„Das würde mich nicht wundern", sprach die Gräfin; „denn die unglücklichen Nachrichten werden uns solange als möglich verborgen gehalten. Doch was glauben Sie von

den Planen und Absichten des Kaisers? Wo wird er dem Rückzuge Einhalt thun? Denkt er in Litauen die Winterquartiere zu nehmen, oder hierher zu kommen?"

„Ich vermuthe", war Arnheim's Antwort, „er wird Witebsk, Wilna, Minsk, wenn es nicht verloren ist oder wiedererobert wird, zu seinen Cantonnements wählen und von dort aus den Krieg im nächsten Frühjahre mit frischen Kräften beginnen; falls er sich nicht zu erschöpft fühlt und daher dem Frieden geneigter zeigt."

„So hätten", bemerkte die Gräfin, „die Ergebnisse dieses Feldzugs doch nicht den Opfern entsprochen?"

„Aufrichtig gestanden, nein!" erwiderte Arnheim frei. „Wenn es dem Kaiser gelungen wäre, in Moskau Frieden zu schließen — dann allerdings. So aber würde er wenigstens ebenso weit gelangt sein, wenn er nach der Einnahme von Smolensk den Feldzug beschlossen und Polen organisirt hätte."

Die Gräfin wiegte das Haupt sinnend: „Es war wenigstens unsere Hoffnung so", seufzte sie mehr als sie sprach.

„Doch erzählen Sie uns etwas von Ihrem eigenen Ergehen, liebster Freund!" fuhr sie, das Gespräch abbrechend, fort. „Was führt Sie zu uns? Sie sind schneller zurückgekehrt als wir glaubten."

„Es sind Geschäfte mancher Art und nicht die erfreulichsten", antwortete Arnheim, „die mich nach Warschau führen; Eintreibung von Lieferungen, kleine Unterhandlungen wegen tausend verschiedener Dinge, zum Theil auch eigene Angelegenheiten." Er warf hierbei einen Blick auf Marien hinüber, die, ein wenig verwirrt, das Auge fest auf die Arbeit richtete, mit der sie eben beschäftigt war.

„So sind Sie uns nicht ein so flüchtiger Gast als neulich?" nahm die Gräfin mit Zuvorkommenheit das Wort

auf. „Ich hoffe, Sie werden dann mein Haus als die Zuflucht betrachten, wo Sie sich von Geschäften erholen können, wenn die Stille einer weiblichen Zurückgezogenheit Ihnen nicht zu unbefriedigend ist nach dem vielbewegten Treiben, das der Krieg mit sich bringt."

„Was könnte mir Willkommeneres gestattet werden!" rief Arnheim freudig. „Der Krieg verdirbt uns nicht für das Glück vertraulicher Zurückgezogenheit, er erzieht uns vielmehr dazu, weil sich jeder Genuß durch Entbehrung erhöht. Ich wenigstens habe mich oft aus dem Gewühl des Kriegs in die beglückende Ruhe Ihres einsamen Gartens zurückgesehnt; jenes Spaziergangs gedenke ich noch heute mit tiefbewegter Erinnerung."

Marie stand auf und verließ unter einem Vorwande das Zimmer. Ihre Bewegung mochte Arnheim daran erinnern, daß er sich zu lebhaft ausgedrückt habe, denn er lenkte ein und sprach im allgemeinen von dem Genuß, den er in der Schönheit der Natur finde, und wie er dabei genügsam und unersättlich zugleich sei. Genügsam, weil ein Baum, ein Wiesenplan, ein Sonnenblick ihm den reichsten Genuß verschaffe, der mit der Schönheit der Landschaft wenig wachse; unersättlich, weil er in diesen einfachen Freuden an der Natur ohne Maß schwelgen könne. Doch gelang es ihm nicht, unbefangen zu bleiben, zumal als Marie, mit den deutlichsten Spuren tiefer innerer Bewegung in den stets die reinste Wahrheit ihrer Seele enthüllenden Zügen, zurückgekehrt war. Die Sorge, wie er sich dies zu deuten habe, beunruhigte ihn zu sehr, als daß er sich nicht einem so geübten Auge, wie das der Gräfin war, hätte verrathen müssen.

Arnheim hatte, seit er Warschau verließ, nur den Gedanken mit sich getragen, um Marien, für die er eine tiefe Neigung gefaßt, zu werben. Daher war sein ganzes Be-

streben seit jener Zeit darauf gerichtet gewesen, sich ein äußerliches Verhältniß zu bilden, das ihm das Glück des Ehestandes gestatten könne. Seine Stellung als Soldat war nicht von der Art, auch nicht seiner Neigung entsprechend, solange die politischen Verhältnisse alles dem Willen Frankreichs unterordneten. Der Abschied war ihm, sobald der Feldzug beendigt war, versprochen, und er wollte sich dann dem Staatsdienst als Diplomat widmen, wozu Vorkenntnisse und Gewandtheit des Benehmens ihn geeignet machten. Diese Hoffnungen waren der Erfüllung nahe, und der Hauptzweck seines Aufenthalts in Warschau daher in der That kein anderer als der, um Mariens Hand zu werben. Ein richtiges Gefühl sagte ihm, daß sie mehr als Wohlwollen für ihn hege, doch eine fast ebenso bestimmte Ahnung ließ ihn fürchten, daß es nur eine warme freundschaftliche Neigung, ja mehr Theilnahme für den Landsmann sei als wirkliche Liebe. Um sie daher nicht ferner zu beunruhigen, hütete er sich wohl, diese zarte Saite wieder zu berühren, und blieb bei den allgemeinsten Gesprächen. Doch brach er seinen Besuch früher ab, als er sonst wol gethan hätte.

Die Gräfin würde sich einer Verbindung Mariens mit Arnheim mehr als erfreut haben; sie glaubte, und gewiß nicht mit Unrecht, das Glück des von ihr so geliebten Mädchens werde dadurch begründet werden; denn Arnheim war eines edeln Herzens werth, und Marie bedurfte eines Anhalts bei ihrer einsamen Stellung. Und was überdies für einen heitern Schmuck des Lebens gilt, versprach dieses Bündniß gleichfalls in nicht gewöhnlichem Maße. Deshalb beschloß sie, alles zu thun, wozu ihre mütterliche Stellung zu Marien sie berechtigte, um es zu Stande zu bringen. Unvermuthet suchte sie daher noch am späten Abend Marien

in ihrem Zimmer auf, als diese eben damit beschäftigt war, an ihrem Tagebuche zu schreiben.

„Ich möchte wol wissen, was meine junge Freundin heute in dieses Buch einträgt", begann sie, jedoch, weil sie Mariens Weise kannte, die in ernsten Dingen niemals eine scherzende Wendung liebte, im Tone einer mütterlichen Theilnahme.

„Wenn Sie es ernstlich wünschen", entgegenete Marie, die die Absicht des Besuchs ahnen mochte, „so will ich es Ihnen nicht verbergen."

„Nein, Marie", sprach die Gräfin; „es gibt Geheimnisse, welche sogar die Tochter gegen die Mutter haben darf. Vieles in uns muß rein in uns bleiben; mir däucht, man verkennt die innersten, selbständigen Rechte des Menschen, wenn man in Freundschaft, Liebe oder sonst irgendeinem Verhältniß das unbedingte Vertrauen fordert. Und die es fordern, gewähren es oft am wenigsten."

„In dieser Sache darf ich es Ihnen schenken, ja, ich würde Sie vielleicht morgen selbst darum gebeten haben", erwiderte Marie; „denn Ihr mütterlicher Rath wird mir jetzt unentbehrlich."

„Und ich komme, ihn dir anzutragen", fiel die Gräfin rasch ein, da sie eine glückliche Stimmung für ihre Absichten zu erkennen glaubte. „Nun öffne mir dein Herz, Liebe, und glaube, du seist meine zweite Tochter."

Marie blickte sie mit ihren treuen blauen Augen dankbar an und sprach bewegt: „So fühlte ich mich ja von dem ersten Augenblick an, als Sie in die Leere traten, die der Tod der liebevollsten Mutter meinem Herzen ließ. O, ich habe es stets mit innigstem Danke gegen die Vorsehung erkannt, wie mild Sie für mich sorgten, als ich schutz- und rathlos, als ich ganz verlassen war! Ich flüchtete mich wie

eine gescheuchte Taube unter Ihre schirmenden Flügel. Und wie treu wurde ich gehegt! Darum muß ich auch jetzt mein Herz öffnen, wiewol es mir einige Ueberwindung kostet, weil Sie mir vielleicht eine selbsttäuschende Eitelkeit schuld geben. Doch ich muß diesen Schein eines Unrechts ertragen, um nicht ein wirkliches zu begehen."

Die Gräfin hörte mit gespannter Erwartung zu; Marie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie unter einem lieblichen Erröthen mit niedergeschlagenen Blicken fort: „Ich glaube — ich fürchte, möchte ich sagen — der Rittmeister Arnheim nährt Absichten —"

Hier brach sie in Thränen aus. Die Gräfin, ganz erschrocken, zog sie näher zu sich und suchte sie zu beruhigen. Sie konnte dieses Weinen freilich nicht in seiner ganzen Bedeutung verstehen, weil Marie über Rasinski's Werbung um sie niemals die Lippen geöffnet hatte. Doch in dieser mußten die aufgeregten Erinnerungen Gefühle erzeugen, denen ihre weiche Seele sich wehmüthig hingab.

„Du würdest seine Neigung nicht erwidern können?" fragte die Gräfin mit sanfter Stimme.

„Das ist es ja eben, was mich betrübt und was ich mir vorwerfe", erwiderte Marie. „Er ist gut, ja ich muß ihn edel nennen; und ich bin nicht ohne Schuld, denn ich habe ihm vielleicht zu unvorsichtig meine Gesinnung enthüllt — ach, es trat auch manches dazu, was meine Freundschaft für ihn stärker anregte — und nun soll ich ihm sagen: ich verschmähe dich! Das thut mir im Innersten weh und beängstigt mich. Darum bedarf ich eines mütterlichen Raths, wie ich das unvermeidliche Uebel mildere."

„Gute Marie", antwortete die Gräfin freundlich, „du weißt, ich gehöre nicht zu denen, die die heiligste Empfindung des Herzens, die Liebe, zu den schwärmerischen Thor-

heiten zählen; doch glaube ich, daß Bündnisse, auf dem festen Ankergrund der Achtung und Freundschaft gebaut, meist dauernd glücklicher sind als die, welche sich auf den schwankenden Wellen der Leidenschaft knüpfen. Sollten wir Frauen, denen die Freiheit der Wahl nicht zusteht, wol das Recht haben, da zurückzuweisen, wo die schärfste Prüfung keine andere gültige Einwendung aufzufinden vermag als die, daß in uns keine unaufgeforderte Neigung erwacht war? Es ist schön, wenn sich die Herzen entgegenkommen; aber wie selten ist es! Glauben wir uns berechtigt, auch da ein Nein zu sprechen, wo wir Achtung und Freundschaft im höchsten Maße empfinden dürfen, so vernichten wir fast die Möglichkeit, unsere weibliche Bestimmung zu erfüllen. Liebe erweckt ja Liebe; wie könnten sich sonst so viele Bündnisse der Herzen gestalten! Man liebt, weil man geliebt wird —"

„Wenn dem aber doch nicht so ist!" rief Marie schmerzlich ausbrechend und verhüllte das Gesicht in ihr Tuch. „Wenn nun dieses schöne Echo der Neigung nicht im Herzen widerklingt", sprach sie nach einigen Augenblicken ruhiger, „dann ist es doch wol nicht Pflicht, ein Band zu knüpfen, nur weil es in äußern Beziehungen verständig erscheint. Das Recht der Wahl ist uns versagt; sollten wir deshalb auch das verlieren, ein Nein zu sprechen, wo unser Herz das Ja nicht über sich zu gewinnen vermag?"

Die Gräfin schwieg. Ihr Gesetz war eines des Gebrauchs, der Wirklichkeit, wie es das Leben in seiner Erscheinung erzeugt; Mariens ein höheres aus dem freien Reich des Gedankens, das freilich selten in Kraft tritt, aber darum doch seine heilige Gültigkeit nicht verliert.

„Und wozu bedürftest du nun meines Rathes, Liebe, wenn du so entschlossen bist?" fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Nicht Ihres Raths allein, Ihrer That bedarf ich“, erwiderte Marie. „Bisjetzt ist kein entschiedenes Wort gesprochen worden; Sie könnten es uns beiden ersparen, daß schroff und hart hingestellt würde, was man besser schonend umgeht.“

„Wie gern will ich das, so weh es mir thut“, antwortete die Gräfin. „Doch, Liebe, bist du ganz unwiderruflich entschlossen? Wenn nun — ich muß dich an diese bittere Möglichkeit erinnern — wenn nun Ludwig nicht heimkehrte aus diesem blutigen Kampfe! —“

„O, er wird, er wird!“ rief Marie. „Und sollte ich meine Hand einem Manne reichen, wenn ich sie ihm nur als hülflos Flehende entgegenstrecken könnte? Das darf nicht entscheiden; die Noth soll mich nicht in seine Arme treiben, wenn es die Liebe nicht vermochte!“

„Du urtheilst falsch, Marie“, erwiderte die Gräfin ruhig, aber mit überzeugendem Tone. „Es ist das höchste Glück der Liebe, Freude und Segen jeder Art ausströmen zu können. Der Edle rettet sein Glück am liebsten aus stürmenden Wellen, aus einem Schiffbruch des Lebens; ja, er möchte der Geliebten alles rauben, um sie mit allem neu ausstatten und schmücken zu können.“

„Die Liebende“, antwortete Marie, „darf ein solches Opfer annehmen, wenngleich sie es lieber selbst brächte; doch wer nicht sein ganzes Herz zur Erwiderung geben kann, der darf es nicht — ich nicht.“

Sie sprach diese Worte sehr sanft, aber mit Entschiedenheit; dann wandte sie sich wieder bittend zu der mütterlichen Freundin, damit sie gütig vermittelnd eintrete. „Sagen Sie ihm“, schloß sie, „daß ich ihm meine ganze Freundschaft weihe. Auch auf meine Dankbarkeit hat er ein Recht! Doppelt freundlich und schwesterlich will ich gegen ihn sein,

weil ich ihm wehe thun muß — aber ich kann nicht anders, wahrlich ich kann nicht!"

Stumm weinend ruhte sie an dem Busen der Mutter, und diese suchte sie durch stumme Liebkosungen zu trösten; denn beiden versagten die Worte. Endlich trennten sie sich, um dem milden Arme der Nacht und des Schlummers die Beruhigung ihrer wallenden Herzen anzuvertrauen.

Drittes Kapitel.

Arnheim hatte geahnt, wie Marie fühle; deshalb kam er am nächsten Morgen zur Gräfin, um dieser Frau, deren mit Weiblichkeit gepaarte Würde jedem Vertrauen einflößte, seine Brust zu öffnen. Ernst, aber mit Fassung vernahm er die Entscheidung.

„Ich hoffte kaum anders", sprach er, „denn ich bin nicht an Glück und Freude gewöhnt; nur die Außenseiten des Lebens zeigen sich mir lockend, im Innern haben mich seine Stacheln schon oft im Tiefsten verwundet. Ich zürne ihr nicht; ich ehre ihren Beschluß. Doch vor ihr zu erscheinen, ist mir jetzt unmöglich. Einiger Tage bedarf ich, um die unruhigen Wellen meiner Brust zu besänftigen. Leben Sie wohl, Gräfin! Bevor ich ganz scheide, sehen Sie mich noch einmal."

Er ging.

Die trübe, bange Stille, welche seine Erscheinung auf einige Augenblicke unterbrochen hatte, kehrte neu zurück und

lastete noch mit ängstlicherm Drucke als zuvor auf den Bewohnern des Hauses. Das Herz verlor die Kraft zu frohen Hoffnungen; die unheilvolle Nähe irgendeines Schrecknisses drang ahnungsvoll in die Seele. Man bebte vor der Zukunft, von der man dennoch die Erlösung aus dieser peinigenden Spannung erwartete.

Eines Morgens, es war der 10. December, stand die Gräfin in ihrem Zimmer am Fenster und blickte, in trübes Sinnen verloren, auf die Gasse hinaus. Sie bemerkte ein unruhiges Wogen und Treiben; die Vorübergehenden eilten hastig die Straßen abwärts. Begegnende riefen einander an, schienen sich eine Nachricht von Wichtigkeit mitzutheilen und setzten dann ihren zuvor entgegengesetzten Weg gemeinsam nach eben der Richtung fort, wohin man ein eiliges Bewegen der Vorübergehenden wahrnahm. Es war das erste Beginnen eines durch eine bedeutungsvolle Begebenheit veranlaßten Zusammenströmens. In den letzten Tagen waren so manche dunkle Gerüchte in Umlauf gekommen, und unheilvolle Nachrichten, wie die Wegnahme von Minsk durch die Russen, hatten sich bestätigt. Die Gräfin ahnte daher Schlimmes; auch war sie sorgenvoller geworden durch das gänzliche Ausbleiben der Briefe ihres Bruders. Vor Lodoiska suchte sie zwar ruhig zu erscheinen, weil diese sich schon in einer Spannung befand, bei der man fürchten mußte, daß sie in die tödliche Aufregung ihrer Krankheit zurückfallen werde; doch im Innersten stiegen selbst ihrer heldenmüthigen Seele düstere Ahnungen auf, die sie kaum den Muth hatte, sich als Möglichkeit fest vor Augen zu stellen. Daher erfüllte dieses Treiben und Bewegen auf der Gasse sie mit unruhigen Besorgnissen, und sie wollte eben dem Kammerdiener schellen, um nach der Veranlassung fragen zu lassen, als dieser eintrat und Arnheim meldete.

„Sehr willkommen!“ sprach sie erleichtert. Arnheim trat ein.

„In Ihren Mienen lese ich's“, rief sie ihm entgegen, „daß sich etwas Ungemeines begeben hat; seien Sie schnell damit, denn das drohende Schwert schreckt mehr als das gefallene. Was ist geschehen? Reden Sie, wir sind allein!“

„Das Ungeheuerste, was je die Weltgeschichte erlebt hat“, erwiderte Arnheim mit einem Antlitz, auf dem nur staunende Erschütterung, aber weder Freude noch Trauer zu lesen war. „Vor wenigen Minuten ist der französische Kaiser hier eingetroffen; allein, flüchtend, verhüllt! Sein Heer ist vernichtet — den Trümmern desselben ist jeder Weg der Rettung versperrt —“

„Genug, genug!“ rief die Gräfin und hielt sich wankend und erblassend an einem Sessel. Arnheim wollte ihr zu Hülfe eilen, doch sie machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Noch stand sie athemlos, unvermögend zu sprechen, als die Thür sich rasch öffnete; Lodoiska, bleich wie ein Marmorbild, das Entsetzen in dem erloschenen Blick, stürzte herein. Mit ausgebreiteten Armen, als fliehe sie vor einem grauenhaften Gespenst, eilte sie auf die Mutter zu, umschlang sie krampfhaft, und vor ihr in die Knie sinkend, verbarg sie das Angesicht in ihrem Schose.

Wie Niobe im Schmerz erstarrend, stand die Gräfin stumm über die Unglückselige gebeugt und legte ihr die bebenden Hände auf das Haupt.

Arnheim blickte finster zur Erde; zwar sah er aus dieser furchtbaren Nacht schon den Stern des Heils für sein Vaterland schimmern, doch er ging zu blutig auf, um Freude in ein menschlich fühlendes Herz zu strahlen. Das Entsetzen der vernichtenden Nemesis erfüllte die Brust noch zu mäch-

tig, um der Hoffnung Raum zu lassen, die aus dieser Saat des Todes erblühen sollte.

Jetzt trat auch Marie ein; blaß, zitternd, aber mit mehr Liebe als Schrecken in den sanften Zügen. Als sie Arnheim erblickte, überflog sie eine schnelle Röthe, und ihr Fuß stockte einen Augenblick; doch sie faßte sich, ging ihm entgegen, bot ihm freundlich die Hand und sprach mit halb versagender Stimme: „O helfen Sie mir diese Unglücklichen trösten!" Dann wandte sie sich zu der Gräfin und Lodoiska und löste ihre Erstarrung durch die warmen Bitten und Thränen der Liebe in einen mildern Schmerz auf.

„Es ist vorbei", sprach endlich die Gräfin mit fester Stimme; „ich finde mich wieder. Dieses Geschick muß würdig und standhaft erduldet werden. Indem wir die Macht zum Widerstande in uns zu erringen suchen, gewinnen wir sie wirklich. Komm, meine Lodoiska, erhebe dich; zeige, daß du die Tochter eines heldensinnigen Polen bist."

„Das will ich", sprach Lodoiska, in deren Augen ein neues Feuer aufloderte; „zeigen will ich es durch die That. Nur du, meine Mutter, versprich mir, daß du mich nicht verlassen willst!"

Die edeln Züge ihres Angesichts rötheten sich mit der Glut, die ein großer Entschluß über die Wangen haucht. Selbst die Gräfin wußte sich diese Erscheinung nicht zu erklären. Nur Marie ahnte die Bedeutung des Versprechens, welches Lodoiska forderte, denn ihre Schwesterbrust war der der liebenden Lodoiska verwandt.

„Soll ich dir erst jetzt versprechen, was ich dir durch jede That meines Lebens gelobt, wofür ich dir jeden Tag eine neue Bürgschaft geleistet habe?" erwiderte die Gräfin auf die Bitte Lodoiska's, und in dem Ton ihrer Rede lagen Frage und Vorwurf zugleich.

„Nein, du sollst es nicht!“ sprach Lodoiska sanft; „denn ich weiß, du thust, was du mir nicht versagen kannst, ohne mein Leben zu rauben! Ich muß zu ihm — ehe der Krieg ihn hinwegrafft — mein Herz sagt mir, daß er noch lebt, daß ich ihn finden werde — wir müssen uns versöhnen — nein, nicht versöhnen, denn ich zürne nicht und zürnte nimmer; aber er muß den reinen Himmel der Liebe noch einmal wieder lächeln sehen, und wäre es in der letzten Stunde seines Lebens. Mutter, Mutter! wenn du mir das versagst, so bricht meine Brust, und hier wie dort ist nicht mehr Ruhe für mich zu hoffen.“

„Unbegreifliches Kind“, rief die Gräfin, von Rührung und Staunen überwältigt, und drückte das liebende Wesen mit einer Zärtlichkeit an ihr Herz, die die Gewährung der schwärmerischen Bitte stumm verhieß.

Mariens Brust wurde von Wehmuth und Beklemmung überdrängt. Die Erschütterung des mächtigen Ereignisses, die Rührung über Lodoiska's Schmerz und Liebe, das schwesterliche Gefühl banger Sorge um den Bruder, und endlich in innerster Tiefe das Bild des edeln Mannes, dem sie entsagt hatte, ohne ihrer Liebe zu entsagen, über dem das Verhängniß, wenn es ihn nicht schon hinweggerafft hatte, ebenso düster schwebte, — alles wogte zugleich in ihrer Seele auf und umwob ihr die Stirn mit verdunkelndem Schleier. Da traf ihr Auge den finster zu Boden blickenden Arnheim, und ein neuer Pfeil der Schmerzen drang ihr in die Brust. Was mußte er leiden, dem die Liebe versagt wurde, wo er sah, mit welcher Macht ihre heilige Flamme das zarteste Herz durchdrang! Von diesem Glück war er ausgeschlossen — — ach und Marie, mußte sie es nicht selbst aus ihrer Brust verbannen? Die Gleichheit ihres Geschicks mit dem des edeln Freundes führte ihm ihre reine

Seele schwesterlich nahe. Sie trat mit heiliger Offenheit zu ihm heran und sprach sanft: „Edler Freund, vielleicht hat diese Minute mir meinen Bruder geraubt; wollen Sie seine Stelle einnehmen — er lebe oder sei dahin — das Herz hat Raum für doppelte Schwesterliebe."

Er nahm ihre Hand und preßte sie heftig an die Lippen. „O Marie! — sei es ein Vermächtniß oder ein Geschenk — es ist das Schönste, was ich von nun an besitze." — Doch der Schmerz überwältigte ihn, er eilte hinweg.

Als die drei Frauen allein waren und sie ihre Herzen, die schon so nahe aneinander schlugen, durch die mächtigen Bande eines gleichen Trauergeschicks noch fester vereint fühlten, sprach die Gräfin:

„Dieser fürchterliche Schlag, der in Europas einer Hälfte Jammer, in der andern Freude verbreiten wird, weckt in deinem Herzen, Marie, vielleicht eine vaterländische Hoffnung, während das unsere in düsterer Verzweiflung verblutet. Aber laß uns jetzt nicht dessen gedenken, was unsere Seelen trennen könnte; eine gemeinschaftliche Sorge, die um unsere theuersten Freunde, verschwistert uns innig, unauflöslich. Lodoiska's liebendes Herz hat das Rechte und Wahre im raschen Blitz des Augenblicks erkannt. Es treibt sie dem Geliebten entgegen, ob sie dem grausamen Schicksal noch einen lächelnden Augenblick entreißen kann. Dürfen wir sie allein ziehen lassen?"

„Nein, nein!" rief Marie zu Lodoiska gewandt, „meine Ahnung macht mich längst zu deiner Gefährtin. Eine Schwester liebt auch!"

„Ja, eine Schwester liebt auch", wiederholte die Gräfin, und der Glanz einer Thräne füllte ihr großes Auge. „So ist es denn beschlossen, wir brechen auf! Unsere Freunde sind uns nahe; in wenigen Tagen können wir sie erreichen. Viel-

leicht hat das Schicksal sie aufgespart, damit wir sie noch einmal an unser Herz drücken; vielleicht ist es uns verhängt, ihr brechendes Auge sanft zu schließen; vielleicht kann unsere weiblich pflegende Hand sie dem Tode entreißen. Man mag uns tadeln; unser Herz spricht uns frei. Nur die unedle Menge, die nie in eigener Brust groß und tief empfunden, verkennt jeden freien Entschluß, der sich über Sitte, Gewohnheit und Berechnung stolzt erhebt. Ich bin euere Mutter; mir ist das Heiligthum euerer jungfräulichen Sitte anvertraut. Aber ich erhebe das Auge vertrauend zu den Verklärten, deren Schos euch gebar, denn ich weiß, sie heißen gut, was ich vollbringe."

Viertes Kapitel.

Nachdem es Rasinski glücklich gelungen war, mit seinen Freunden und den wenigen Kameraden, die ihm geblieben waren, das rechte Ufer des Stroms zu gewinnen, der so viele Tausende verschlang, setzte er seinen Weg noch bis Zembin fort. Hier traf er den Marschall Ney, dem wiederum die schwerste Aufgabe, den Rückzug zu decken, geworden war. Die größten Drangsale und Beschwerden schienen jedoch nun überwunden zu sein, denn man befand sich in einem nicht so verwüsteten Lande mehr, und die Einwohner hegten befreundetere Gesinnungen. Die Sehnsucht nach Erlösung sah den mindesten Hoffnungsschimmer für Erfüllung an; doch der unerbittliche Zorn des Geschicks war

noch nicht gesättigt. Er schlummerte nur, um mit neuem Heißhunger auf seine Opfer einzustürzen.

In Zembin gelang es Ludwig, einen kleinen Schlitten, der kaum für zwei Menschen Raum hatte, für Bianca zu erhalten, die bis dahin zu Fuß gegangen war. Rasinski ließ das Pferd eines Verwundeten, dem das Reiten nicht mehr möglich war, einspannen und schaffte diesen selbst dadurch fort, daß er das Geschäft des Führers übernehmen mußte. Bernhard und Ludwig drangen vergeblich in Bianca, daß sie jetzt, da es möglich sei, einen Vorsprung zu gewinnen suchen solle, um Wilna zu erreichen, auf welches alle, wie der verschlagene Schiffer auf einen Rettungshafen, hofften. Sie war unerschütterlich in ihrem Vorsatz, Bruder und Geliebten nicht einen Augenblick mehr zu verlassen. „Nennt es nicht aufopfernde Liebe, was mich euern Bitten Widerstand leisten läßt", sprach sie; „es ist eigennützige: in euerer Nähe habe ich die furchtbarsten Gefahren, innerlich getröstet, überdauert; fern von euch würde der kleinste Unfall mich rathlos und verzagt finden. Nein, laßt mich bei euch; was uns gemeinsam trifft, ist süßes Leid, wenn es auch das schwerste wäre. Doch nur das starre Grauen der Verzweiflung würde die Einsame umgeben."

Es gibt Liebesopfer, die wir mit Schmerz und Bangen annehmen und sie dennoch nicht zurückweisen können. Die Grenze, wo gegenseitige Pflichten sich scheiden, ist dem schärfsten Blick nicht mehr erkennbar. Das Herz ergibt sich endlich willenlos der Zukunft und wagt keine selbständige Entscheidung mehr zu treffen. So auch hier; Bernhard und Ludwig unterwarfen sich den rührenden Bitten Bianca's, denn wer hätte es auch ermessen, ob die äußern Gefahren und Drangsale, welche sie abzuwehren dachten, den innern Qualen, die Ferne und Angst der von Freund und Bruder

Getrennten auflegen mußten, das Gleichgewicht halten würden?

An eine Ordnung des Armeecorps, an eine feste Abtheilung des Heeres war nicht mehr zu denken. Jeder hielt sich zu den Truppentheilen, bei welchen er die meiste Sicherheit zu finden hoffte, oder wohin der Zufall ihn führte. Rasinski schloß sich wieder an Ney an; theils aus Neigung für den Feldherrn, mit dem er so vieles getragen und überwunden hatte, theils, weil seine kriegerische Ehrliebe ihm die Gefahren des Kampfes immer als die ruhmwürdigern zeigte. Endlich blieb ihm auch keine andere Wahl, da die Erschöpfung seiner Leute, mit denen er bis zum letzten Augenblicke zusammenzuhalten beschlossen hatte, es nicht gestattete, diejenigen Truppentheile zu erreichen, die schon einen Vorsprung gewonnen hatten.

Der Feind drängte auf den nächsten Tagemärschen zwar nach, aber er verfolgte noch nicht heftig; nur einige Kosackenschwärme, die man oft mit einem einzigen Kanonenschuß auf Stunden verjagte, belästigten den Rückzug.

Da kam der Tag, für den der erbitterte Feind des Heeres, der Winter, seinen ganzen Zorn aufgespart zu haben schien. Es war in der Nacht zum 4. December, als der Südwest plötzlich in einen schneidenden Nordost umsetzte und auf seinen Flügeln alle Schrecken des Eispols heranführte, um die letzten Trümmer jenes stolzen Heldenheeres zu vernichten, das sich endlich durch den Strom tausendfacher Drangsale bis zum rettenden Ufer herangekämpft zu haben glaubte. Tückisch lauernd hatte der Winter sich bisher halb verhüllt und nur die ahnenden Schrecken seiner Gegenwart in die grauende Brust gesenkt; jetzt war er durch die finstere Nacht dicht herangeschlichen und überfiel die Wehrlosen im Schlaf. Von seiner starren Hand mit schnei-

dendem Schmerz berührt, schlagen sie das Auge auf, und das erbarmungslose Ungeheuer stand in seiner ganzen Entsetzlichkeit vor ihnen.

Rasinski hatte mit allen den Seinigen und vielen andern Kameraden in einer großen Scheuer gelegen, wo nur gegenseitige Nähe sie erwärmte, weil der Raum kein Feuer zuließ. Gegen Morgen erwachte er von einem stechenden Schmerz in Händen und Füßen; er wollte aufspringen, fand sich aber wie gelähmt. Mit Mühe beugte seine Willenskraft endlich die starren Sehnen, und er richtete sich empor; da sagte ihm ein Athemzug, daß jetzt der moskowitische Winter vor den Pforten gelagert sei, und sein erstarrender Hauch tödlich über alles Lebende dahinwehe.

„He!“ rief er sogleich und rüttelte Jaromir, der ihm zunächstlag: „He! Auf! Boleslaw, Jaromir, Bernhard!“

Taumelnd fuhren diese aus den festen Banden des Schlafes empor; doch ihre Glieder waren an dem kalten Boden so erstarrt, daß sie sie nicht regen konnten.

„Thut euch Gewalt an“, rief Rasinski, „sonst seid ihr verloren. Heute bricht die Morgensonne des wahren Winters an. Bisher hat er nur von fern gedroht, heut, ich fühle es, stürmt er mit seinen alles lähmenden Waffen durch unsere Reihen.“

Bei diesen Worten schüttelte und rüttelte er die Freunde und war ihnen behülflich, sich emporzurichten. Nach und nach entstand in dem ganz düstern Raum der Scheuer, in den nur der Widerschein einiger draußen angezündeten, halb verglimmenden Feuer hineinfiel, ein dumpfes Murmeln und Bewegen. Dazwischen ertönte ein jammerndes Wehklagen des Schmerzes, welches Kranke und Leichtverwundete oder solche ausstießen, die schon den schleichenden Tod in den

Gliedern fühlten, welche die Kälte wie mit einem feinen, furchtbar zerstörenden Gift durchdrang.

„Teufel, ist das ein Wetter!“ murmelte Bernhard, indem er sich dichter in seinen Pelz einknüpfte; „es packt an wie die Tatzen eines Eisbären! Bianca, liebstes Herz, wie ist dir?“

Die Standhafte unterdrückte Schmerz und Besorgniß. „Mir ist wohl, Lieber“, erwiderte sie; „ich bin an dieses Klima gewöhnter als du. Auch sind wir ja noch so gut mit Kleidern versehen.“

„Durch deine Sorge und Güte“, fiel Ludwig ein. „Doch wehe den Unglücklichen, die keinen so dichten Schild gegen die scharfen Pfeile dieser Kälte haben!“

Das zunehmende Getön des Jammers umher entriß diese Worte fast unwillkürlich den Lippen Ludwig's.

„Haltet euch dicht beisammen, Freunde“, ermahnte Rasinski; „in diesem Gedränge verliert man einander gar zu leicht.“

Diejenigen, welche erwacht waren, hatten sich aufgerafft und eilten den Feuern zu, die draußen brannten, weil sie sich dort zu erwärmen hofften. Zugleich trieb sie der Hunger an, indem sie die während der Nacht von den wachenden Kameraden bereiteten Speisen zu genießen dachten. Doch bei weitem nicht alle hatten die Kräfte, dies nahe Ziel zu erreichen. Die meisten taumelten, von Schlaf und Kälte betäubt, übereinander hin; viele blieben regungslos am Boden liegen. Müdigkeit und Frost hatte sie so gelähmt, daß sie sich nicht aufzurichten vermochten; die Macht des Willens war auch bei den Stärksten gebrochen, und sie zogen es vor, in dumpfer Erstarrung den Tod zu erwarten, als sich zu neuen Martern emporzuraffen.

Bernhard und Ludwig nahmen Bianca, die das dicht

in Pelze gehüllte Kind Alisettens trug, in ihre Mitte. Rasinski ging mit Boleslaw und Jaromir vor ihnen her; die noch übrigen Leute des Regiments folgten nahe hinter ihnen. So erreichten sie, über manchen am Boden Liegenden und schwer Aufstöhnenden dahinschreitend, das Freie. Der Schnee kreischte pfeifend unter ihren Füßen; die Luft schien mit einem eisigen Staub erfüllt, der beim Athmen fast stechend auf die Brust fiel; Augen, Lippen, Wangen fingen an zu schmerzen, sowie der Hauch des nicht heftigen, aber schneidend scharfen Windes sie traf.

Einige Trommeln erschallten mit dumpfem Klang, um zum Aufbruch zu mahnen; doch dieses Zeichen, wobei sonst der Krieger aufmerksam wie eine Gemse das Haupt erhebt und mit den Waffen in der Hand gerüstet aufspringt, verhallte jetzt wie in einem Todtengewölbe.

Mit größester Mühe setzte sich endlich die Masse in Bewegung, indem sich, als ob jedes innere Band losließe, einzelne Theile von dem Ganzen löſten und so nach und nach die Straße nach Westen einschlugen.

Auf einem Hügel, der vom Dämmerschein des Schnees, der hellen Sterne und der Feuer seltsam beleuchtet wurde, stand ein großer stattlicher Mann in den Pelzmantel gehüllt und überschlug mehrfach die Arme, um sich zu erwärmen. Mit lauter Stimme rief er: „Hierher zu mir! Das erste Armeecorps, hierher!" Es war der Marschall Davoust. Nach und nach sammelte sich ein kleines Häuflein, der Ueberrest seines ganzen Heeres, um diesen ausdauernden Krieger, den kein Elend, kein Verderben die Rettung aufgeben ließ, die das Gesetz der Ordnung und des Gehorsams in sich trägt. An der Spitze der Seinigen schritt er zu Fuß, mit den Soldaten jede Beschwerde, wie mit seinen nächsten Offizieren jedes Gute theilend, was sein Rang ihm selbst

unter diesen alles furchtbar gleichmachenden Geschicken vorausließ.

Glücklicherweise hatten die Pferde Rasinski's noch ein leidliches Obdach gefunden. Dennoch waren zwei vor Entkräftung und Kälte gefallen. Man saß auf. Bianca bestieg ihren kleinen Schlitten, Ludwig und Bernhard gingen zu Fuß so dicht als möglich an demselben, und die beiden jetzt unberittenen Leute von Rasinski's Regiment schlossen sich ihnen an.

Der anbrechende Tag, der sonst immer die Hoffnungen wieder neu erweckte, die in der schauerlichen Nacht erstorben waren, hatte heut diese Kraft verloren; denn mit dem Licht wuchs die schneidende Schärfe der Kälte, und als das blutige Auge der Sonne über den Schnee hereinglühte, schien es nur mit Hohn auf das Elend so vieler tausend Unglückseliger herabzublicken; denn nicht die leiseste Spur der Wärme war in den Strahlen, die ihren rothen Schimmer in das Antlitz der Wandernden warfen, zu spüren. Nur in das Auge, das, schon vom Schneeglanz geblendet, vom Rauch und Schein der nächtlichen Lagerfeuer entzündet war, drangen sie mit brennendem Schmerz ein und fügten eine neue Folter zu der Last von Qualen, unter denen die Unglücklichen zusammenbrachen.

Als Bianca sah, wie Ludwig und Bernhard das Auge zuckend abwandten und vergeblich einen Gegenstand suchten, wohin sie den Blick ohne Schmerzen wenden könnten, fiel ihr plötzlich ein Hülfsmittel ein. „Wartet, wartet wenige Augenblicke“, rief sie und machte eine hastige Bewegung mit den Händen gegen die Brust, als wollte sie ein Tuch losknüpfen. Wirklich zog sie ein grünes Florgewand hervor, riß es entzwei und gab die eine Hälfte Bernhard, die andere Ludwig. „Es ist der grüne Schleier“, sprach sie zu

diesem, „den ich auf dem St.-Bernhard trug. Seit ich wußte, daß er das Zeichen war, woran du mich wiedererkanntest, trug ich ihn auf meinem Herzen. Jetzt soll er mir das holde Licht der liebsten Augen erhalten. Verhülle dich damit, Geliebter, denn alles, was in diesem Lande glänzt und schimmert, ist kalt und grausam wie dieser Schnee und diese Sonne.

Mit Rührung erblickte Ludwig das erste Zeichen, woran er seine Liebe knüpfte; es erquickte ihn mit neuer Hoffnung, daß es ihm gerade jetzt, in schreckenvoller Stunde, wo das Antlitz der Gnade sich ganz von der Erde wegzuwenden schien, wieder entgegenschimmerte. Eine tiefe Ahnung seiner Brust hatte es vom ersten Augenblicke an als einen Talisman betrachtet, der eine zauberische Bedeutung für sein Leben habe. So galt es ihm auch jetzt. Doch indem er es aus Bianca's Hand empfing, blickte er sie sorglich an und fragte: „Aber du, Geliebte, wirst du geschirmt sein gegen das tödliche Gift dieses Glanzes?"

„Mich umhüllen ja noch die schwarzen Trauerschleier", antwortete sie; „ich sollte sie wol nicht tragen, denn aus ihrer Nacht brach ja mein schönster Lebenstag an!"

Sie lächelte dabei mit holder Freundlichkeit und vergaß über ihr inneres Glück, daß der Nachen, der es trug, auf den Wogen äußerer Geschicke wie auf einem todten Meere des Grauens und Verderbens verloren schwankte.

Bernhard suchte, als er ihre bewegte Stimmung wahrnahm, heiter zu sein.

„Ich danke dir, Schwester", sprach er; „hier wird der Scherz Ernst und der Ernst Scherz. Unser ganzer Zug ist nur noch ein Maskenzug, doch tragen wir alle verwünschte Leichenlarven. Ich will denn über die meinige das grüne Netz hängen. Ein Maler muß überdies seine Augen schonen;

ich würde über das Eismeer bei Chamouny so wandern, warum nicht über dieses größere?“ Dabei knüpfte er das dünne Gewebe an seine Pelzmütze und drückte sie sich tiefer ins Auge. Die scharfe Kälte erschwerte das Athmen so, daß strenges Schweigen ein Gesetz wurde, welches sich jedes zuletzt auflegte. Der Zug glich einer langen Reihe weißer Gespenster, so hatten die als Reif niederfallenden Dünste ihre dichte Hülle von Eisspitzen über Roß und Mann gewoben. Mühselig schleppte man sich fort, und in den langsam sich bewegenden Massen herrschte eine dumpfe Todesstille. Alles, selbst der Laut der Lippen, wurde durch die furchtbare Kälte in die Banden der tiefsten Erstarrung geschlagen. Sogar der Hauch des Windes war gefesselt; Vögel stürzten todt aus der Höhe herab; die letzte Spur des Lebens schien aus der Natur verschwunden.

Die Wandernden vernahmen nichts als das pfeifende Kreischen des Schnees, das dumpfe Rasseln der Geschütze und das beklommene Stöhnen derjenigen, die mit dem versteinernden Tod in den Adern zu Boden sanken, um sich nie wieder emporzurichten.

Diese sah man wanken, wie betäubt einige schwankende Schritte seitwärts taumeln und dann in die Knie sinken, deren abgestorbene Sehnen sie nicht mehr zu tragen vermochten.

Bei einigen erzeugte die äußerste Verzweiflung noch eine trotzige Kraft, mit der sie sich gewaltsam aufstachelten. Sie lachten wild auf bei dem Anblick des Elends und riefen den Zusammenstürzenden ein frevelhaft höhnendes Lebewohl zu. Nur die edelsten und kühnsten Naturen zugleich behielten auch hier eine männliche Ruhe und Fassung; Rasinski hatte sie sich bewahrt. Sein Pferd, das er am Zügel führte, war vor Kälte zusammengestürzt. Er nahm

die Pistolen aus der Halfter und setzte seinen Weg gleichmüthig fort. Vergeblich boten Jaromir und Boleslaw, die der Kälte halber ebenfalls zu Fuß gingen und ihre Rosse führten, ihm die ihrigen an; er erwiderte: „Wir sind nur noch einzelne. Als Führer hätte ich ein solches Opfer nicht nur angenommen, sondern gefordert. Ein Regiment von unserer Stärke aber kann ein Rekrut so gut befehligen als ich; es gibt keinen Rang mehr."

Doch hatte Boleslaw den Mantelsack, den Rasinski im Stich lassen wollte, abgenommen und schnallte ihn auf den seinigen. Ueber das todte Thier fiel eine hungerwüthige Schar her, und zerriß es in tausend Stücke, zur Mahlzeit für die Nacht. Rasinski ging düstern Blickes vorwärts, um nicht zu sehen, wie schmählich das treue Thier, das ihn in so mancher Schlacht getragen, endete. Es verging keine halbe Stunde, so stürzte auch Boleslaw's Pferd, und gleich darauf Jaromir's. Die trotz des herannahenden Mittags immer wachsende Kälte hauchte mit tödlichem Athemzuge Menschen und Rosse ohne Unterschied an und warf sie um so leichter nieder, je mehr die Anstrengung sie erschöpfte. Der Weg zog sich eine kaum bemerkbare Anhöhe hinan; doch sie war spiegelglatt. Als Bianca's Schlitten sich derselben näherte, vermochte das Thier nicht, ihn hinaufzuziehen; sie stieg sogleich ab, doch es fruchtete nichts. Zweimal setzte das Roß an; Ludwig, Bernhard, Jaromir, Boleslaw, Rasinski selbst suchten Hülfe zu leisten. Allein es war vergeblich; das Thier vermochte sich selbst nicht mehr zu tragen, es stürzte zu Boden und erstarrte in wenigen Minuten. Ruhig sprach Bianca zu den sie umgebenden Freunden: „Ich werde nun ganz euere Mühen theilen, und es soll mir nicht schwer werden. In dieser grimmigen Kälte ist das Gehen so besser."

Bernhard erwiderte nichts; er nahm ihr stumm das Kind aus den Armen und trug es. Ludwig unterstützte die Geliebte; so wandelten sie düster schweigend nebeneinander hin.

Sie schlugen einen neben der Straße hinlaufenden Pfad ein, der bequemer schien, und wo sie von den Massen nicht so gedrängt waren; nur einige einzelne hatten ihn gewählt. Bianca ging mit Ludwig voran; Bernhard folgte in einiger Entfernung mit dem Kinde, dessen ahnungslose Munterkeit, da Bianca's Sorge es selbst gegen diese Kälte völlig geschützt hatte, in einem die Brust erschütternd bewegenden Abstich gegen das Entsetzen ringsumher stand. „Du bist ein kleiner Schmetterling, der im aufgespannten Rachen eines Haifisches flattert", sprach Bernhard halb für sich. „Aber ich weiß dich ebenso gern hier, als ich dich einem schlafenden Tiger das bunte Fell streicheln sehe. Schelmchen, lachst du?"

In diesem Augenblicke rief ihn eine brüllende Stimme von hinten her an: „Steh', Hund! Gib mir deinen Pelz, oder ich schieße dich nieder!"

Bernhard fuhr auf und herum.

Ein Soldat, in elende Lumpen gehüllt, groß, mit verwilderten Zügen, langem, struppigem Bart, das Gesicht von Erde und Rauch geschwärzt, die blutig entzündeten Augen wild rollend, stand vor ihm und schlug mit dem Gewehr auf ihn an.

„Was willst du, Unglücklicher?" rief Bernhard von Entsetzen ergriffen und trat schaudernd einen Schritt zurück; das Kind schrie ängstlich auf, umklammerte ihn und verbarg das Köpfchen an seinem Busen.

„Deinen warmen Pelz, oder ich schieße dich nieder!" rief der Wüthende. „Hier gibt's keine Kameradschaft mehr; ich habe so gut ein Recht mich zu retten wie du."

Bernhard sah sich fast allein mit dem erbitterten Mörder; obwol Tausende zu errufen waren, so würde der Schuß des Verzweifelnden doch allen zuvorgekommen sein, wenn auch ein einziger noch so viel Herz für fremde Gefahr gehabt hätte, um deshalb seinen Weg und seine Qual um einige mühselige Schritte zu verlängern. Er mußte also der Drohung Gehorsam leisten, obwol er wußte, daß er mit der wärmenden Bekleidung sein Leben hingebe.

„Du willst durch den Mord eines Kameraden dein Leben fristen?" antwortete er mit der Würde der festesten Entschlossenheit; „wohl denn, es sei, aber du wirst dich dessen nicht lange freuen. Deine Stunde wird dich doch ereilen."

„Rasch! denn schon packt mich der Tod", rief der wahnsinnige Mensch, der fortwährend im Anschlag liegen blieb und die blutigen Augen wild in ihren Höhlen rollte.

Bernhard bückte sich, um das Kind niederzusetzen, das ihn am Ausziehen seines Pelzes hinderte; da hörte er einen lauten Schrei, und als er sich umwandte, sah er Bianca, die sich weinend zu den Füßen des Wüthenden niederwarf.

„Nimm dies Gold, diesen Schmuck", rief sie, „nimm diesen warmen Mantel, nur laß mir den Bruder leben!" Mit der Schnelligkeit der Todesangst hatte sie eine reiche Kette von ihrem Halse gerissen und warf ihren kostbaren Pelz ab, sodaß sie mit leicht bekleideten Armen, der grimmigen Kälte preisgegeben, vor dem Mörder kniete.

Dieser blickte sie mit starren Augen an, dann ließ er die Arme mit der Waffe langsam sinken, das Gewehr entfiel ihm, er drückte sich beide Hände vors Gesicht und brach in ein lautes Wimmern und Weinen aus. Indessen war auch Ludwig näher getreten, und er und Bernhard hoben

die noch immer kniende und die Arme mit ihren Gaben ausstreckende Bianca empor.

„Solch ein wildes Thier konnte ich werden?“ rief der Fremde plötzlich aus; „nein, diese Schmach überlebe ich nicht. Vergebt mir; Ihr habt mich einst besser gekannt, die fürchterliche Qual machte mich rasend! Aber ich weiß, was ich zu thun habe!“

Bianca hing mit Blicken, in denen die zweifelnde Besorgniß mit dem Ausdruck der höchsten Freude wechselte, an dem seltsam grauenhaften Menschen, da dieser sich jetzt nach dem am Boden liegenden Gewehr bückte und es aufnahm. Bernhard hielt das Auge fest auf ihn gespannt und suchte in seiner Erinnerung nach den Zügen, die ihm selbst in dieser entstellenden Verwilderung bekannt schienen.

„Wo habe ich Euch gekannt?“ fragte er, als sich der Fremde emporgerichtet hatte.

„Ich wundere mich nicht, daß Ihr mich nicht wiederkennt“, antwortete er düster; „ich hätte mich selbst nicht erkannt. Des Ordens hier bin ich lebend nicht mehr werth!“ rief er wild und riß das Band der Ehrenlegion aus seinen Lumpen heraus und warf es in den Schnee; „so will ich's zu verdienen suchen, daß Ihr's auf meine Leiche legt. Ich richte meine That selbst, wie sie es verdient.“

Indem stemmte er die Kolbe seines Gewehrs gegen den Boden, drückte die Brust auf die Mündung und trat gewaltsam mit dem Fuße gegen den Hahn. Der Schuß krachte, der Unglückliche stürzte zusammen.

„Barmherziger Gott!“ rief Bianca entsetzt und sank bewußtlos in Ludwig's Arme.

Bernhard sprang auf den Gefallenen zu und richtete sein Haupt auf. Noch glimmte ein matter Lebensfunke in der Brust. „Wenn Ihr nach Frankreich kommt, grüßt mein

Weib und meine Buben — Sergeant Ferrand —, aus Laon."

Er war nicht mehr.

In dem Augenblicke, wo er das Auge schloß, erkannte ihn Bernhard. Er war derselbe Sergeant Ferrand, dessen streng dienstliches, aber menschenfreundliches Benehmen ihm und Ludwig bei ihrer Gefangenschaft zu Smolensk das Leben gerettet hatte. Die Bedingung seines Daseins war die kriegerische Ehre; er glaubte sie durch die meuchelmörderische That, zu der ihn die Betäubung des Elends, der Schmerzen, der Verzweiflung trieb, verloren; eine Jungfrau hatte ihn an Muth besiegt — das ertrug er nicht. Streng richtend sprach er selbst sein Urtheil und vollstreckte es mit eigener Hand.

Erschüttert kniete Bernhard neben der Leiche; stumm nahm er das Band, welches der Todte als sein höchstes Gut geschätzt hatte, legte es auf seine Brust und sprach: „Wer will dir's rauben? Es schmücke dich jenseits, wenn du in den Kreis der Tapfern trittst, die dir vorangingen. Leb wohl!"

Sie setzten ihren Weg fort, denn hier galt kein Verweilen: Unerbittlich riß das Schicksal die Herzen voneinander, und jagte die säumende Liebe mit grimmiger Geisel vorwärts.

Fünftes Kapitel.

Die kalte Scheibe der Sonne röthete sich schon wieder und senkte sich gegen das Schneemeer hinab, als die Wandernden Malodeczno in der Ferne einer Stunde vor sich

sahen. Die Hoffnung, ein Obdach zu erreichen, belebte die gesunkenen Kräfte wieder. Doch als wollte das Schicksal jeden leisesten Schimmer des Glücks nur gewähren, um die Kräfte für ein neues größeres Unheil aufzuregen, so folgte auch hier der Schrecken mit furchtbarer Eile der Freude nach. Denn plötzlich bedeckten sich die Höhen mit schwarzen Massen; der Feind, auf andern Wegen herangedrungen, erschien, um den unglücklichen Flüchtlingen den Zufluchtsort für die Winternacht streitig zu machen. Bei dem ersten Anblick dieser dunkeln Linien, die den Horizont zu säumen begannen, drängte sich die Schar der waffenlosen Flüchtigen wie eine Heerde zusammen, in die ein Wolf einbricht. Der Marschall Ney rief mit lauter Stimme den Bewehrten zu, sich um ihn zu sammeln. Noch gab es einige Trümmer des kriegsgewohnten Heeres, die selbst jetzt das Gesetz der Ehre noch nicht vergessen hatten. Die Reihen ordneten sich, die wenigen Reiter schlossen sich, wenngleich aus allen Regimentern gemischt, aneinander, die Artillerie, soviel durch die noch am Leben gebliebenen Pferde hatte fortgeschafft werden können, nahm eine Stellung.

„Kameraden“, rief der Marschall, „wir müssen heut um ein Obdach fechten; denn die Winternacht ist mörderischer als die Waffen des Feindes. Auch ihn treibt nur die Noth; ihr vernichtet ihn, wenn ihr euch behauptet. Denkt an euer Heil, an Frankreichs Ruhm, an euern Kaiser!“

„Es lebe der Kaiser!“ tönte der Ruf der Heldenschar, die nur den fernen Donner der Schlacht hören durfte, um inmitten der schwersten Drangsale den begeisterten Muth wiederzufinden, der sie durch alle Länder Europas geführt hatte.

„Wir haben keine Pferde“, rief Rasinski den Seinigen

zu, „laßt uns das Geschütz bedienen, denn es fehlt an Mannschaft."

Ein dumpfer Donner ertönte von den Höhen; die ersten Kugeln wurden herabgesandt; sie flogen, auf dem erstarrten Boden widerprallend, in weiten sausenden Bogensprüngen über die zur Schlacht geordneten Krieger hinweg.

„Ihr schießt zu hoch, wir wollen besser treffen", sprach Rasinski keck scherzend, und lehnte sich auf das Geschütz, um es zu richten. „So! Jetzt Feuer!" Jaromir feuerte ab.

„Seht ihr, wie die Kugel eine Lücke reißt?" rief Rasinski freudig, als die schwarze Linie auf der Höhe zerriß, daß der helle Himmel dahinter sichtbar wurde. „Ich wollte nur, sie ständen so tief als breit, so sollte ihnen dieser Schuß dreißig Köpfe gekostet haben."

Der Kampf war eröffnet; die Artillerie des Feindes donnerte jetzt von drei Seiten zugleich, und die Kugeln schmetterten sowol in die Schar der waffenlosen Flüchtlinge, die in blinder Hast auf den Flecken Malodeczno zustürzten, als in die geordneten Reihen der Tapfern, die ihr Leben für die Rettung jener wagten, verheerend hinein.

„Wir müssen uns langsam zurückziehen", befahl der Marschall, „daß sie sich nicht zwischen uns und den Flecken eindrängen, denn sonst sind wir alle eine Beute des heißhungerigen Winters."

Die Artillerie gab noch eine Lage zur Erwiderung, dann nahm sie eine Stellung einige hundert Schritte weiter rückwärts. Die Truppen folgten geschlossen. So gewann man ohne ein sehr ernstliches Gefecht nach und nach eine Stellung dicht am Eingange Malodecznos. Aber diese kurze Bewegung hatte die Kräfte der Artilleriepferde so erschöpft, daß sie jeden Augenblick übereinander stürzten und endlich nicht mehr emporzubringen waren. Was Hände hatte, mußte

daher angreifen, um die Geschütze vollends auf einen Hügel zu schaffen, von dem sie den Eingang des Fleckens vertheidigen konnten.

„Retten können wir unsere Kanonen nicht mehr, Kameraden“, rief der Marschall, als er an den Reihen derselben hinuntersprengte, „so wollen wir sie wenigstens theuer verkaufen.“

Die Russen waren langsam feuernd nachgerückt; jetzt schienen sie ihre Kräfte zu sammeln, um einen stürmenden Angriff zu versucheu. Doch sowie sie sich in vollen Colonnen zeigten, gab die Artillerie der Franzosen eine furchtbare Salve, die tausendfachen Tod in ihre Reihen schleuderte. Die Erde zitterte, die Lüfte krachten, Rauch und Dämmerung webten einen dichten Schleier der Nacht über das Heer. Der Feind füllte seine Lücken und rückte entschlossen weiter vor, indem er den Angriff durch seine Artillerie unterstützte. Eine zweite Lage stäubte ihn zum zweiten mal auseinander. Doch immer neue Scharen drangen nach; er hatte Ersatz für seine Todten, denn er focht mit Tausenden gegen Hunderte und schien den Gewinn des Fleckens um jeden Preis erkaufen zu wollen.

Rasinski, Boleslaw, Jaromir, Bernhard und Ludwig bedienten ein Geschütz; denn auch diese letztern hatten es für eine Pflicht der Ehre gehalten, thätigen Antheil am Kampfe zu nehmen und ihre Freunde, obwol sie nicht mehr die Uniform des Regiments trugen, nicht jetzt zu verlassen, wo entschlossene Männer den zehnfachen Werth galten. Auch war der Gedanke, mit den Freunden vereinigt zu bleiben, der einzige Trost, die einzige Quelle ihrer Hoffnungen und Freuden in dieser Zeit des öden Grauens. Nur für Bianca hatten sie einen Ort des Schutzes aufgesucht, wo diese, so gesichert als es überhaupt möglich war, in ihrer Nähe bleiben

konnte. Gegen Malodeczno hin senkte sich, dicht hinter der Stellung, die die Artillerie einnahm, der Hügel etwa in Mannshöhe fast ganz steil abwärts und bildete so eine natürliche Brustwehr. Dort weilte Bianca mit dem Kinde, während oben die Schlacht tobte. An dieser Stelle waren auch die Munitionswagen aufgefahren, aus denen die Batterien auf der Höhe mit allem Schießbedarf versehen wurden.

Obwol Bianca für sich selbst nichts zu befürchten hatte, so schlug doch ihr Herz in krampfhafter Angst, da sie die Geliebten wenige Schritte von sich allen Schrecken des Todes preisgegeben wußte. So theuer sie es Bernhard gelobt hatte, den sichern Zufluchtsort nicht zu verlassen, so konnte sie doch, da das Krachen der Kanonen bis zu einer betäubenden Stärke wuchs, ihrer Angst nicht länger gebieten. Sie mußte den Hügel hinan, um zu sehen, ob die Ihrigen noch verschont waren von dem Geschick, das seinen eisernen Todesstrom mit donnernden Wogen über das Gefilde wälzte. Doch vergeblich war das Spähen ihres Auges, denn der Rauch lag in dichten Wolken über den Feuerschlünden, und man sah nur schwarze Gestalten sich unbestimmt und unkenntlich darin bewegen.

Da es ihr unmöglich war, sich von dem Los der Ihrigen zu überzeugen, wankte sie wieder zurück an die Stelle, wo sie zu verweilen gelobt hatte. Todesangst pochte in ihrer Brust; jeder Donnerschlag der Geschütze traf ihr eigenes Herz; so dem äußersten Verzagen hingegeben war sie noch nie.

Das Kind wurde durch das furchtbare Getöse der Schlacht geängstigt und weinte. Bianca legte dem kleinen Wesen die Hände gefalten ineinander und sprach: „Unschuldiges Herz, flehe zu dem himmlischen Vater, deine reine Bitte wird ihn rühren; o laß diese grauenvolle Stunde an uns vorübergehen!“ Das Kind gehorchte fast bewußtlos, kniete auf dem Boden

und sah mit thränenden Augen bittend empor gen Himmel. Auch Bianca warf sich auf die Knie; die Worte versagten ihr, sie vermochte nur die Hände zitternd zu erheben; doch der Allmächtige vernahm ihr stummes Flehen. Wie viele tausend Gebete der Angst machtlos von dem ehernen Gewölbe des Himmels zurückschlugen, ihr war der Lenker der Dinge nicht taub, ihr neigte er sich mild entgegen. Ein tröstender Glaube senkte sich in ihre Brust und verscheuchte die düstern Ahnungen des Grausens, die sie umwoben. Sie athmete freier. „Nein, du unendlich Gütiger", bat sie mit innigem Vertrauen, „du hast dein Antlitz nicht ganz von der Erde gewendet. Du hörst das Flehen der Unschuld und der bebenden Liebe, du wirst mein angstzerrissenes Herz nicht zermalmen!"

Sie drückte das Kind an ihre Brust, und ihre Thränen flossen in erleichternden Strömen.

Jetzt wurde der Donner der Schlacht schwächer, plötzlich schwieg er. Bianca riß sich gewaltsam empor; nun mußte sie zu den Ihrigen. Jetzt hatte sich's entschieden, ob das schwarze Verhängniß auch ihnen gefallen war. Hastig klimmte sie, mit dem Kinde an der Hand, den Hügel hinan. Da tönte eine Stimme aus Rauch und Dämmerung: „Schwester! Wo bist du?" Es war Bernhard. Außer sich vor Freude rief sie: „Hier, hier! Ihr lebt, beide, alle!" und eilte auf den Bruder zu, der von der Höhe herabkam. Er flog ihr entgegen; sie lag an seiner Brust; unaussprechlich war die Fülle ihrer Seligkeit. Doch er entwand sich sanft abwehrend ihrer Umarmung.

„Frohlocke nicht", sprach er schmerzlich — „wir mußten ein Opfer bringen! Boleslaw —"

„Gott der Gnade", fiel Bianca erblassend ein, „er ist dahin?"

„Wir fürchten es; dort tragen die Freunde ihn heran",

erwiderte der Bruder und deutete auf einige Gestalten, die sich langsam näherten. Dann lehnte er, bis zur Ermattung erschüttert, das Haupt an die Schulter der Schwester und seufzte tief auf. Seine starke Seele war bezwungen durch den Schmerz um den Freund, seine feste Kraft gebrochen. „Es muß getragen sein!“ sprach er sich aufrichtend, „wie tief der Stachel in die Brust dringe! Laß uns ihnen entgegen!“

Unsichern Schrittes ging er mit der Schwester den Kommenden entgegen, die in ihren Armen den erblaßten Jüngling trugen. Eine Kugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert, die furchtbare Erschütterung die Lebenskeime des ganzen Körpers zerstört.

„Legt mich nieder“, sprach er matt, „ich bitte euch!“

„Thut ihm seinen Willen“, gebot Rasinski leise und schüttelte das Haupt, als wolle er sagen, unsere Sorge rettet ihn doch nicht mehr.

Sie ließen den Verwundeten vorsichtig auf den Boden nieder. Rasinski kniete zu seinem Haupte und nahm ihn halb aufgerichtet sanft in seine Arme. Jaromir hatte die Rechte des Sterbenden ergriffen. Ludwig wandte sich erschüttert ab. Bianca trat ihm mitleidsvoll entgegen und hauchte leise: „Auch das noch, mein Theuerer!“ Er drückte sie stumm ans Herz; zu sprechen vermochte er nicht. Es vermochte es keiner. Mit dem heiligen Schweigen der tiefsten Bekümmerniß wandten alle die Blicke auf den Verwundeten, der, den Kampf des Todes in den Zügen, mit geschlossenen Augen dasaß. Jetzt schlug er sie auf, sah verwundert umher und suchte sich zu besinnen.

„Ihr alle seid mir nahe“, sprach er freundlich, als er die Freunde um sich her erblickte, und ein sanftes Lächeln der Dankbarkeit schwebte um seine Lippen. „Ich sterbe schön“, fuhr er nach einigen Augenblicken fort und richtete sich empor;

„Ihr dürft nicht um mich trauern. Ich sterbe in Freundes Armen den Tod der Ehre!“ Ein edler Stolz röthete des Jünglings erbleichte Wange mit leichtem Hauche; noch einmal flammte der Muth in seinem brechenden Auge auf. „Ich sterbe gern“, setzte er wehmüthiger hinzu. „Jaromir! mein Freund, mein Bruder!“ Er drückte die Hand des vor ihm Knienden mit warmer Liebe und tiefster Rührung; denn seine Gedanken wandten sich zu dem Bilde der fernen Geliebten hinüber, das er stumm, aber unverbrüchlich treu in seinem Herzen getragen hatte. Seine Liebe wurde ihm jetzt ein heiliges Vermächtniß für den unglücklichen Freund.

„O warum liege ich nicht an deiner Stelle!“ rief dieser schmerzensvoll aus, indem er das Antlitz auf die Hand des Scheidenden drückte; „warum hat der Tod nicht mich erlöst!“

„Nein, nein — du sollst noch glückliche Tage sehen“, antwortete Boleslaw bewegt — „glückliche Tage in ihren Armen. Bringe deiner Lodoiska den Gruß des Sterbenden; dir gesteht es meine erblassende Lippe — ich habe sie geliebt — schweigend, aber aus tiefster Seele!“

„O Gott! O Bruder!“ rief Jaromir außer sich. „Du, du — du wärest treu geblieben! O, ich Unglückseliger!“

„Du hast schwer gebüßt, alles ist gesühnt, mein Bruder“, sprach Boleslaw sanft. „Gehört euch — um des Schmerzes willen, den ich getragen — es ist meine letzte Bitte an dich; an sie — das sei mein Glück dort drüben.“

Hier sank er matt zurück. Jaromir beugte sich heftig über ihn: „Bleib noch bei uns — o Bruder, noch jetzt stirb mir nicht“, rief er von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen und drückte sein Angesicht auf die erkaltende Hand des Theuern. Noch einmal erhob Boleslaw das brechende Auge—

„Rasinski — ihr Freunde!“ sprach er matt. Sie hielten seine Hände — sein Blick gleitete liebend über alle dahin und winkte jedem einen lächelnden Abschiedsgruß zu. Auf Jaromir weilte er am längsten; dann seufzte er mit brechendem Laut: „Lodoiska!“ — und müde schloß er die Augen — lehnte das Haupt an Rasinski's Vaterbrust — und verschied.

Der Tod verklärte seine edle männliche Schönheit; ein Marmorbild saß er da; die schwarzen Locken wallten ihm von der Stirn, die noch im Tode den Adel des Muths trug; um die Lippen schwebte ein sanfter Zug des Schmerzes, aber heilige Ruhe wohnte auf den erloschenen Zügen. Heilige, sanfte Ruhe, denn sein grambeladenes Herz schlug nicht mehr. Jaromir drückte sein weinendes Antlitz gegen die Brust des Todten und umschlang ihn mit heftiger Umarmung.

„Der Herr habe seine Seele“, sprach Rasinski mit ernster Fassung und legte die Hände segnend auf das Haupt des Abgeschiedenen. Dann wandte er sich zu den Freunden: „Wohl uns, daß wir wenigstens diesen theuern Leichnam nicht der Wildniß lassen müssen. Die Nacht bricht herein. Wir müssen das theuer erkämpfte Obdach zu erreichen suchen; und dort soll er bestattet werden!“

Er deutete mit dem Finger auf Malodeczno, wohin die Truppen sich jetzt zurückzogen, nachdem der Feind, durch ihren ausharrenden Muth bezwungen, es endlich aufgegeben hatte, ihnen diesen Zufluchtsort zu entreißen.

Jaromir allein hörte Rasinski's Stimme nicht; der Schmerz hatte ihn zu heftig betäubt; bewußtlos ruhte er noch immer an der Brust des Todten.

„Raffe dich zusammen, Jaromir“, redete Rasinski ihn an und suchte ihn emporzuheben; „zeige ein männliches

Herz. Du verlorst deinen theuersten Gefährten, ehre sein Gedächtniß durch kräftige Erhebung über deinen großen Schmerz. Starb dir ein Bruder, so starb mir ein Sohn; ermanne dich, ersetze du mir den Verlorenen."

Der sanfte, ernste Trost drang in das Herz des Unglücklichen ein; er erhob sich schweigend, aber mit gewaltsamer Anstrengung, und Rasinski schloß ihn tröstend wie ein Vater an sein Herz. „Hilf uns unserm Gefallenen den letzten Dienst der Liebe erweisen", sprach er und beugte sich zu Boleslaw herab, um sein Haupt emporzuheben. Die vier Freunde nahmen den Entseelten in ihre Arme, um ihn die kurze Strecke bis in den Flecken hinabzutragen. So wanderten sie im düstern Trauerzug dahin.

Sechstes Kapitel.

Doch die ingrimmige Natur überbot mit ihren Schrecken selbst den tiefsten edelsten Schmerz.

Mit der gesunkenen Sonne stieg die Kälte höher und höher. Die Arme erstarrten den Tragenden fast, so kurz der Weg war. Nur die heiligste, unverbrüchlichste Freundschaft vermochte die Pflicht dieses letzten Liebesdienstes aufzulegen; für jeden andern hätte er unvollführt bleiben müssen. Doch in ihrer Liebe fanden die Getreuen die Kraft.

Nach unsaglicher Anstrengung erreichten sie ein kleines Haus, welches zur Seite der Hauptstraße, auf der die Massen sich in wildem Gedränge dem Eingange des Fleckens zuwälzten, gelegen war. Unvermuthet fanden sie hier noch

ein bewohntes Obdach; ein Greis öffnete den Kommenden die Thür und näherte sich mit bittender Geberde. Rasinski rief ihm zu: „Ist Raum in Euerer Hütte?"

„O freilich!" erwiderte der Alte, erfreut, seine Landessprache zu hören; „ich will euch gern beherbergen. Nur flehe ich euch an, treibt mich nicht selbst hinaus in diese furchtbare Winternacht. Gönnt auch meinem alten Haupte ein Plätzchen!"

„Hältst du uns für entmenschte Barbaren?" fragte Rasinski unwillig schaudernd; „du hast nichts zu fürchten!"

„So segne euch der Herr!" rief der Greis; „aber gestern haben sie meinen Sohn und meine kleinen Enkelinnen hinausgetrieben, und sie sind erstarrt vor meiner verschlossenen Thür! Ach, ich habe ihre Leichen in meiner Hütte!"

„Gott der Barmherzigkeit!" rief Bianca, von einem entsetzenvollen Grauen ergriffen, aus, „war es möglich!"

„Auch wir bringen dir einen Todten", sprach Rasinski; „seine heiligen Ueberreste sind uns so theuer wie unser Leben. Willst du bei der Mutter Maria schwören, ihn fromm, christlich zu bestatten, wenn uns die Gewalt des drängenden Kriegs hindert, so verheiße ich dir und deinem Hause Sicherheit, solange wir darin weilen."

„Bei der gebenedeiten Mutter schwöre ich's, er soll an der Seite der eigenen Kinder ruhen", rief der Greis und erhob die Hand zum Eide.

So traten sie in die Hütte.

„Bringt den Todten hier herein, liebe Herren", sprach der Alte und öffnete vorleuchtend eine Seitenthür, die zu einem Kämmerchen führte.

„O, mein Gott!" rief Bianca aus, als sie einen Blick hineinwarf. Auf einem mit weißen Linnentüchern bedeckten Strohlager lag in einem Todtenhemd ein Mann, noch in

frischen Jahren, doch von kränklichem Ansehen. Neben ihm zwei kleine Mädchen, höchstens sieben bis acht Jahre alt.

Ludwig und Rasinski trugen Boleslaw's Leiche hinein und legten sie zur Seite der entschlummerten holden Kleinen nieder.

„Seht ihr, liebe Herren, das sind sie“, sprach der Greis, und Thränen erstickten seine Stimme. „Gestern waren die Kinder noch frisch wie die Röschen — der Vater kränkelte zwar seit dem Frühjahr — wo sein Weib, — nein, laßt mich das nicht erzählen! Das nicht! — Gestern stürmten so viele Krieger in mein Haus, daß sie nicht Raum fanden — sie trieben uns hinaus — freilich waren sie elend genug, aber ein Plätzchen hätten sie uns doch gönnen sollen. Wir brachten die Nacht im Freien zu; mein Sohn, den die Krankheit zerstört hat, überdauerte die grimmige Kälte nicht; die Kleinen konnte ich vorm Schlaf nicht schützen — sie erstarrten in meinen Armen. Ich allein blieb übrig. Ich hätte mich gern zu den Todten auf den Schnee gelegt, doch ich habe noch eine Tochter — um ihretwillen lebe ich. Sie ist aber jetzt in Wilna.“

Während der Alte sein Herz klagend eröffnete, hatten die Männer Boleslaw's Kleidung und Haar geordnet und ihn mit dem weiten Mantel bedeckt, daß die Spuren der Zerschmetterung und das schon erstarrte Blut verhüllt wurden. Jetzt glich er einem Schlummernden, so ruhig, ernst und edel waren seine Züge.

„Laßt ihn hier ruhen“, sprach Rasinski wehmüthig. „Sein Bild steht in unsern Herzen, lebend, würdig, freundlich. So laßt es uns bewahren; es ist nicht gut, bei der erstarrten Hülle zu weilen.“

Seinem Wunsche folgend traten alle in das Gemach zurück, dessen wohlthuende Wärme sie erquickend empfing.

Es war seit langer Zeit das erste sichere Obdach, das sie aufnahm. Ein gastliches Feuer loderte auf dem Herde und erwärmte die innern Räume. Der Schiffer, der nach dem Sturm auf wüstem Meer den Hafen erreicht, wird nicht so von dem Gefühl des Heils und des Dankes gegen den allmächtigen Retter durchdrungen, als dieses Bild der Gastlichkeit und des Schutzes gegen den Ingrimm der Natur die Seele der Müden, von Schmerz und Qual Gebeugten mit neuen Lebenshoffnungen durchströmte.

„Ein lenkender Gott der Gnade ist mit uns“, sprach Ludwig, zu Bianca gewandt, die er wiederum als neu gewonnen aus dem Drang der Gefahren und Beschwerden ans Herz schloß. „Wie hart wir geprüft werden, der Schutz des Allmächtigen verläßt uns nicht.“

„Sein holder Engel wandelt ja mitten unter uns“, sprach Rasinski und berührte leise Bianca's Locken, die die Wange sanft gegen Ludwig's Brust geneigt hatte; „dieses reine Haupt wendet auch von uns das Verderben ab. Sei getröstet, du schöne Seele — wer eine Vorsehung glaubt, darf in deiner Nähe nichts fürchten.“

Bianca erröthete und senkte in Demuth das Auge. „Solche Worte spricht dein mildes Erbarmen mit der Hülflosen“, erwiderte sie; „ich aber weiß wohl, daß der Arm des Herrn hier Bessere beschützt und vernichtet als mich. Du edler Freund! Ich fühle in Unterwürfigkeit meinen niedern Werth; laß mir den Glauben, daß dein höherer unser aller Schutz ist.“

Rasinski war noch nie so weich gewesen. Der Tod des liebsten Freundes hatte seine männliche Kraft zu so sanft anklingenden Saiten herabgespannt. Schwermüthig setzte er sich nieder und stützte sein Haupt nachdenkend in die Hand. Es herrschte eine tiefe Stille ringsumher; nur die flackernde

Flamme beleuchtete das ärmliche Gemach. Jaromir saß vor der Glut, blickte mit starren Augen hinein und schürte gedankenlos darin. Mit heimlichem Grauen bemerkte Bernhard die Stumpfheit des Schmerzes, die ihn ergriffen hatte; es erneuten sich die alten Sorgen und Befürchtungen in ihm, die seit den letzten Tagen wieder verschwunden waren, weil sich die Zeichen von der innern Zerrüttung des Unglücklichen, vielleicht durch die Macht der zu gewaltigen Ereignisse zurückgedrängt, verloren hatten. Doch als er ihn jetzt der Flamme gegenübersitzen und mit gleichgültigen Augen hineinstarren sah, tauchte das verscheuchte Gespenst seiner bösen Ahnungen aufs neue aus der Tiefe seines Busens empor.

„Was ist Glück?" unterbrach Rasinski das tiefe Schweigen. „Fühlen wir uns nicht glücklich, beisammen zu sein in dieser sichern Hütte, die uns ein Obdach gewährt? Ja ich dürfte sagen, wir **wären** glücklich, wenn nicht der liebste Freund in unserm Kreise fehlte! Wäre er bei uns — ja, wir wären glücklich in dieser Stunde!"

„Die Wünsche wachsen mit der Erfüllung", erwiderte Ludwig; „wem das Schicksal zeigt, was es bedrohen, was es rauben kann, der wird genügsamer und preist sich glücklich, wenn er nur den kleinsten Antheil seiner Hoffnungen aus dem unermeßlichen Reich des Verlorenen rettet. Und des Menschen Seele ist wunderbar gemischt! Sie kann den tiefsten Schmerz neben dem höchsten Glück empfinden — ja so fühlt oft eins nur durch das andere."

Ein Blick auf Bianca, ein Druck ihrer in der seinen ruhenden Hand sagte der Geliebten, wie er diese Worte verstehe und ihre Wahrheit an sich selbst geprüft habe; denn seine Liebe drang unter den Gefahren, denen er sie entreißen, unter den Schmerzen, in denen sie ihn tröstend erheben mußte, mit immer tiefer greifenden Wurzeln in sein Herz.

„Glück gibt eine zu zarte Haut“, warf Bernhard hin; „ein geknicktes Rosenblatt drückt uns wie den sybaritischen Alcibiades. Das Unglück zieht uns einen schuppigen Harnisch über die Brust, daß die schönsten Pfeile zuletzt matt und stumpf abprallen. Es schlägt dann freilich nicht mehr viel Herz hinter einem solchen Panzer, sondern die Versteinerung dringt bis mitten hinein, und die Wunden bluten nur deshalb nicht, weil sie schon verblutet sind.“

Er hielt während dieser Worte sein beobachtendes Auge fest auf Jaromir gespannt, der noch immer in der Glut des Ofens schürte.

„Eine schöne, helle Flamme, nicht wahr, Rasinski?“ sprach er, da alle umher schwiegen, mit tonloser Stimme und sah sich mit einem seltsamen Lächeln um.

„Freilich, freilich“, erwiderte der Gefragte halb zerstreut; „der Mensch wird gedemüthigt und lernt, daß er aus Erde, aus Staub, aus Asche besteht.“

„Wohl, wohl“, fiel Bernhard ein; „ich weiß, was du eigentlich sagen willst. Man kann ihm das Herz mit einem glühenden Schwert durchbohren und es zur Kohle ausbrennen; falls der Magen unverletzt geblieben ist, wird ein tüchtiger Hunger doch nicht ausbleiben. Mich hungert, beim Himmel. Und ich wünschte“, setzte er leise hinzu, „Jaromir hätte Trank und Speise und ginge schlafen, daß seine stumpf gereizten Nerven ausruhten und wieder neues Gefühl bekämen.“

Erst jetzt warf Rasinski einen forschenden Blick auf den Unglücklichen und entfärbte sich, als er die gleichgültigen Züge desselben scharf ins Auge gefaßt hatte. „Du hast recht“, sprach er hastig leise zu Bernhard; „wir müssen Anstalten treffen.“

Entschlossen, thatkräftig wie er war, riß er sich sogleich

aus seiner brütenden Schwermuth auf und suchte den Wirth auf, der hinausgegangen war. Er fand den Alten willig, herzugeben, was man bedurfte, zumal Rasinski ihm die Versicherung gab, daß er die letzten Feinde beherberge und vom nächsten Morgen an nur Russen nachrücken würden, die mit allem so reichlich versehen wären, daß sie die ausgesogenen, geplünderten Einwohner noch unterstützen könnten.

„Freilich haben wir wenig gerettet", begann der Alte, „doch ist noch Brot da und etwas Honig, auch ein Fäßchen Branntwein. Ich kann euch eine warme Suppe bereiten."

„Bringt uns, was Ihr vermögt — wir wollen Euch auch zur Hand gehen."

„Heilige Mutter Marie!" rief der Alte plötzlich erschreckt und kreuzte die Arme; „da pocht es an der Thür. Wenn ihrer mehrere hier eindringen, sind wir verloren!"

„Laßt mich öffnen", sprach Rasinski; „wir können, solange Raum ist, nicht so unmenschlich sein, unsere Kameraden der erstarrenden Nacht preiszugeben." Er schritt gegen die wohlverwahrte Thür und fragte auf französisch: „Wer ist da draußen? Was wollt ihr?"

Indem eilte Bernhard schon heraus und rief: „Es sind von unsern Leuten dabei, ich habe sie erkannt."

Sie öffneten schnell. Fünf halberstarrte Krieger von Rasinski's Regiment umlagerten die Thür. Sie hatten ihren geliebten Führer in der Verwirrung des Gefechts verloren und nun ein Obdach im Flecken gesucht. Doch waren alle Häuser überfüllt, weil der Marschall Victor den Ort schon besetzt hatte, was freilich aus andern Ursachen ein Glück genannt werden mußte, indem seine Truppen die von der Westseite eindringenden Russen zurückgeschlagen hatten. Von Haus zu Haus suchend, überall zurückgewiesen, gab ein Offizier den vor Frost schon fast Umkommenden endlich eine

Spur von Rasinski, den er mit Jaromir und den übrigen, als sie den Leichnam Boleslaw's trugen, hatte über das Feld gehen sehen. Seiner Weisung folgend, erreichten sie glücklich das kleine Haus, das, wie es oft zu geschehen pflegt, indem alles nur dem Hauptstrom der Massen folgte, ganz unbemerkt geblieben war.

Die Freude der Rettung strahlte aus den Augen der Unglücklichen, als sie in die erwärmten Räume des Gemaches eintraten, und vollends, da sie ihren Führer, ihre geliebten Offiziere, denn auch Bernhard und Ludwig galten ihnen dafür, erblickten. Diese waren ebenso herzlich froh, einige der verloren Geglaubten aufs neue begrüßen und von dem Verderben retten zu können.

Mit stummem Schmerz überblickte Rasinski diese wenigen Getreuen, die ihn umgaben; sie waren alles, was er von seinem stattlichen Regiment heimführte! Und dennoch mußte er dem Schicksal danken, daß es ihm die theuersten Freunde erhalten hatte. Nur einer war heute als das erste Opfer gefallen! Er flehte innerlich zu dem Allmächtigen, daß es das letzte sein möge!

Siebentes Kapitel.

Eine nährende Mahlzeit hatte die Ermüdeten erquickt; jetzt überwältigte die Abspannung des Körpers selbst den tiefsten Schmerz der Seele. Alle sanken sie bald in langentbehrten, süßen Schlaf, der sie, fast dem Tode gleich, in gänzliches Vergessen versenkte.

Der Winter ließ indessen von seinem Grimm nicht nach, sondern sandte seine Schrecken in immer wachsendem Maße auf die Gefilde herab. Ein Heil lag in diesem Unheil; die starren Fesseln der Kälte, die sich den Flüchtenden als Schlingen um die Füße legten, lähmten auch die Schritte der Verfolger. Die Schrecken der Natur überboten die des Kampfes so gewaltig, daß sie einen unverabredeten Waffenstillstand erzeugten.

Ein tobendes Pochen an der Thür und ein wildes Geschrei vor derselben weckte Rasinski aus dem Schlaf. Er fuhr rasch empor, und kriegerisch gewohnt, sogleich seine ganze Besonnenheit beisammen zu haben, horchte er, bevor er auf das Anrufen und Sprechen antwortete, scharf hin, um zu prüfen, ob Freunde oder Feinde sich näherten. Bald unterschied er, daß es Russen waren, die an der Pforte pochten. Er sah rasch nach der Uhr; die sechste Stunde war vorbei. Es mußte draußen noch völlig dunkel sein. Seine Gefährten ringsumher schliefen noch fest, nur der Wirth fing an zu erwachen und fragte halb im Schlafe: „Wer da?"

Rasinski sprang auf, rüttelte ihn vollends wach und raunte ihm leise zu: „Du bist verloren, wenn du uns mit einer Silbe verräthst; laß mich allein handeln." Der erschrockene Alte deutete durch Zeichen an, daß er gehorsam sein wolle. Rasinski ging hierauf aus dem Gemach gegen die Thür zu und fragte in russischer Sprache:

„Wer ist da?"

„Wir sind Russen, Freund", tönte die Antwort. „Die Kälte bringt uns um, wir haben einen Nachtmarsch gemacht; öffne geschwind, wir sind nur wenige!"

„Bei der heiligen Mutter Marie", antwortete Rasinski, „so seid ihr verloren, wenn ich öffne; denn das Haus ist voll Franzosen. Reitet ja eiligst zurück."

„Teufel!“ rief es draußen. „Wie viel sind ihrer?“

„O, soviel das Haus fassen kann. Ueber funfzig, Herr, und viele Offiziere!“

„So schweig bei deinem Leben. In einer halben Stunde müssen meine Leute heran sein. Ich eile ihnen entgegen. Was dieses Haus an Feinden verbirgt, muß in unsere Hände fallen. Ist der Ort auch noch besetzt?“

„Ich weiß es nicht, Herr! Vielleicht sind sie schon aufgebrochen!“

„So müssen wir eilen! In einer halben Stunde sind wir wieder hier. Halte deine Gäste ja so lange auf!“

Mit diesen Worten entfernten sich die Reiter. Vorsichtig horchte Rasinski, bis der Hufschlag der Pferde sich verlor; dann rüttelte er die Freunde aus dem Schlafe auf.

„Was gibt's?“ fuhr Bernhard empor.

„Der Feind ist uns auf der Ferse“, antwortete Rasinski. „Eilt, wir müssen augenblicks fort und hinunter in den Flecken und alles wecken, was noch nicht wach ist. In einer halben Stunde rücken die Kosacken heran.“

Diese Worte brachten die Schlaftrunkenen zur vollsten Besinnung. Ehe drei Minuten vergingen, hatte sich alles aufgerafft und war zur Wanderung durch die grimmige Winternacht bereit. Der Wirth mußte herbeischaffen, was er von Lebensmitteln und Branntwein besaß, um es zu theilen und mitzunehmen. Der zitternde Greis ergriff Rasinski's Hand und sprach: „O, Herr, wie wird mir's ergehen! Wird man mich nicht für einen Verräther halten und Rache an mir nehmen?“

„Nein, Alter, gewiß nicht“, erwiderte Rasinski; „sprich die volle Wahrheit, sie wird dich schützen. Doch halt — ich will dich noch sicherer stellen.“

Er nahm ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb mit Bleistift französisch folgende Worte darauf:

„Herr Kamerad! Es lag nur an uns, Sie zu unserm Gefangenen zu machen, wenn wir hinterlistig öffneten. Wir wollten aber nur unsere Rettung; denn die Opfer dieses Kriegs zu mehren erscheint nur als Grausamkeit. Werfen Sie keinen Verdacht auf den greisen Wirth dieses Hauses, denn nicht er, sondern ein Offizier, der Ihrer Sprache mächtig ist, sprach mit Ihnen, während alle übrigen im tiefsten Schlafe lagen.“

Hierauf faltete er den Zettel zusammen, gab ihn dem Alten und sprach: „Dieses Blatt sichert dich vollkommen. Vergiß deinen Schwur nicht! Bestatte den Todten, den wir dir zurücklassen. Laß ihn in dem Gewölbe euerer Kirche beisetzen. Nimm diese Börse, sie wird dir die Mittel dazu und überdies einen reichlichen Lohn gewähren. Vielleicht vergönnt es mir der Friede, bald zurückzukehren. Kannst du mir dann den Sarg mit dem theuern Leichnam zeigen, so sollst du zehnfach soviel Gold empfangen. Jetzt leb wohl, Alter! Der Himmel segne dich, wenn du dein Versprechen redlich erfüllst.“

Alle waren bereit; man brach auf, Rasinski schritt voran.

Schwarze Nacht umhüllte die Erde. Rings eine lautlose Stille; nur das Knistern des Schnees unter den Füßen der Wanderer war zu hören. Niemand sprach, denn die schneidende Kälte machte jeden Athemzug schmerzlich. Das Antlitz so dicht als möglich verhüllt und verbunden, schritt jeder, nur mit sich selbst beschäftigt, in stummem Grauen vor sich hin.

Als sie an die ersten Hütten des Fleckens kamen, fanden sie die Thüren offen, die Häuser leer. Man war schon aufgebrochen.

„Es scheint, wir sind allein zurückgeblieben und haben den Feind nahe auf den Fersen“, sprach Rasinski zu Bernhard. „Wir müssen unsere Schritte beschleunigen, damit wir jenseits den Wald erreichen; dort finden wir wol Schutz genug, selbst wenn der Tag anbricht.“ Die eine ruhige Nacht hatte die Kräfte der Wandernden so gestärkt, daß sie neuen Beschwerden gewachsen waren. Nur die entsetzliche Kälte packte diejenigen, deren Kleidung nicht dicht genug war, mit zu mörderischer Gewalt an, zumal als sie jenseit des Fleckens in freiem Felde eine kleine Anhöhe hinanstiegen. Bald trafen sie die Spuren des Heeres; denn der Fuß stieß im Finstern häufig an Leichen, die, zu Stein erstarrt, mitten im Wege lagen. Mit grausender Brust schritten sie daran vorüber, und niemand wagte dem Nächsten seine Empfindungen zu enthüllen. Doch trug jeder das bange Gefühl der Angst in sich, vielleicht bald selbst erschöpft auf diesen unwirthbaren Boden niederzusinken und in den eisigen Armen des Winters fürchterlich zu erstarren.

Rasinski, der diese Gegend genau kannte, bog von der großen Straße ab, um Smorgoni auf einem nähern und sicherern Wege zu erreichen. Zugleich entzog der Wald sie den Blicken des etwa verfolgenden Feindes. Die Kälte trieb zur möglichst raschen Wanderung an, sodaß man, als die dunkelrothe Scheibe der Sonne am Horizont emporstieg und ihre ersten Strahlen durch die düstern Gitter der Fichten warf, schon eine bedeutende Strecke zurückgelegt hatte.

Bianca trug die Beschwerden mit heldenmüthiger Entschlossenheit; man hörte keinen Klagelaut, keinen Seufzer von ihr, wiewol ihr zarter Körperbau unter solchen Anstrengungen erliegen zu müssen schien. Ja selbst ihr Blick wurde nicht traurig und besorgt, und da sie das Sprechen vermeiden mußte, sah sie doch Bernhard und Ludwig oft mit freund-

lichen Augen an, als wollte sie sagen: „Bekümmert euch nicht um mich; es geht mir wohl.“

Endlich gebot die Erschöpfung einige Augenblicke der Rast, so gefährlich diese bei der Kälte war; denn sobald der Schlaf den ermüdeten Körper übermannte, stand auch schon der Tod lauernd hinter dem sanftern Bruder, um das Augenlid, das dieser mild herabgesenkt hatte, mit eherner Hand auf ewig zu schließen. Rasinski hieß die Freunde sich auf einen starken Baumstamm, der am Wege lag, niedersetzen; er selbst ging auf und nieder und bewachte die ihm Anvertrauten mit sorgender Treue, damit keinen der Schlummer überfalle. Diesen Dienst leisteten alle einander gegenseitig. So brachten sie zwei Mittagsstunden, meist sitzend und somit ruhend zu. Dann setzten sie den Weg fort und erreichten am späten Abend Smorgoni. Die Stadt war voller Truppen, doch Rasinski traf durch einen glücklichen Zufall den Marschall Ney, der ihm für sich und die Seinigen ein Obdach verschaffte und ihn dann sogleich zu sich berief.

Nach einer Stunde kam er zurück.

„Um des Himmels willen, was ist dir?“ fragte ihn Bernhard, der ihn noch nie so verstört gesehen hatte.

„Ihr werdet's zeitig genug erfahren“, erwiderte Rasinski, „bisjetzt ist es ein Geheimniß.“

Schweigend setzte er sich nieder und stützte das Haupt in die Hand. Alle hielten sich still, niemand wagte ihn mehr zu fragen; sie ehrten seinen stummen Schmerz.

Bernhard beobachtete ihn unvermerkt. Sein dunkles Auge heftete sich an keinen bestimmten Gegenstand; er blickte nur starr vor sich hin und schien die Gegenstände, auf die es traf, nicht zu bemerken. Von Zeit zu Zeit erhob er den Blick gen Himmel, und eine große Thräne drang daraus her-

vor und rann über die Wange herab. Endlich stand er auf. Er schien den Kampf mit seinem Schmerz überstanden zu haben.

„Und was ist's denn mehr? — Es mußte so sein! — Er hatte recht!“ murmelte er vor sich hin. Dann unterbrach er sich plötzlich und sprach freundlich: „Ach ihr Lieben, hört nicht auf mich — ich bin zerstreut. Es liegt mir etwas schwer im Sinn. Der Schlaf wird alles versöhnen.“

Mit diesen Worten hüllte er sich in den Mantel und legte sich auf den Boden nieder, wo die Leute seines Regiments schon seit einer Stunde fest schliefen. Jaromir lag in einer andern Ecke des Zimmers. Er hatte sich, ohne ein einziges Wort laut werden zu lassen, gleich bei seiner Ankunft niedergelegt. Seine Züge glichen denen eines Todten, so unbeweglich und gleichgültig erschienen sie.

Ludwig, Bianca und Bernhard waren allein noch wach. Sie blickten einander wehmüthig an, aber keiner wagte es, seine Besorgnisse zu gestehen. Eine öde Beklommenheit preßte ihnen die Brust zusammen; nur ihre unendliche Liebe leuchtete mit sanftem Schimmer in diese finstere Nacht hinein und tröstete das verzagende Herz.

So verstrich abermals eine Nacht, bis die Dämmerung zu neuen Gefahren und Qualen erweckte. Als sie zum Aufbruch gerüstet waren, trat Rasinski unter die Freunde und sprach: „Jetzt kann ich euch entdecken, was mich gestern fast zermalmte. Der Kaiser hat das Heer verlassen!“ — — —

Alle blickten ihn fragend mit vor Schrecken erstarrten Zügen an.

„Und er that recht!“ fuhr Rasinski fort. „Ich war gestern so erschüttert wie ihr jetzt, denn ich weiß, daß nur das unerschöpfliche Zutrauen zu diesem Riesengeiste das Leben

in den Trümmern des Heeres erhielt. Aber es mußte sein. Wir können nichts mehr retten als uns selbst; der Kaiser hat größere Aufgaben zu lösen. Paris ist jetzt das Schlachtfeld, wo er gebieten muß. Hier ist alles verloren; er mußte eilen, dort alles zu retten. Wir bleiben uns selbst überlassen und wollen uns selbst genügen."

So brachen sie auf.

Achtes Kapitel.

Die Sonne senkte sich hinter düstere nebelgraue Gewölke; vereinzelt, langsam, ermattet wankte eine Schar bleicher Schattenbilder durch den Schnee. Es schienen Wesen aus einer andern Welt, wohin niemals der freundliche Blick der Sonne gedrungen war. In den hohlen, blutenden Augen wohnte der Jammer; das Gespenst des Hungers grinste aus eingesunkenen Wangen und verzerrten Lippen; heulend und klappernd schlug der Frost die Zähne gegeneinander, und auf der öden Stirn, in dem irren Blicke ließ sich das Grauen des Wahnsinns spüren. So taumelten die entsetzlichen Gestalten betäubt, bewußtlos durcheinander hin, und wo noch ein fühlendes Wesen unter ihnen wandelte, das wurde übersättigt mit dem Grausen ringsumher, bis der Schauder jeden Nerv abgestumpft hatte, oder das Gespenst des Wahnsinns endlich doch die Uebermacht gewann und mit langsamen Qualen den vergeblich abwehrenden Geist mit seinen schauerlichen Fesseln umgab.

Bianca hatte den Schleier über ihr Antlitz gezogen und verhüllte sich so die Gemälde des Entsetzens um sie her. Bernhard und Ludwig gingen ihr zur Seite, sie trugen abwechselnd das Kind in eine große Decke gehüllt auf dem Rücken, denn die erstarrten Arme vermochten es nicht mehr zu umfassen. Das kleine Wesen allein weilte wie ein ahnungsloser Engel unter diesen Schreckensgestalten; die Kälte ermüdete es so, daß es meist in Schlaf sank, aber ohne zu erstarren, denn Bianca's Liebe hatte es in undurchdringliche Hüllen geborgen.

Rasinski schritt voran mit Jaromir, der, schwach und schwankend, der Stütze bedurfte: der edle, väterliche Freund leitete den Jüngling mit unermüdlicher Sorge. Sein Zustand flößte selbst inmitten dieses allgemeinen Jammers ein tiefes Erbarmen ein; denn der innere Gram erfüllte ihn so mit bittern Schmerzen, daß er die äußern Qualen fast bewußtlos ertrug.

Er sprach nicht; nur ein leiser, banger Seufzer entschwebte von Zeit zu Zeit seinen Lippen.

Solange das Licht, diese Bürgschaft der ewigen Gnade, den Luftkreis erfüllte, hielten sich die Hoffnungen noch aufrecht. Aber sobald die Nacht herabsank und sich finster über die erstarrte Erde lagerte, schwand der letzte glimmende Funke des Muthes aus der Brust und ein banges Verzagen beugte auch die Stärksten.

Nun war die Sonne verschwunden; die Dämmerung begann; der Weg senkte sich in die ungemessenen Tiefen eines düstern Waldes; keine Hoffnung mehr auf ein schirmendes Obdach. Wie finstere Riesen stiegen die mächtigen Fichten am Wege auf und streckten ihre schwarzen Arme schauerlich überhin. Das dichte Geflecht ihrer Zweige verbarg jeden Schimmer des Himmels; sie schienen ein ungeheueres Gruft-

gewölbe zu bauen, das Raum für viele Tausende bot. Vergeblich spähte der Blick, das Ende der Waldung zu ermessen, ob nicht hinter ihrem düstern Reich eine wirthliche Hütte der Menschen sich aufthue, um den Ermatteten Rast und Obdach zu bieten. An diesen langsam sterbenden Flämmchen der Hoffnung schleppten sich die Qualbelasteten Schritt vor Schritt weiter, bis die letzten Kräfte versagten. Dann taumelten sie, der Fuß glitt aus auf dem glatten Spiegel der Eisrinde, sie stürzten zusammen oder sanken ermattet in die Knie. Vergeblich streckten sie die Arme noch einmal zu den vorüberschwankenden Unglücksgefährten aus, kein Ohr vernahm mehr die Stimme des flehenden Jammers. Der Winter umschlang seine Opfer mit kalten Armen und hauchte sie mit eisigem Todesathem an; das Blut erstarrte in den Adern, so drang der Tod bis an das Herz; jetzt hatte er es erreicht, es hörte auf zu schlagen, die Marter war geendet, das Haupt sank vorwärts, ein dunkler Blutstrom stürzte aus dem Munde hervor, und mit ihm war die letzte Lebensspur entflohen.

Die Hoffnung; ein Obdach zu gewinnen, wurde endlich von allen aufgegeben; es blieb keine Wahl mehr, man mußte sich der Kälte ohne Schutz und Schirm preisgeben. Viele Scharen machten auf Befehl der Führer halt und richteten sich zum Bivouak ein.

Bernhard ließ denselben Wunsch laut werden, doch Rasinski munterte ihn auf, den Weg noch eine Zeit fortzusetzen. Gewohnt, dem Führer zu vertrauen, folgten alle seinem Rath. Plötzlich stand Rasinski still. „Jetzt haltet an, meine Freunde“, sprach er, „hier wollen wir Feuer anzuzünden suchen, und sehen, ob wir diese entsetzenvolle Nacht überdauern.“

„Gut denn“, sprach Bernhard so entschlossen er ver-

mochte, um Bianca's ersterbenden Muth neu zu beleben. „Wölfe flüchten ja vor den Flammen, laßt sehen, ob dieses Ungethüm, das uns schon die kalten Zähne an die Brust setzt, nicht zu verjagen ist.“

Rasinski hatte selbst in dieser verzweifelndsten Lage weder den scharfen Blick, der mitten im Drange der Gefahren alle Rettungswege erspäht, noch die entschiedene Kraft verloren, die mit fester Hand dem brausenden Gespann des Verderbens in die Zügel fällt, und es auch dann noch zu lenken und zu bändigen versucht, wo es schon mit uns in den Abgrund zu stürzen droht.

Darum war er bisjetzt, trotz der äußersten Erschöpfung, weiter gewandert; denn er spähte nach einer Stelle, wo das Anlegen der Feuer ausführbar war. Ueberall traf er nur starkstämmiges, hochgewachsenes oder ganz junges Holz. Wie sollte das zu fällen oder in Brand zu setzen sein? Wer besaß noch die Kräfte, eine hohe Fichte hinanzusteigen und droben mit dem stumpfen Säbel oder Beil Zweige abzuhauen? Zudem war der Boden überall hoch mit Schnee bedeckt, sodaß, wenn man die Feuer darauf anzündete, alles ringsum schmelzen und das Lagern unmöglich machen mußte. Hier aber hatte sein unablässig umherspähendes Auge zwei verdorrte Stämme entdeckt, deren einer halb eingebrochen gegen einen umgehauenen Nachbarstamm gelehnt war. Diese konnte man fällen, diese in Brand setzen, und alsdann war in den hochlodernden Flammen auch jüngeres Holz zu nutzen. Auch hatte er sein Augenmerk auf einen steilen Erdabsturz von einigen Fuß Höhe gerichtet, vor welchem kein Schnee lag, weil der Wind ihn im Fallen schräg über den Absatz hingejagt hatte. War es möglich, die Nacht zu überdauern, so konnte es am sichersten hier geschehen.

Eilig hieß er daher die Leute von jener Stelle und jenen Bäumen Besitz nehmen, und war der erste, der selbst Hand anlegte.

Bernhard, der, seit der Sergeant Ferrand ihn angefallen hatte, wieder Waffen trug, eilte mit einem breiten Hirschfänger zum Holzfällen heran. Ludwig war beschäftigt, den Schnee noch weiter hinwegzuräumen, sodaß man einen freien Lagerplatz gewann. Rasinski brach mit Jaromir, der ungeheißen aber stumm alles mitthat, die dünnen Zweige von den Stämmen. Die vereinte Thätigkeit so vieler Wackern erreichte in wenigen Minuten das Ziel. Eine helle Flamme loderte auf; der Boden wurde mit frischen Fichtenzweigen zur Lagerstatt bedeckt, die man dicht unter dem Abhang anlegte, um gegen den Sturm gedeckt zu sein; man schickte sich an, die sorgsam aufgesparten Nahrungsmittel zu bereiten.

Die erwärmende Flamme flößte neues Leben in die erstarrten Glieder; die erschöpft geglaubte Kraft kehrte nach dem Genuß einiger Speise wieder zurück. Fast mit Erstaunen empfanden sie alle, daß die Natur noch nicht unterliege, und ein neuer Lichtblick der Hoffnung dämmerte ihnen auf.

Das lodernde Feuer hatte bald auch fremde, einzeln wandernde Krieger herangezogen; im dichten Kreise lagerten sie sich umher, so nahe wie die Glut es zuließ. Es schien, als könnten sie sich nach der langen Entbehrung nicht ersättigen in dem Gefühl lebenerzeugender Wärme. Doch der Andrang der heranschwankenden Unglücklichen wurde immer größer. Schon gebrach es an Raum, und wollte man einen neuen Gefährten aufnehmen, so mußte ein bereits gelagerter es mit dem Opfer erkaufen, die eigene Lage zu verschlimmern. Aber es war nicht mehr die Zeit, wo einer für den andern mit menschlicher Bereitwilligkeit einen Theil seiner Vortheile

aufgab, um ihn vom Verderben zu retten. Das Bedürfniß war zu dringend geworden, die Grenze zwischen Leben und Tod zu schmal. Die kleinste Nachgiebigkeit konnte so von der Flamme entfernen, daß man hinterrücks von der Kälte gepackt wurde. Darum gab es nur für einen Raum; wer ihn abtrat, mußte selbst verderben. Es war ein grauses Würfelspiel des Zufalls um Rettung oder Vernichtung. Hagere Schattenbilder schwankten aus dem Dunkel, das den Feuerkreis umgab, heran und erschienen wie gräßliche Gespenster in dem düsterrothen Glanze der Flammen; vom bewußtlosen Trieb der Erhaltung gespornt, wollten sie sich in den Kreis der Gelagerten eindrängen, doch sie wurden grausam unerbittlich zurückgewiesen. Die Angst erzeugte eine ohnmächtige Wuth; sie versuchten ihre Kameraden bei den Schultern, bei den Haaren zurückzureißen, doch diese setzten sich mit verzweifeltem Grimm zur Wehr und trieben die Elenden mit den Waffen zurück.

Diese letzte Anstrengung der Todesangst hat die Kräfte der Hülflosen bald erschöpft; jammernd werfen sie sich auf die Knie und flehen ihre Brüder um Rettung an. Vergebens! Menschen und Himmel blieben gleich taub gegen den herzzerreißenden Ruf um Erbarmen. Im verzweifelten Kampfe des Todes stürzen die Unseligen zu Boden, ihr lauter Jammerton verliert sich in ein leises Aechzen und Wimmern, und bald zeigt das Verstummen ihrer letzten Seufzer an, daß der starre Tod ihre Qualen geendet hat. So bildet sich ein schauderhafter Kreis von Leichen um den der Lebenden.

Bianca's zu weiches Herz hätte diesen Foltern nicht widerstanden; ihre Milde würde sich so lange selbst geopfert haben, bis das Verderben ihr eigenes Haupt ereilte. Doch über ihr waltete die Gnade des Erbarmers; noch ehe das

Gräßliche sich an ihrer Seite begab, hatte tiefer, todtenähnlicher Schlaf eine Binde um ihr Auge gelegt, daß sie das Schauspiel des Entsetzens nicht sah; die dämmernde Hülle des Vergessens umwob ihre Seele mit tiefen Schleiern. Es war das süßeste Labsal, welches die Hand der Gnade an dieser grauenvollen Stätte reichen konnte.

Ludwig und Bernhard ruhten zur Seite der Schlummernden und schützten sie durch ihre Nähe. Gegen Bernhard's Brust hatte sich Jaromir ängstlich schauernd gedrückt; ein innerer Frost schien ihn fieberartig zu schütteln, denn der Gewalt des Winters hatte sein jugendlicher Körper bisher ausdauernder getrotzt als irgendeiner der Gefährten; doch jetzt brach er sogar sein tiefes, beängstigendes Schweigen und fing, was in seiner Art nicht lag, bitterlich an zu klagen. „Mich friert, Bernhard, die Kälte umschleicht mir lauernd das Herz. Ach, laß mich an deiner Brust ruhen! — Und hier, hier glüht es wie Feuer!" Dabei streifte er sich mit der Hand schwer über die Stirn, als wolle er den brennenden Schmerz lindern.

Mit tiefstem Erbarmen blickte Bernhard ihn an, denn das Auge des Jünglings irrte unstet umher und verrieth die Verwirrung seines einst so hellen Geistes. Die stumpfe Betäubung desselben, welche die Freunde bisher mit banger Sorge beobachtet hatten, ging nun in eine wilde, ängstigende Aufregung über, deren zerstörendes Gift die Keime des Lebens schnell vernichten mußte. Nur Schlummer, tiefer erquickender Schlummer konnte Rettung bringen, doch schien es, als ob sein milderndes Oel gegen die aufgethürmten Wogen der qualbeladenen Seele nichts mehr vermöchte; denn der Schlaf, der nach dieser ungeheuern Anstrengung jedes Haupt mit bleierner Last zu Boden drückte, sobald die Anspannung des Willens nur einen Augenblick nachließ, gaukelte um den

Ermatteten nur wie ein gescheuchter Nachtschmetterling und senkte die sanften Schwingen nicht herab.

„Komm, komm", sprach Bernhard mit dem ganzen Ausdrucke der Liebe, „laß dein heißes Haupt hier an meiner Brust ruhen, der Schlaf wird es bald kühlen. Trinke mit uns diese Flut des Lethe, damit wir vergessen, was ringsum geschieht. Alles vergessen, ist ja das Beste, was wir hier von den Göttern erbitten können! Komm, komm, schlafe, mein Bruder!"

„Ja, vergessen!" seufzte Jaromir schwer, indem er sich schauernd an den Freund drängte; er umklammerte ihn fester mit seinen Armen und drückte das Haupt gegen seine Brust. Bernhard fühlte, wie der Unglückselige fieberhaft zitterte, und schloß ihn mit Freundesangst und Liebe an sein Herz. „Nur dieses eine Leben", flehte er innerlich, „erhalte uns, Allmächtiger; die Wunde würde das schönste Herz zu grausam durchschneiden!"

Doch die Erschöpfung ließ den Gesunden nicht lange wach; wenige Augenblicke und er lag fest umwunden von den Armen des Schlafs und wußte nicht mehr, ob ein Freund an seiner Brust, eine Schwester ihm zur Seite ruhe.

Rasinski allein saß wachend in dem Kreise, über dem jetzo eine tiefe grauenvolle Stille waltete. Regungslos, als hätte der starre Tod sie hingestreckt, waren die Gefährten umhergelagert; der düstere Schimmer der Glut beleuchtete die von seltsam abenteuerlicher Tracht umhüllten Gestalten. Immer zuerst für andere sorgend, hatte Rasinski es auch zuerst übernommen, des Feuers zu wahren. Er schürte die Glut, daß die Funken in langer Garbe aufsprühten, und warf frisches Holz hinein, junge Tannenzweige, von denen eine schwarze Rauchsäule düster emporwirbelte und über die Häupter der Schlummernden hinwegzog. Finster blickend,

den Arm auf das gebogene Knie, das Haupt in die Hand gestützt, saß der heldenmüthige Mann, und schwere Gedanken zogen durch seine Seele. Er überblickte den Lauf seines Lebens. Was war es gewesen? Schmerz und Qual, heißes Sehnen, Streben und Drängen, Arbeit und Mühen, Wagniß und Gefahren — und nirgends Lohn als das Zeugniß der Ehre und des Rechts in der eigenen Brust. Von Jugend auf der Gram und die nagende Erbitterung um das in Schmach und Unheil gestürzte Vaterland; seit dem Jünglingsalter in die wilden Strudel der Weltgeschicke geschleudert; fortgetrieben auf dem Strome des Lebens an den grünen Ufern vorbei, ohne Frist zum Landen und Verweilen, kaum durch den fernen Gruß einer holden, winkenden Gestalt erquickt; jedes freundliche Bild des lächelnden Glücks rasch durch rauhe Stürme verweht — was hatte diese Brust geduldet und getragen!

„Hm, Hm", murmelte er vor sich hin, „was willst du denn? Hat nicht die glänzende Sonne der Ehre deinem Leben von Jugend auf gestrahlt? — Ach, sie ist keine Sonne, nur ein Stern, der auf dunkelm Nachthimmel glänzt, aber diese trauliche Wohnstätte der Erde nicht erleuchtet, nicht erwärmt! Durch! Vorwärts! Empor die Stirn! Hast du Schicksal meine Brust mit deinem ehernen Harnisch umgeben, daß sie nie berührt werden konnte von der weichen Umarmung der Liebe und des Friedens, so sei sie wenigstens gewaffnet für den Kampf, und der scharfe Pfeil pralle ebenso machtlos zurück. Ich fordere dich heraus, häufe deine Schrecken, deine Qualen! Die Stunde wird kommen, wo du mir obsiegst, aber niemals die, wo ich mein Haupt verzagend vor deinem drohenden Arm verberge."

Er richtete sich auf; selbst als der Muth der Stärksten

brach, erwachte in ihm das stolze Bewußtsein edler Kraft, und er zeigte dem Schicksal ein trotzendes Antlitz.

Schweigend, aufmerksam, wachsam saß er vor der Flamme; den Schlaf scheuchte sein mächtiger Wille, denn er hütete das theuere Leben der Freunde.

Neuntes Kapitel.

Die Stunde war vorüber, da rüttelte er Jaromir auf. „Nun ist's an dir zu wachen; vermagst du's aber auch? Du scheinst krank, denn du lagst nur im unruhigen Halbschlaf, während die andern regungslos von seinen bleiernen Banden gefesselt sind."

Das Gefühl für kriegerische Pflichten hatte Jaromir noch nicht verloren; hier gehorchte er pünktlich und wußte sich aus Gewohnheit der Ehre zusammenzuraffen. Darum antwortete er schnell: „Ich bin wach, lege du dich jetzt nieder, kein Schlaf soll auf meine Augen sinken!"

Rasinski war beruhigt, als er die entschlossene Miene Jaromir's sah, auf den er sich sonst unbedingt verlassen konnte. Er wickelte sich daher fester in den Mantel ein und lehnte sich zurück, um der Ruhe zu genießen.

Jaromir nahm einen langen Stab von Fichtenholz und schürte die Flammen. Alles war todtenstill umher, kein Fuß rührte sich, kein Laut wurde hörbar.

„Es ist doch kalt", sprach der Einsame vor sich hin und starrte in die Glut. Ein Schauer rüttelte ihn. Im Nacken fühlte er die eisige Hand des Winters, während ihm die

Flamme das Angesicht fast versengte. Doch mehr als diese zwiefache Marter peinigten ihn die Nattern in seiner Brust. Noch war die Klarheit seines Geistes nicht entwichen, denn er empfand noch mit ahnungsvollem Grauen, wie sich düstere Wolken des Wahns im wechselnden Vorüberziehen vor die reine Sonne des Bewußtseins wälzten. „Ich weiß nicht“, dachte er, „träume ich mehr im Wachen, oder wache ich mehr im Traume. Ich fühle kaum einen Unterschied zwischen Schlafen und Wachen; es wälzt sich wie ein langsam kreisender Nebel um mich her. Wie ruhig diese alle schlafen.“

Seine Blicke weilten auf dem Antlitz der Freunde. „Ja, sie schlafen fest, sie träumen wol gar süß! Ach! Wer alle Qual so verträumen könnte! Wer nie, nie wieder erwachte!“ Es überkam ihn wie ein übermannender Schwindel; er mußte die ganze Gewalt seines Willens, den scharfen Stachel seines Ehrgefühls zu Hülfe nehmen, um nicht betäubt zurückzusinken.

Plötzlich hörte er ganz in der Nähe, aber aus dem unbestimmten Raume des Dunkels, laut auflachen.

Als schlüge ein kalter Blitz des Entsetzens in seine Brust, so zuckte er bei diesem Tone zusammen, der in der grausen Umgebung wie die frechste Gotteslästerung klang.

„Wer da?“ wollte er laut anrufen, aber die Stimme erstarb ihm auf der Lippe und sein Auge suchte unstet starrend in der Finsterniß den bösen Geist des Abgrundes, der hier lauern mußte.

Da trat aus dem Schattenkreis der Nacht eine grausenhafte Gestalt in den Glanz des Feuers. Es war ein riesengroßer Küraßier, in einen zerlumpten Mantel gehüllt, das Haupt unter dem Helm mit einem blutigen Tuche umwun=

den; er trug einen jungen Fichtenbaum als langen Wanderstab in der Hand.

„Guten Abend“, sprach er mit hohler Stimme herüber zu Jaromir, „guten Abend, Kamerad! Hier geht's lustig zu!“

„Was willst du?“ rief Jaromir entsetzt, „hebe dich hinweg, du Ungethüm!“

Der Kürassier starrte ihn aus hohlen Augen an, verzerrte den Mund zu einem fürchterlichen Grinsen und fletschte wie ein ergrimmtes Thier die Zähne.

„Ha, ha, ha!“ lachte er gellend auf. „Schlaft ihr so fest, ihr Faulenzer?“ Dabei stampfte er mit dem Fuß auf den Leichnam eines Erstarrten, auf dem er stand. „Wacht auf! Kommt mit mir!“

Einen Augenblick stand er wie lauschend; dann taumelte er mit mühsamen Schritten näher und wankte auf das Feuer zu.

„Zurück!“ rief Jaromir. „Zurück, oder ich schieße dich nieder.“ Er zog das Pistol, hielt es aber in zitternder Hand und vermochte nicht es zu erheben.

Der Wahnwitzige starrte ihn mit stumpfer Gleichgültigkeit an; bald zuckte ein wildes Lachen, bald der Ausdruck des tiefsten Elends über seine eingefallenen Züge. Jaromir — das Entsetzen lähmte ihm jede Muskel — hing sprachlos, bleich, mit unverwandten Blicken an der Gestalt. Sie stand groß aufgerichtet, streckte die hagern Arme unter dem Mantel hervor und machte seltsame Bewegungen.

„Was willst du, gräßlicher Unhold?“ fragte er endlich mit halbversagender Stimme, schon selbst betäubt und irr.

„Hu, mich friert!“ heulte der Rasende und schüttelte sich. Dann griff er wie ein spielendes Kind nach der Flamme und wankte ihr näher und näher, bis er dicht am Kreise der Schlafenden stand, über die er beide Arme weit hinaus-

streckte. Erst jetzt schien er die Wärme der Glut zu empfinden. Ein leises Wimmern entstieg seiner Brust, dann rief er plötzlich, halb lachend, halb jammernd: „Zu Bett! Ins warme Bett!“ warf seinen Fichtenstab weit weg, taumelte vorwärts über die Gelagerten hin und stürzte sich in rasender Verblendung mitten in die Glut.

„Hülfe! Hülfe!“ schrie Jaromir, dem das Entsetzen das Haar emporsträubte, laut auf und packte Rasinski, mit krampfhafter Gewalt aufrüttelnd, an.

Dieser fuhr empor: „Was gibt's?“

„Da! da!“ stammelte Jaromir mühsam, und deutete auf die Flammen, in denen sich der Unglückselige, in gräßlichen Verzuckungen laut aufheulend, wälzte.

Rasinski ahnte mehr, als er begriff, was vorging; rasch entschlossen sprang er auf, um den Unglücklichen zu retten. Doch es war zu spät. Schon hatte die Glut ihn erstickt; er lag regungslos, die Flamme leckte gierig um seine Glieder, und ein dichter, verpesteter Qualm dampfte in schweren Gewölken empor.

Schaudernd trat Rasinski zurück und wandte sein Antlitz ab, um seine Erschütterung zu verbergen; da sah er, daß rings im Kreise alles im todtenähnlichen Schlafe lag. Keiner war erwacht von dem schaudervollen Ereignisse, das in der Mitte so vieler Lebenden vorging.

Doch regte sich eine Gestalt, es war Bianca. Das gräßliche Geheul des Verbrennenden hatte im Schlummer ihr Ohr getroffen und ihre Seele mit einem ungewissen Grausen erfüllt. In der Ahnung, daß etwas Entsetzliches vorgehe, entrang sie sich mühsam den schweren Fesseln des Schlafs und richtete sich angstvoll umherblickend auf. Da fiel ihr Auge auf Jaromir, der bleich, zitternd, betäubt, noch immer in die Flamme starrte. Mitleidig wandte das

schöne Herz sich zu dem Unglücklichen, denn sie ahnte nicht den Zusammenhang, sondern glaubte, der Wahn, dessen unheimliche Vorzeichen ihn seit diesen letzten Tagen schon mehrfach angetreten hatten, habe sich nun ganz seiner bemächtigt.

„Lieber Jaromir!“ redete sie ihn mit innigstem Tone der Liebe besänftigend an und legte die Hand auf seine Schulter.

Er sah sich befremdet um und schien wie aus einem Traume zu erwachen. „Ach!“ seufzte er leise aus tiefster Brust und ein seltsam wehmüthiges Lächeln schwebte über seine Lippen.

„Es ist nichts, Bianca“, sprach Rasinski rasch hinzutretend; er wollte es vermeiden, daß sie erfahre, was geschehen war. „Schlummere nur weiter, wir wachen schon für dich, Liebe!“

„Ach, Lodoiska! hast du mir endlich vergeben —“ rief Jaromir plötzlich, und seine Stimme brach in ein lautes Weinen aus und er drückte das Haupt auf Bianca's Hand und überströmte sie mit Thränen.

„Heiliger Gott, was ist das!“ rief diese bebend, wagte aber nicht, die Hand zurückzuziehen.

„Besinne dich, Jaromir!“ redete Rasinski ihn ernst an und wollte ihn aufrichten. „Besinne dich, raffe deine Kraft zusammen und erkenne, wo du bist.“

„Ach, Rasinski, sie vergibt mir“, rief der Jüngling aus und sank dem väterlichen Freunde an das Herz; „sie ist eine Heilige, sie zürnt nicht mehr! Um meines sterbenden Boleslaw willen hat sie mir vergeben? Nicht wahr? O du nimmst es nicht zurück. Ich bin deiner nicht mehr werth — aber ich kann es ja nicht ertragen, ohne dich zu leben. Komm nun wieder an meine Brust!“ Er faltete die Hände und sah Bianca mit flehenden Blicken an; große Thränen

rollten ihm die bleichen Wangen herab, aber doch überwehte ein leichter, fliegender Rosenschimmer der Freude sein Antlitz.

„Ich bin ja nicht Lodoiska", erwiderte Bianca mit vergeblich bekämpfter Rührung und suchte die Hände des Unglücklichen sanft zu lösen.

„Du bist es nicht?" rief er plötzlich mit verstörtem Ausdrucke. „Du willst es nicht sein — du hassest mich, du verachtest mich! Ach, nun ist alles vorbei!"

Verzweifelnd warf er sich wieder an Rasinski's Brust und wollte die Arme um seinen Nacken schlingen; doch die Kraft fehlte ihm, er sank bewußtlos zurück.

„Auch das will noch getragen sein", rief Rasinski aus und beugte sich über den bleichen Jüngling. Bianca wollte in ihrer Angst Bernhard und Ludwig wecken, doch Rasinski hinderte es. „Was können sie uns helfen", sprach er düster aber fest, „warum sollen noch andere als wir diese Qual ertragen? Es ist vielleicht bald vorüber!"

„O, entsetzlicher Trost", rief Bianca und rang die Hände. „Nein, nein, das verhängt der Allgütige nicht über uns. Das Maß ist überfüllt, es kann nicht sein, es kann nicht!"

„Bete du zu ihm, reines Herz", sprach Rasinski düster, „ich kann nur handeln, und dein Flehen ist mehr als mein Thun!"

Bianca gehorchte Rasinski's Worten mit demüthiger Ergebung vor dem Allmächtigen. Sie kniete nieder und flehte aus inbrünstigem Herzen um Rettung für den Unglücklichen. Doch ihre Brust wollte sich nicht erleichtern, die Angst blieb lastend auf ihrer Seele.

Rasinski hatte dem Ohnmächtigen die Schläfe mit Schnee gerieben. Er schlug endlich das Auge auf, blickte aber unstet und fremd umher. „Was nehmt ihr mich aus dem [illegible]abe?" fragte er dumpf; „es war so still und kühl da

unten. Ach, ich sehe, die Sonne geht prächtig auf und funkelt in die Gruft. Sie ist schön!"

Er starrte unbeweglich in die Flamme. Plötzlich riß er sich mit überwältigender Kraft aus Rasinski's Arm, sprang auf und rief: „Das ist der brennende Höllenpfuhl! Da stürzen mich die Finstern hinein! Schnell, schnell!" Und mit furchtbarer Miene wollte er vorwärts in die Flamme. Rasinski umschlang ihn mit der Gewalt der Angst, Bianca warf sich ihm zu Füßen und umklammerte seine Knie. „Hülfe, Hülfe, Bruder, Ludwig!" rief sie mit äußerster Anstrengung, da sie beide den Rasenden nicht mehr zu bändigen vermochten. Von dieser Stimme aus dem tiefen Schlaf geweckt, sprang Ludwig empor.

„Himmel, was geschieht?" rief er aus, als er Jaromir im Kampfe mit Rasinski und Bianca sah; zugleich erwachte Bernhard und sprang ebenfalls auf. Es war die höchste Zeit, denn Rasinski vermochte mit seiner vollen Manneskraft den Unglückseligen, der sich mit Gewalt in die Flamme stürzen wollte, nicht mehr zu halten. „Helft, Freunde!" rief er, „helft mir ihn bändigen, sonst ist er verloren."

Ohne zu wissen, was vorging, eilten Bernhard und Ludwig zu Rasinski's Hülfe herbei. Als sie Jaromir's entstellte Züge sahen, ahnten sie freilich, was geschehen sein mochte.

„O, ich habe es längst gefürchtet", seufzte Bernhard aus tiefster Brust, „ihm lag zu viel auf der Seele, er konnte es nicht überdauern."

Nach der übermäßigen Anspannung der Kräfte folgte eine ebenso rasche Erschlaffung. Die Arme sanken dem Unglücklichen matt herab, die Knie brachen unter ihm zusammen. Da schien es, als ob folternde Schmerzen in ihm wütheten, denn er brach in ein lautes, herzzerreißendes Jammern aus. Diese Töne sowie die Unruhe des ganzen Auf-

tritts hatten endlich alle Schläfer ringsum geweckt. Sie richteten sich auf, blickten anfangs verstört, dann unwillig über die Störung umher; es entstand ein dumpfes Murmeln, das von Minute zu Minute wuchs. Sie fingen an auf den Unglücklichen zu deuten, und eine dunkle Vorstellung, als bringe er ihnen Gefahr oder Verderben, bemächtigte sich ihrer Seele.

„Wer ist der Rasende, was will er?" rief endlich ein bärtiger Grenadier voller Ingrimm. „Was raubt er uns die kostbaren Minuten des Schlafs! Werft ihr hinaus aus dem Kreise, er mag erfrieren, wenn er uns stört!"

„Werft ihn hinaus, hinaus!" ertönte beistimmend der tobende Ruf der Erwachten, und mehrere sprangen auf, um die grausame That sogleich zu vollführen.

Bianca that einen lauten Schrei des Entsetzens, Ludwig fing die Sinkende in seinem rechten Arme auf und wehrte einen wild Andringenden mit der Linken ab.

Rasinski, der die Größe der Gefahr sogleich übersah, ließ Jaromir in Bernhard's Armen und sprang mit funkelndem Auge mitten in den Kreis. Schnell entschlossen riß er einen halbbrennenden Ast aus dem Feuer, schwang ihn hoch über dem Haupte und rief mit seiner Löwenstimme, die selbst in den Donnern der Schlacht mächtig herrschte: „Zurück, Elende! Wer einen Schritt vorwärts wagt, dem zerschmettert dieser glühende Stamm das Haupt!"

Die Erbitterten hemmten betroffen und staunend ihre Schritte; die geistige Uebermacht Rasinski's hielt sie gefesselt. Nur jener bärtige Krieger riß den Säbel heraus und schrie wüthend; „Wie, ihr Memmen, fürchtet ihr euch alle vor einem einzigen? Vorwärts! Nieder mit den polnischen Hunden!"

„Raubthier du!" donnerte Rasinski ihm entgegen und

sprang wie ein gereizter Löwe auf den Wüthenden zu. „Zu Boden mit dir, entmenschtes Ungeheuer!“ Zugleich packte er ihn mit kräftiger Gewandtheit im Gelenk der gehobenen Faust, sodaß er seine Waffe nicht zu brauchen vermochte, und schlug ihm mit dem brennenden Ast über den Kopf, daß er zersplitterte und Kohlen und Funken rings umherstoben. Doch der Schlag war durch die dichte Bärmütze entkräftet und hatte nur den Zorn des Erbitterten bis zur schäumenden Wuth gesteigert. Gebaut wie ein Athlet, an Größe seinen Gegner um die Hälfte des Hauptes überragend, ließ er den Säbel fallen und warf sich ringend über Rasinski her, um ihn in die Flamme zu werfen. Dieser kämpfte nur einen Augenblick mit ihm; da glitt er aus, schwankte, sank in die Knie. Er war verloren! Ein ruchloses Ungeheuer drohte das edelste Heldenleben mit roher Uebermacht zu zerstören! Da sprang Ludwig mit Blitzesschnelle ihm zu Hülfe, umschlang den Wüthenden von hinten her und riß ihn zurück, sodaß er mit ihm zu Boden stürzte. Rasinski raffte den entfallenen Säbel auf, riß dem Niedergestürzten mit der Linken die Bärmütze vom Haupt und führte mit der Rechten einen Hieb auf seine Stirn, die ihm den Schädel mitten entzwei spalte. Wie ein König, gebietend, stolz, richtete er sich jetzt empor und trat mit Majestät unter die Staunenden und Erschreckten. „Werft den Leichnam in den Schnee“, gebot er, „lagert euch wieder und schlaft. Es kümmere euch nicht mehr, als ob ich einen Wolf erschlagen hätte.“

Als bedürfe er ihrer nicht, warf er die Waffe verächtlich von sich, nur durch seine erhabenere Seele die Menge beherrschend. Es wagte niemand, sich zu regen; sondern gehorsam packten zwei den blutenden Körper des Gefallenen, trugen ihn einige Schritte weit und warfen ihn auf den Boden.

Rasinski ging, denn der Zorn wogte bei ihm noch wie die See nach dem Sturme, einige Augenblicke auf und nieder, ohne selbst der Freunde zu gewahren. Dann wurde er plötzlich ruhig und milder, reichte dem mit Blut bespritzten Ludwig, der Bianca mit sanften Liebesarmen umfangen hielt, die Hand und sprach: „Du bist mein Retter! Siehst du, das hat der Krieg selbst in dieser grausenden Gestalt noch Schönes vor dem flachen Leben der Alltage voraus, daß er uns jede Stunde Gelegenheit zu größern Diensten der Freundschaft und der Liebe bereitet als ein Menschenalter des schläfrigen Friedens. Du Wackerer! Aber lagert euch wieder, Freunde; es ist nichts als ein Todter mehr unter den Legionen, die um uns erstarrt sind. Ein Krämerhandel gegen den Welthandel des Geschicks!“

Sein Auge wandte sich wieder auf Jaromir; er schien in Ermattung oder Schlummer gesunken und fest mit dem blonden Lockenhaupt an Bernhard's Brust gelehnt. In den stillen, bleichen Zügen lag ein namenloser Schmerz, den kein Lächeln mit einem milden Schleier bedeckte.

„Laß uns ihn in unsere Mitte nehmen, Bernhard“, sprach Rasinski. „Was ist hier zu thun, als ihn der Gnade des Himmels anheimzustellen? Vielleicht beruhigt der Schlaf sein krankes Haupt.“

Er hatte sich wieder gelagert, nahm Jaromir liebend in seine Arme und drückte ihn innig an die Brust. „Hier ruhe aus; die Schauer des Winters sollen dich nicht finden in meinen Armen. Und kannst du, so erwache zu einem mildern Tage!“ Damit lehnte er sich zurück, verhüllte das Haupt und ruhte Herz an Herz mit dem kranken Jünglinge. Bald, so mächtig gebot die allbezwingende Natur, sank er wieder in festen Schlaf. Die Krieger ringsum waren schon längst wieder von seinen betäubenden Banden umschlungen;

so entfloh das gräßliche Ereigniß schneller als ein flüchtig aufdämmerndes Traumbild.

Bernhard und Ludwig wachten gemeinsam, weil ein einzelner doch vielleicht dem Schlafe zu leicht unterlegen wäre, und theilten die Sorge für die Flamme, mit der das Leben aller zur ewigen Nacht erloschen sein würde. Ein scharfer Nachtwind erhob sich; er streifte ihre Wangen mit eisiger Berührung und bewegte die Wipfel der hohen Tannen, daß der Schnee in leichten Flocken herabgeschüttelt wurde.

„Wie uns der Winter im Rücken lauert", murmelte Bernhard; „es ist mir ordentlich, als fühlte ich die ehernen, starren Tatzen im Genick, mit denen er seine Opfer würgt. Fort, du Raubthier! Hier hat dein Reich ein Ende! Hier brennt die Flamme des Heils, die wir heiliger bewahren wollen als die der Vesta!"

„Wie schmal", bemerkte Ludwig, „ist der Ring des Lebens, der sich um diese Sonne zieht. Wir liegen zwischen dem Flammentode und dem des Erstarrens auf der fast untheilbaren Grenzlinie."

„Wenn der Wind uns so scharf anhaucht wie jetzt", erwiderte Bernhard, indem er die Flamme schürte, „und das Feuer uns so glühende Pfeile ins Auge schießt, so ist es freilich fast, als fühle man beide Martern zugleich. Doch was willst du? Ist es nicht das Bild des Weltalls im kleinen? Unsere Erde, eine Spanne näher der Sonnenflamme, verglüht und zerstäubt in Asche, eine Spanne ferner und alles Leben erstarrt in dem öden, kalten, unermeßlichen Weltraum. Der Mensch ist überall so hülflos, so nichtig als hier. Er verschließt nur sein Auge und blickt nicht hinaus über sein schmales Grenzgebiet im Leben, Wissen und Genießen!"

„Nein, Bernhard, du sprichst nicht wahr, nicht einmal wahrhaftig für dich selbst“, entgegnete Ludwig ernst. „Du denkst so klein nicht vom Leben und miskennst die Bürgschaft des Ewigen in seiner kurzen Erscheinung nicht. Wer könnte denn dieses Leben nur einen Augenblick ertragen, ohne die Ahnung des Jenseits, die ewig als das Spiegelbild des Himmels unter den bewegten Wellen des irdischen Verkehrens schimmert! Und ist das Schönste, womit sich unser Dasein schmückt, nicht auch ein Abglanz von dort — die Liebe —“

„Aber hab' ich's denn geleugnet“, unterbrach ihn Bernhard, und seine ganze weiche Seele glänzte in seinem Auge. „Sieh' nur diese dort“, er deutete auf Bianca, „sieh' sie schlummern und frage dich dann selbst! Sie macht mich sogar fromm, wie die Leute es gewöhnlich meinen. Denn wenn sie betet und kniet, ist es so schön und wahr, daß ich denke: «Was kannst denn du Besseres?» Nur von ihr lerne ich, daß Demuth stärker ist als Stolz; freilich vergesse ich's zu schnell wieder! Gestern, als das Elend uns zu zermalmen drohte, sah ich sie hinter jenem Fichtenstamm knien und beten; und ich that es auch, aber nur für sie. O, Ludwig, werden wir ihr holdes Leben retten aus diesem Abgrund des Entsetzens, in den wir täglich tiefer und tiefer sinken?“

„Ich hoffe es noch“, sprach der Freund innig bewegt.

„O, jetzt sehe ich's“, erwiderte Bernhard, „wie du besser bist als ich. Ich handle rascher als du, scheine ungebeugter, aber du bist es. Ich fühle, daß mein Hoffen, mein Vertrauen, meine Kraft eine Grenze hat, und ich stehe ihr nahe. Eben zuvor wähnte ich sie erschöpft; bin ich aber erst einmal muthlos, dann werde ich es ganz sein. Du in deiner edlern Ruhe, deiner festen, unerschütterten Männertugend wirst es niemals werden. Ich eile, springe, fliege; so bin

ich dir freilich eine Zeit lang voran gewesen. Du gehst festen, ruhigen Schrittes; so wirst du noch aufrecht stehen, wenn ich schon mit gebrochener Kraft am Boden liege! Dann Ludwig — dann beglücke meine Schwester — und grüße die deine! Nein, nein, sprich nichts, ich bitte dich!" rief er heftig, als Ludwig ihm antworten wollte. Er wandte sich ab und hüllte sich dichter ein.

Ludwig, der ihn kannte, schwieg; aber seine Seele war voller Liebe.

So saßen sie stumm nebeneinander. Da ließ sich ein leiser singender Ton neben ihnen hören. Es war Jaromir, der schlummerlos mit offenen Augen lag und, unheimlich lächelnd, leise sang.

„Er träumt von ihr", sprach Ludwig, „das ist die Melodie des Liedes, das uns Lodoiska an jenem Abende in Warschau sang. Ich habe die Weise oft von ihm gehört. Also dort weilt seine Seele?"

Bernhard betrachtete den Armen mit düstern Blicken. „Dort weilt sie", wiederholte er langsam, „bei seiner Liebe! Es ist verhängt über uns", sprach er endlich mit tiefer Stimme, „wir sollen untergehen. Der Abgrund klüftet sich zu tief. Ich kann nicht mehr hinabblicken, sonst stürze auch ich schwindelnd hinunter!"

Der Wahnsinnige sang leise fort und blickte dabei mit unendlichem Schmerz zu den Freunden auf. Nach einigen Minuten erstarb der Ton auf seiner Lippe, und er verfiel wieder in stumpfe Bewußtlosigkeit.

„Wäre unsere Zeit vorüber, daß ich schlafen könnte!" rief Bernhard. „Schlafen! Ich bin müde. Das plumpe Thier wälzt sich schwer über meine Seele hin und erstickt ihre letzten glimmenden Funken! Es ist vorbei mit Menschlichkeit, Freundschaft, Liebe und Haß; alles stumpf und öde

und todt. Denn wer könnte sonst schlafen bei solchem Elende! Was ist die Uhr?"

„Gleich Mitternacht!"

„So sind wir bald erlöst!"

Die Minuten schlichen mit schwerem schleppenden Schritt vorüber. Endlich war die Stunde abgelaufen. Sie weckten ihre Nachbarn und legten sich zum Schlaf nieder, um die Bürde aller Qualen, alles Schauders, aller Schmerzen in den öden Raum dumpfer Vergessenheit hinabzusenken.

Funfzehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Als Rasinski alles zum Aufbruch antrieb, hatten sich dichte Morgennebel herabgesenkt und hüllten den Wald in graue Schleier ein. Aber es war nicht feuchtes wogendes Gewölk, welches zwischen den Gebüschen hinzog, sondern schwebender Eisstaub, der die Atmosphäre verhüllte. Er athmete sich wie ein scharfes Gift ein. Die Stunde der Vernichtung alles Lebenden schien gekommen.

„Auf, auf, ihr Schläfer!“ rief Rasinski; „vorwärts, heute könnt ihr das Ziel euerer Leiden erreichen!“

Aber nur die wenigsten vernahmen seinen Ruf. Einige regten sich noch dumpf aufstöhnend und taumelten dann wieder zurück, um den Ueberrest des Lebens auszuhauchen; die meisten lagen schon in den starren Armen des Todes, und nur ein Kreis von Leichen umgab das verglimmende Feuer. Jaromir richtete sich empor. Er sah einer Geistergestalt ähnlich; aber noch war er am Leben. Ludwig und Bernhard fühlten, daß sie heute ihre letzten Kräfte anstrengten. Seltsamerweise schien Bianca am wenigsten erschöpft, als ob der weibliche Körper der weiblichen Seele gleiche und wie sie im Dulden stärker als der männliche sein wollte.

Mit schaudserndem Gefühl mußte sie über den Kreis von Erstarrten hinwegschreiten; weithin war der Boden damit überdeckt, sodaß sie es nicht vermeiden konnte, den Fuß auf menschliche Körper zu setzen.

Jaromir schien nichts zu empfinden; er schritt neben Rasinski hin und folgte jedem seiner Winke mit willenlosem Gehorsam.

Es herrschte noch eine Todesstille in dem öden, dämmernden Walde; denn die, die um die verglimmenden Feuer gelagert waren, schliefen noch fest oder lagen schon in den unauflöslichen Armen des Todes. Man ging an hohen Fichtenstämmen vorüber, von denen düstere Zweige sich herabsenkten. Hier erblickte man Erstarrte in allen Stellungen, als habe der Tod sie plötzlich ergriffen und in Steinbilder verwandelt. Einige hielten noch die Axt in krampfhaft geballter Faust, mit der sie den ohnmächtigen Versuch gemacht hatten, diese Riesenfichten zu fällen. Andere hatten ebenso vergeblich Feuer um die Stämme gelegt, um sie so in Flammen zu setzen; man sah sie knieend, das Antlitz auf die knotigen Wurzeln gebeugt, in der Hand noch den halbangeglimmten Kienbrand haltend. Vom Nebelgeriesel umflossen, glichen diese Gestalten riesigen Schattenbildern, in unheimlich gespenstischer Todesstille und Versteinerung.

Rasinski beschleunigte seine Schritte, um dem grausenvollen Orte zu entfliehen. Aber die ganze Straße war mit Schrecken und Entsetzen umlagert, und bei jedem Schritte stieß der Fuß auf ein grauses Hinderniß. Endlich nach einer Stunde lichtete sich der Wald, und da die Nebel sanken, erblickte man von fern ein Haus, das Obdach und Wärme gewähren mochte. Mit verdoppelter Eile schritten die Wanderer darauf zu. Doch als sie näher kamen und die hohlen Fenster, aus denen Scheiben und Holzwerk herausgebrochen

waren, und Feuerspuren auf dem Boden gewahrten, sahen sie wohl, daß auch diese Hoffnung täusche und hier keine Stätte lebender Menschen zu treffen sei. Doch trat Rasinski heran und öffnete das Thor des großen Gebäudes, welches einer Scheuer oder einem Stalle glich. Aber grausend fuhr er zurück, denn er sah nur Leichen, die in ekelm Gedränge, ja selbst übereinander gehäuft, den Boden gräßlich bedeckten und mit offenen Augen emporstarrten. „Lebt hier noch irgend-ein menschliches Wesen?" fragte er voller Grauen mit lauter Stimme. Es blieb todtenstill in dem ungeheuern Sarge und die Stimme verhallte nachklingend in dem öden Raume. „Lebt hier noch jemand?" wiederholte er den Ruf stärker, denn sein Herz wehrte sich gewaltsam gegen den entsetzlichen Gedanken, daß in diesem grausen Gedränge und Gemisch menschlicher Körper auch nicht ein Funke des Lebens mehr glimmen sollte. Aber es war so, denn als er sein Pistol nahm und einen Schuß hinein über die Häupter der Gelagerten that, regte sich dennoch niemand, sondern alles blieb still wie in der tiefsten Einsamkeit und Wüste. Unter andern Umständen hätte er sich bei diesem Versuche nicht beruhigt, aber jetzt, wo er selbst und die theuersten Seinigen unmittelbar von den Schrecken der Vernichtung bedrängt wurden, jetzt war selbst sein edles Herz stumpfer geworden, und er wandte sich ab und sprach: „Es ist alles vergeblich! Nur weiter, weiter!" So setzten sie ihren Weg fort in so hastiger Eile, als es irgendmöglich war, denn das Verderben folgte ihnen wie ein Raubthier, das nach Beute jagt und sich seines Opfers bemächtigt, sowie es, von Entkräftung übermannt, einen Augenblick Athem zu schöpfen versucht.

Die Straße bedeckte sich jetzt mehr und mehr mit Wandernden, die aus den Wäldern zur Seite oder aus nahe gelegenen verlassenen Dörfern zusammenströmten. Bald be-

fand man sich wieder im dichten Gewimmel jener gespenstischen hohläugigen Schreckensgestalten, die der Winter mit grausamem Hohn in die abenteuerlichsten Hüllen getrieben hatte, sodaß das Lächerliche sich in die fürchterliche Nähe des Entsetzens gewagt zu haben schien. Jeder Hauch der Lippe erstarrte augenblicklich, daher waren die langen verwilderten Bärte der Krieger, ja selbst Haar und Brauen mit scharfen Reifnadeln besäet, die ihnen das Ansehen uralter silberhaariger Greise gaben. Doch mitten unter allen diesen Schrecken blieb die höchste Pein für die so eng verschwisterten und befreundeten Herzen der unselige Zustand Jaromir's, der, in völliger Verworrenheit des Gemüths, zwar äußerlich fast abgestumpft gegen die Qualen war, die alle duldeten, ja sogar oft in wahnsinnigen Scherz und Lachen ausbrach, aber innerlich in stets sich erneuernden Anfällen bald vom tiefsten Jammer, wobei er in lautes Weinen ausbrach, bald von ungebändigter Wuth und Verzweiflung ergriffen wurde. In diesen Zuständen des Rasens, die die letzten Lebensbanden plötzlich zu sprengen drohten, kannte er niemand und stieß selbst Rasinski in blinder Wuth von sich; die Freunde mußten ihn umringen und halten, damit er nicht Hand an sich selbst legte. Sie thaten es, doch reichte ihre Kraft nicht aus, und sie sahen den Augenblick kommen, wo das Schrecklichste geschehen, wo sie den Unglückseligen als ein nicht mehr zu rettendes Opfer den Furien zum Raube überlassen mußten. Zweimal war der Anfall der Wuth vorübergegangen; als sie ihn zum dritten male antrat, packte es ihn fürchterlicher und dauernder als zuvor. Endlich rief Rasinski: „Es ist unmöglich, wir müssen ihn aufgeben; uns bleibt nur die Hoffnung, daß das Uebermaß seiner Folter ihr Ende beschleunigen werde.“

Und schon wollten sie ihn loslassen, daß er in ungebän-

digter Wuth fortstürzen könne, da sandte der Himmel einen Engel der Rettung. Es war Bianca! Ihr Herz vermochte es nicht zu überwinden, daß ein solcher Freund dem Verderben überlassen werden sollte, solange der heilige Funke des Lebens in seiner Brust glühte. Weinend und flehend warf sie sich zwischen die Männer und rief: „O nein, gebt ihn nicht auf, rettet ihn oder laßt uns mit ihm verderben!“ Dann wandte sie sich zu Jaromir selbst und scheute sich nicht, den Rasenden sanft anzurühren; sie flehte ihn mit einem Tone, dessen fromme Kraft der Bitte selbst in die tiefe Nacht und Verworrenheit des Wahnsinns eindrang: „O sei ruhig! Kehre zu dir zurück, erkenne deine Freunde und sei wieder du selbst!“

Jaromir blickte sie, wie aus einem wilden Traume auffahrend, starr an und vergaß plötzlich das Toben gegen die hemmenden Arme der Freunde. Die empörten Wogen seines Wahnsinns ebneten sich, als die holde Gestalt mit mildem Sonnenblick die düster verhüllenden Wolkenschleier seiner Seele theilte. Fromm und gehorsam wie ein Kind hob er die Hände halb gefalten gegen sie empor und sprach mit bebender Stimme: „Ich will dir ja gern folgen, nur laß mich an deiner Seite gehen und verstoße mich nicht wieder!“ Sie reichte ihm mitleidsvoll den Arm und entgegnete: „Komm, ich will dich führen.“ Und willig ließ er sich von ihr leiten, und brach nicht mehr in seinen Jammer, nicht mehr in seine Wuth aus, sondern lächelte still wie in seligen Träumen. Mit gerührtem Erstaunen gewahrten die Männer diese Macht der reinen weiblichen Seele, und ihre Brust füllte sich mit Demuth und Verehrung. Bianca aber schritt dahin wie ein Engel der Barmherzigkeit, der einen Verirrten durch die Wüste führt.

Es war die letzte Prüfung! Endlich schlug die Stunde

der Erlösung. Plötzlich tönte durch die Reihen von den Vordersten her ein Ruf des Staunens und der Freude, dem die Schwingen im Augenblick mächtig und mächtiger wuchsen. Er verwandelte sich in ein anschwellendes Brausen, denn alles fragte und forschte nach der Ursache, und im beschleunigten Lauf drängte die Menge vorwärts, soviel die aufs äußerste erschöpften Kräfte es noch zulassen wollten. Endlich erreichte auch Rasinski mit den Seinigen die Biegung des Weges, woher der Freudenruf erschollen war, und Wilna, dieses langersehnte Ziel der Rettung, diese erste bevölkerte, wohnliche Stadt, lag vor ihren Augen. Bei diesem Anblick jauchzte die Seele auf im Dank gegen den Allbarmherzigen; die Freunde hielten einander in den Armen, heiße Thränen des dankenden Entzückens flossen, denn das Ufer der Rettung lag endlich vor ihrem Angesicht nach unnennbaren Drangsalen, Schmerzen und Opfern.

Selbst die bittersten Rückerinnerungen schmolzen in dieser Minute hinweg vor dem Sonnenblick des Glücks; nur der Pfeil der Gegenwart, der noch in der frischen Wunde des Herzens steckte, schmerzte brennend.

Mit Jammer betrachtete das Auge den unglückseligen Freund, den das schwerste Verhängniß getroffen, die Stunde der Erlösung nicht mehr empfinden zu können. Nur einen Tag früher, und auch ihm hätte die milde Sonne der Freude gelächelt! Doch mit dumpfem Donner schlug das grausame Geschick die Pforten zu, eben da er vor den Eingang trat, und verwehrte ihm auf ewig die Rückkehr in die glückseligen Gefilde des Lebens.

Gleichgültig sah Jaromir den weinenden Dank der Freunde. Nur einen Augenblick schien es, als dämmere ihm ein ferner Schimmer der Wahrheit auf, er athmete rascher, beklemmter; es war, als wollte der Strom der Freude ge-

waltsam hervorbrechen aus der Brust und die finstern Banden des Wahnsinns sprengen. Doch sie blieben mächtiger; seufzend senkte der Unglückliche wieder das Haupt, und das aufflammende Feuer seines Auges erlosch im matten Glanz. „Führe mich weiter, Lodoiska", sprach er endlich bittend zu Bianca, die, von der Freude überwältigter als von Schmerz und Schrecken, in Ludwig's Armen hing, unvermögend, sich auf den wankenden Knien zu erhalten. Erst das Gefühl, daß ein grenzenlos Unglücklicher ihrer bedürfe, gab ihr die Kraft wieder. Sie reichte ihm aufs neue den leitenden Arm, und sie wanderten vorwärts, von den Kräften der Hoffnung frisch belebt.

Doch das nahe Ziel war schwer zu erreichen. Denn schon sah man die Straßen breit vom schwärzlichen Gewimmel der Unglückseligen überdeckt, welche der Anblick des ersehnten Ziels ihrer Leiden aus der starren Betäubung geweckt hatte, in die sie durch das Uebermaß der belastenden Qualen versenkt waren. In blinder Hast — wie es denn überhaupt der Fluch war, der auf diesem ganzen Zuge lastete, Heil und Verderben mit gleicher Verblendung zu verkennen — stürzten sie gegen die Stadt hinan. Schon entstand ein treibendes, wogendes Gedränge, obgleich noch das offene Feld eine freie, zerstreute Verbreitung der Massen verstattete. Wie sollte es werden, wenn engere Eingänge das Abströmen dieser Flut hemmten? Rasinski sah es mit Besorgniß. Er fürchtete eine zweite, schreckliche Beresina, weil nicht einmal der Feind, sondern nur die rasende Verblendung der Freunde das Verderben zu beschleunigen drohte. Wie dort folgte der ganze Strom Einem Zuge; von einem thierischen Triebe bewußtlos gedrängt, ging jeder ohne Urtheil und Besinnung dem nach, der vor ihm wanderte. Die Begierde, das Ziel zu erreichen, ließ nur dieses sehen, und

auf dem nächsten Wege wollten es alle gewinnen. Rasinski spähte umher, ob sich nicht ein Seitenweg aufthue, den man unbemerkt einschlagen könne; denn er befürchtete einen zu starken Strom nachzuziehen, wenn er mit seinen Freunden plötzlich querfeldein wanderte. Jetzt erreichte man schon einige Häuser, die vereinzelt vor der Stadt lagen, und die Vorstadt war nahe. Hier ließ sich der Plan ins Werk setzen.

„Haltet euch dicht an mich, Freunde", sprach er voranschreitend, „und folgt mir sogleich, wenn ich zur Seite einbiege. Hinter jenem Zaun herum muß man ein anderes Thor der Stadt erreichen, das vielleicht nicht so belagert durch das Gedränge ist."

Da Jaromir völlig ruhig geworden war, nahm er diesen wieder an seinen Arm und ließ Bianca zwischen Bernhard und Ludwig gehen. Schon fing der Strom an, sich zu stopfen, schon wurde man mehr vorwärts gedrängt, als man freiwillig ging. Es war daher die höchste Zeit, den Plan auszuführen.

„Jetzt", rief Rasinski und brach seitwärts aus. Bernhard und Ludwig, die Schwester in der Mitte, folgten ihm. Von einer dunkeln Ahnung getrieben, drängten sich ihm sogleich ganze Scharen nach, sodaß sie einen Zweig des strömenden Gedränges auf diese Weise ableiteten. Die Straße ging zur Seite in einen steilen glatten Abhang aus. Rasinski war ihn glücklich hinunter, doch Bianca glitt aus und fiel nieder. Zwar unterstützten Bernhard und Ludwig sie sogleich, doch waren auch sie zu geschwächt und unsicher, um sich fest auf den Füßen zu halten, zumal da Bernhard das Kind trug; so fielen sie gleichfalls. Der Strom der Menge ging sogleich von beiden Seiten neben ihnen hinweg; er wälzte sich nicht über sie hin, schnitt sie aber mit seinen

dichten Wellen von dem führenden Freunde ab. Mühsam rafften sie sich empor; Bianca hatte sich den Fuß verletzt, sodaß sie nur mit größter Mühe auftreten konnte. Bernhard spähte nach Rasinski umher; er war verschwunden, und bereits überdeckte ein schwarzer Strom der Menge das Feld.

„Vorwärts, vorwärts, um des Himmels willen vorwärts!“ rief er daher, „sonst werden wir völlig von ihm getrennt.“

Allein es war zu spät. Schon zu viele hatten sich zwischen sie und den Freund eingedrängt, und von der Seite her mehrte sich die Masse derselben, weil die Nachkommenden auf der großen Straße diese früher verließen und quer über das Feld eilten, um sich den Vorangehenden so rasch als möglich anzuschließen, indem sie glaubten, hier sei das Ziel der Rettung schneller zu erreichen. Gegen diesen Strom zu kämpfen war unmöglich; ihn vordrängend rascher theilen zu wollen, schien ebenso vergeblich. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich von seinen Wellen forttreiben zu lassen. Der Weg schlang sich um die winkeligen Zäune mehrerer einzelnen Gehöfte. Plötzlich theilte er sich in verschiedenen Richtungen, und alle waren sie bereits von der anströmenden Menge erfüllt. Welche hatte nun Rasinski eingeschlagen? Es war nicht zu ermitteln; und wäre dies auch möglich gewesen, es hätte nichts mehr nützen können, denn auch hier war es dem freien Willen nicht mehr überlassen, den Weg zu wählen, sondern jeder mußte dahin, wohin die zufällige Richtung der immer mächtiger drängenden Scharen ihn trug. Nach demselben Grundsatze, der ihm an dem stygischen Strom der Beresina zum Heil gedient hatte, trachtete Bernhard nur danach, sich aus dem Strom der Menge herauszukämpfen, um endlich wieder die Wahl

des Pfades frei zu haben. Dies gelang ihm kurz vor den ersten Häusern der Vorstadt, in deren enge Gassen sich die Scharen wie eine vom Wolf gescheuchte Heerde hineindrängten. Athemlos, erschöpft, gewannen sie endlich freies Feld; der Winter, der sie so lange verfolgt hatte, wurde jetzt ihr Retter; denn Gräben und Sümpfe, die es ihnen sonst unmöglich gemacht hätten, auf diesem Wege die Stadt zu erreichen, waren fest gefroren. Ihre Wanderung verlängerte sich um eine halbe Stunde; freilich für die Erschöpften eine lange Folter, doch endlich erreichten sie eine entgegengesetzte Vorstadt, ganz allein, als ob es gar kein Heer in der Gegend gebe. Doch gewährten ihnen die wenigen ärmlichen Häuser keinen Schutz, denn sie waren durch ihre Bewohner verlassen; allein das offene Stadtthor lag wenige hundert Schritte vor ihnen, und sie erblickten bereits mit unaussprechlicher Freude einige zwar dicht eingehüllte, aber doch wohlgekleidete Menschen auf der Gasse, deren Aeußeres verrieth, daß hier die Wüstenei des Krieges ein Ende hatte. Zitternd vor Freude traten sie in das Thor ein; denn selbst die Sorge um Rasinski bekümmerte sie jetzt nicht mehr so schwer, da sie beim Anblick der bewohnten Häuser, des Verkehrs und aller jener Zeichen des Friedens und ruhigen Besitzes voraussetzen mußten, daß auch er ein sicheres Obdach erreicht habe. Nur erst einige Stunden der Erholung, der Erwärmung, dann würde ja der theuere Freund wol aufzufinden, das Wiedersehen doppelt glücklich sein.

Das nächste Obdach war das willkommenste; die Noth erhob jede Hütte zu einem Palast; daher eilten sie mit hastigen, wankenden Schritten auf ein kleines, freundliches Haus zu, aus dessen Thür sie ein junges Weib treten sahen, die, gleich einigen Vorübergehenden, die Ankommenden mit erstaunten Blicken maß.

Bianca, als des Russischen mächtig, rief der jungen Frau schon aus einiger Entfernung zu: „Könnt Ihr uns ein Obdach geben, gute junge Frau? Wir wollen es reichlich belohnen.“

Da stürzte diese plötzlich mit dem Ausruf: „Um aller Heiligen willen, Gräfin Feodorowna, was führt Euch hierher?“ der Kommenden entgegen, ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen. „Was führt Euch hierher? Und in diesem Zustande! Barmherziger Gott! Erkennt Ihr mich denn nicht?“

„Axinia! du bist es?“ rief Feodorowna mit versagender Stimme aus; „Axinia! du unsere Retterin?“

Hier schwanden ihr Kraft und Sinne zugleich; sie wankte, Ludwig und Bernhard empfingen sie in ihren Armen; Axinia ergriff das Kind und voraneilend rief sie: „Mir nach, hier herein!“

So fanden sie nach unermeßlichem Dulden endlich Rettung, Pflege und Liebe. Sie waren zurückgekehrt aus der Wildniß zu wirthbaren Wohnungen der Menschen. Ihr Leben sollte keine Folter mehr sein; freundlich bot ihnen die Wirklichkeit die Hand — der Wechsel war zu unermeßlich; so rasch, wie er eintrat, vermochten sie ihn nicht zu fassen.

Zweites Kapitel.

Axinia brachte die geliebte Gebieterin, der sie einst ihre Rettung verdankte und der sie jetzt vergelten konnte, sogleich auf ein Lager. Was das kleine Haus vermochte, schaffte sie

zur Pflege herbei. Nach wenigen Minuten schon öffnete Bianca das Auge wieder und blickte, mit vollem Bewußtsein, selig umher. „O mein Bruder, o mein Geliebter!“ redete sie Bernhard und Ludwig an, die an ihrem Lager saßen, und reichte ihnen die Hand dar. „Ist es denn wahr? Sind wir gerettet? Hat dieser unsagliche Jammer ein Ende erreicht?“

„Ja, es ist so! Wir zählen uns zu den wenigen von den vielen Tausenden, die dem entsetzlichen Geschick entkamen!“

„Und welche Hand ist die erste, die mir Rettung beut! — Ach, Ludwig, ich opferte einst viel für dieses freundliche Wesen! Ich opferte ihr meine Liebe zu dir! Freilich wohnte sie damals nur als tiefstes Geheimniß, fast mir selbst unerklärt, in meiner Brust und glänzte unerreichbar fern wie ein schönes Gestirn in der Nacht meines Schicksals; aber sie war auch der einzige Strahl der Hoffnung, der mir lächelte, sie war das einzige Glück meiner einsamen Träume! Doch wie unaussprechlich reich lohnt die gütige Hand des Allmächtigen und wie wunderbar führt sie die Pfade unsers Geschicks! Nun ist es Axinia, die uns aus dem tiefsten Verderben rettet.“

Diese war indessen eingetreten und näherte sich mit dem Ausdruck des höchsten Glücks in den Zügen. Bianca fragte sie jetzt nach ihren Schicksalen, nach der Ursache, die sie in Rußland zurückgehalten habe, aus dem sie für immer entfliehen wollte. Mit einem leichten Erröthen erwiderte die junge Frau, daß ein zu frühes Kindbett sie überrascht und auf ein langes Krankenlager geworfen habe. Dies zehrte die kleine Reisebaarschaft fast auf, und da sich indessen die Gelegenheit für Paul bot, weil er französisch, deutsch und russisch sprach, einen vortheilhaften

Dienst als Aufseher in einem Lazareth zu erhalten, nahm er diesen um so freudiger an, als bei den Kriegszeiten seine Aussichten auf Versorgung in Deutschland doch nur sehr unsicher waren und Axinia sich unterdessen völlig von ihrer Krankheit erholen konnte. Dies war nun auch jetzt noch ihr Verhältniß.

Indem das freundliche junge Weib ihre kleinen Schicksale berichtete, entstand auf der Straße ein seltsames Geräusch und Getümmel. Es versammelten sich Leute in verschiedenen Gruppen, andere liefen eiligst die Gassen aufwärts nach der Mitte der Stadt zu, in allen Häusern öffnete man die Fenster und blickte neugierig heraus. Axinia that dasselbe. „Heilige Mutter Gottes, was gibt es denn?“ rief sie erschreckt aus. „Ach da kommt Paul, er wird uns Nachricht bringen.“

Sie eilte hinaus, ihrem Manne entgegen, der, als er durch sie die Kunde von dem, was in seiner Wohnung geschehen war, erhalten hatte, voller Freude eintrat.

„Gnädigste Gräfin!“ rief er, „darf ich meinen Augen trauen? Und Sie wären mit jener Schar Unglückseliger gekommen, die heulend und wild in die Gassen einbricht? Unmöglich!“

„Wir kommen mit dem Heere“, entgegnete Bianca, „es ist nur zu wahr!“

„Mit dem Heere?“ fragte Paul erstaunt. „Also das ist das Heer? Nimmermehr! Es ist unmöglich!“

Jetzt erst entdeckte sich's, daß die Bewohner Wilnas, so geheim hatte der Kaiser sein Unglück zu halten gewußt, noch keine Ahnung von den furchtbaren Geschicken hatten, durch die die Macht des Weltbeherrschers zertrümmert worden war. Starr vor Staunen und Schrecken vernahmen Axinia und ihr Gatte diese Kunde, vernahmen die Schilde-

rung des unermeßlichsten Elends, das jemals über ein Heer gekommen war.

Axinia erblaßte und bebte, als sie hörte, daß ihre Gebieterin diese Drangsale und Gefahren getheilt habe. Zitternd warf sie sich vor einem kleinen Muttergottesbilde auf die Knie und brachte unter strömenden Thränen der Heiligen den Dank für die Rettung Feodorownens dar. Nun verdoppelten sich Sorge, Pflege und Liebe auch gegen die ihr noch fremden Begleiter ihrer Gebieterin. Ach, es that ihrem dankbaren Herzen so wohl, daß sie wenigstens zeigen konnte, wie gern sie die heilige Schuld abtrug, zu der Bianca's edle Großmuth sie ewig verpflichtet hatte.

Der Lärmen auf der Gasse wurde größer; man sah einzelne jener Unglücklichen, die, Obdach und Erquickung suchend, bis in diese entfernten Gassen eilten. Die ersten wurden aufgenommen; doch als sich mehrere, als sich ganze Trupps zeigten, sperrten die erschreckten Bewohner ihre Häuser.

Die Zurückgewiesenen, die im Angesichte der Rettung verderben sollten, da ihre ausgehungerten, ermatteten Körper der furchtbaren Kälte nicht länger widerstehen konnten, erhoben ein gräßliches Geheul und Wuthgebrüll. Sie rüttelten die Hausthüren, sie drohten Feuer anzulegen.

Paul war unschlüssig, was er thun sollte; sein menschliches Gefühl trieb ihn an, die Unglücklichen aufzunehmen, die Vorsicht gebot, sie zurückzuweisen. Bianca rief entschlossen: „Nehmet auf, was euer Haus vermag! Wir haben das Elend mitgetragen, wir wissen, daß das Erbarmen unerlaßlich ist.“

Paul wollte hinunter, um den Worten der Gräfin zu gehorchen; doch es war nicht mehr nöthig. Nur ein kleiner Trupp hatte sich bis hierher verirrt und Aufnahme gefunden; die andern waren schon auf dem Wege zurück in die Stadt,

um dort ihr Heil zu versuchen. Er eilte wieder hinauf zu seinen Gästen und erstattete ihnen Bericht.

Bernhard fragte: „Aber wie ist es möglich, daß jetzt erst diese Leute in die Stadt dringen, daß niemand für sie sorgt, niemand ihre Aufnahme bereitet? Wir würden schon eine halbe Stunde früher hier gewesen sein, hätten wir nicht, um dem Gedränge zu entgehen, den Umweg bis an dieses Thor gemacht."

„Das ist's ja eben, was das Unheil verursacht", erwiderte Paul. „Die Masse hat sich in der engen Vorstadt so zusammengedrängt, daß niemand rück- noch vorwärts kann. Das Thor ist verstopft durch Wagen, Pferde und Menschen; nur einzeln ringen sie sich hinein. Aber wer hätte geglaubt, daß dies das Heer sei! Wir hielten es für eine Schar von Marodeurs, die, wie beim Rückzug immer, sich vor dem geordneten Heere hinwälzen und von diesem gedrängt werden. Daher ist auch sogleich in den Magazinen Befehl gegeben, ihnen nichts auszuliefern, und in kein Lazareth dürfen wir sie aufnehmen."

„Heiliger Gott!" rief Ludwig, „so verderben diese Unglücklichen durch die eigene rasende Fürsorge der Ihrigen! Eilt, eilt! wackerer Freund, eilt in die Stadt zurück, erzählt, daß es das ganze Heer ist, welches in diesem Zustande einrückt, stellt ihnen vor, daß eine Stunde Verzug Tausenden das Leben kosten muß, und werdet so ein gesegneter Retter zahlloser Unglücklichen!"

Paul eilte hinweg.

Jetzt fingen die Geretteten an, ernste Besorgnisse um Rasinski und Jaromir zu hegen. Bisher hatten sie geglaubt, sie hätten fast am spätesten ein Obdach gefunden; nun aber zeigte sich's, daß sie zu den Glücklichsten gehörten. Bianca sprach ihre Besorgnisse aus; doch milderte sie die-

selben, denn sie fürchtete, Ludwig's und Bernhard's Edelmuth würde sie bestimmen, trotz ihrer Erschöpfung sich den weichen Armen der rettenden Pflege zu entreißen, um den Versuch zu machen, Rasinski aufzufinden. Sie hatte sich nicht geirrt, denn wie auf Verabredung sprachen beide plötzlich: „Wir müssen ihn aufsuchen!"

Jetzt überkam Bianca die Angst um ihre Theuersten. „Ist es aber nothwendig, könnt ihr ihm Hülfe oder Rettung bringen?" fragte sie. „Oft scheint uns das eine Pflicht, was am schwersten zu üben ist. Wo sollt ihr ihn auffinden in der unbekannten Stadt, in dem Drängen und Treiben der Obdach suchenden Krieger? Wißt ihr mehr von ihm als er von euch? Gebt ihr euch nicht aufs neue preis, wenn ihr in das Getümmel gerathet, wenn — — ach, ihr überlaßt mich der furchtbarsten Folter der Angst!"

„Ich habe mir alle diese Einwürfe selbst gemacht, Geliebte", erwiderte Ludwig mit sanftem Ernst; „aber die Stimme meiner Brust widerlegt sie alle. Vor wenigen Minuten hielt ich's für vernünftig, wenn wir uns erst kräftigten und dann gegenseitig nacheinander forschten, denn ich wähnte, diese Stadt sei für alle der Strand der Rettung. Da aber auch sie, wie alles in diesem fürchterlichen Kriege, zur Klippe des Verderbens wird, so tritt die Nothwendigkeit ein, gleich zu handeln. Auch fühle ich mich durch Wärme und Speise schon wieder stärker. Wie, wenn er, wie die andern, zurückgewiesen in den Straßen irrte und nur unser Säumen sein Verderben verschuldete? Nein, Theuerste, wir müssen hinaus, ihn zu suchen."

Bernhard hatte indessen schon seine Pelzmütze wieder aufgesetzt; Axinia versorgte beide mit Pelzstiefeln und andern wärmenden Kleidungsstücken und gab ihnen Rum und Brot

mit, um sich oder andere, die es bedurften, zu laben. Sie gingen und versprachen in einer Stunde zurückzukehren.

Die Stadt bot ein schreckenvolles Schauspiel dar; vor den Magazinen, vor den Krankenhäusern waren die bejammernswerthen Flüchtlinge versammelt und umlagerten die Thüren, die ihnen die Strenge des Befehls verschlossen hielt. Geheul, Flüche und Gebete schallten durcheinander; die Bewohner bargen sich in ihren sichern Häusern und schlossen sich furchtsam ein. Denn freilich glichen die Ankommenden, von Rauch und Erde geschwärzt, mit dem hohlen Blick der Angst und des Hungers, einer Schar grausenvoller Harpyen, die sich mit ekler Gier auf Speise, Trank und alles, was ein wohnlich behagliches Leben verrieth, zu stürzen drohte. Wo man ihnen mitleidig eine Pforte geöffnet hatte, da mußte man es schnell bereuen, denn es gab kein Maß mehr, sie drangen ein wie durchbrechende Wasserfluten und, nur von dem Stachel der Pein getrieben, hatten sie auch jedes Gefühl des Dankes, der Schonung verloren. Wie der Fluch überall waltete, wohin dieses Heer seinen Fuß setzte, so auch hier; die Rettung war da, das Ziel des Jammers erreicht, aber mit grausamem Hohn lauerte das Schicksal gerade hier am tückischsten auf. Es riß den Unglückseligen den Becher der Erquickung von den Lippen, eben da sie ihn berührten, und ließ sie in furchtbarer Folter verschmachten.

Vergeblich irrten Ludwig und Bernhard durch dieses Getümmel hin, wo keiner sich mehr um den andern bekümmerte, sondern jeder nur mit blinder Wuth die Rettung ertrotzen wollte; vergeblich riefen sie Rasinski's und Jaromir's Namen laut durch die Gassen — sie entdeckten keine Spur von ihnen.

So sollten denn auch sie diese schneidende Verhöhnung des Geschicks erfahren, den edelsten Freund, der ihr Schutz

und Retter in tausend Gefahren des stürmischen Meeres gewesen, am sichern Ufer zu verlieren, wo sie freudig dankbar in seine Arme sinken wollten! Hoffnungslos wandten sie endlich die Schritte wieder zurück nach ihrer Wohnung, denn auch die eigene Kraft verließ sie. Durch lange Gassen voll erstarrter Leichen, die an den Häusern lagen, an deren Pforten sie vergeblich geklopft, mußten sie den Heimweg suchen. Noch immer wuchs der Ingrimm des Winters; wer sich wenige Secunden willenlos hingab, lag erwürgt von seiner versteinernden Umstrickung.

So waren die Gassen, die noch kurz zuvor von Jammer und Wuthgeschrei hallten, bald zu öden Kirchhöfen geworden, wo keine Spur des Lebens mehr sich regte und der Tritt schauerlich widerhallte. Mit unnennbarem Schmerz und Grauen in der Brust näherten sich die Freunde dem Hause Axiniens. Keiner sprach, keiner gestand dem andern, was er fürchtete, keiner wagte eine Frage. Schon waren sie der Schwelle ganz nahe, als sie einen mit Postpferden wohlbespannten Schlitten in das Thor fahren sahen. Voll Erstaunen über diese Erscheinung, die sie seit Monaten nicht gehabt und die ihnen vollends jetzt in dieser Stadt des Entsetzens auffiel, richteten sie ihre Blicke dahin.

Plötzlich rief Bernhard aus: „Allmächtiger Himmel! Ich werde wahnsinnig oder sehe Geister! Es ist Marie!“ Er packte Ludwig mit krampfhafter Wildheit am Arm und deutete vorgebeugt, heftig zitternd hinüber nach einer weiblichen Gestalt, die mit eben zurückgeschlagenem Schleier aus dem geöffneten Schlittenfenster blickte. Kaum wurde Ludwig ihrer ansichtig, als auch er das geliebte Antlitz erkannte und mit dem Ruf: „Schwester, Schwester!“ ihr mit wankenden Schritten entgegenzueilen versuchte. Doch es war unmöglich, die Kräfte verließen ihn; auch Bernhard stand

wie an den Boden gefesselt und schlang die Arme um den Freund, kaum wissend, ob er sich oder ihn aufrecht erhalten wolle. „Schwester!“ — „Marie!“ tönte ihr Ruf noch einmal, und jetzt erst hörte sie ihn. Sie stieß einen lauten Schrei des Schreckens und der Freude aus, die Thür des Schlittens flog auf, und, noch ehe die Pferde standen, sprang sie hinab, sank in die Knie, raffte sich wieder auf und stürzte betäubt und athemlos den offenen Armen des Bruders entgegen.

Sprachlos hingen die Geschwister aneinander und konnten sich nicht fassen in ihrer Liebe, in ihrem Glück. Vor Bernhard's Auge wurde es dunkel, ein trüber Thränenschleier verhüllte es; er wandte sich ab und weinte, bezwungen von tiefster Wehmuth. Heftig riß er sich endlich auf und sprach: „Ich habe ja auch eine Schwester und kann in ihren Armen glücklich sein!“

Er wollte sich rasch umwenden und hineineilen. Da trat Marie vor ihn wie ein holdes Engelbild und sprach sanft anredend seinen Namen. Er blickte auf; in ihren Augen standen selige Thränen, ein verklärender Schmerz veredelte ihre Züge, die Lippe flüsterte nur leise, weil die Wallungen der Brust ihr die Stimme raubten: „Bernhard, lieber Freund!“ — Er ergriff ihre dargebotene Hand; — die Minute war übermächtig, wie mit unsichtbarer Gewalt drängte es ihn, das süße Wesen in seine Arme zu ziehen, es zu umfassen und unauflöslich am Herzen zu halten. Doch ein Blick auf ihr jungfräuliches Antlitz, in dem heiliges Vertrauen und zarte Scheu zugleich wohnten, ließ ihn vor seinem Ungestüm zurückbeben, und er bezwang sich mit männlicher Kraft. Sanft drückte er die Lippe auf ihre Hand und sprach dann: „Marie! auch ich habe eine Schwester gefunden. O, ich bin jetzt ganz umgewandelt!“

Sie wollte seine Worte erwidern, als er sich selbst durch den erstaunten Ausruf: „Wie? die Gräfin!“ unterbrach und alle Schrecken und Schmerzen zugleich empfand, welche ihre Erscheinung in diesem Augenblicke erwecken mußte.

Die Gräfin hatte bei Mariens Ruf und ihrem Enteilen sogleich anhalten lassen, und folgte ihr mit Lodoiska. Diese letztere war vom freudig überraschenden Schreck so ergriffen, daß sie sich nur zitternd, mühsam von ihrer mütterlichen Freundin geführt, zu nähern vermochte.

„O Freunde!“ sprach die Gräfin bewegt, doch mit Fassung, und reichte beiden die Hand zur Begrüßung dar. „Sagen Sie mir schnell“, fuhr sie fort, „was wissen Sie von meinem Bruder, und Jaromir —“

„Sie wanderten mit uns hier ein“, unterbrach Bernhard die Fragende schnell, damit sie nicht auch Boleslaw's Namen nennen solle; „doch im Gedränge verloren wir einander. Aber folgen Sie uns; wir haben hier ein Obdach für Sie. Die Stadt ist überfüllt mit Soldaten; Sie möchten schwerlich ein Unterkommen finden!“

Die Gräfin nahm Bernhard's Anerbieten sogleich an, doch warf sie einen unruhigen Blick auf ihn und Ludwig, deren Züge keine Freude ausdrückten. Lodoiska's Auge hing angstvoll an Bernhard's Lippen, während er sprach; eine Ahnung der Wahrheit schien sie zu durchbeben, denn sie wurde bleich wie der Schnee, auf dem sie stand, als sie den Namen des Geliebten hörte.

Bernhard führte die Gräfin ins Haus, dessen Thür Axinia, die die Kommenden aus dem Fenster bemerkt hatte, bereits öffnete. Ludwig folgte, die Schwester am Arme, an deren Seite Lodoiska mit wankenden Schritten ging. Voll Erstaunen erblickte Axinia die fremden Damen und sah

Bernhard fragend an, als wolle sie sagen: woher kommen diese und wohin soll ich sie beherbergen?

„Schläft die Fürstin?" fragte er.

„Sie ist so erschöpft, daß sie in tiefer Betäubung liegt", erwiderte Axinia; „doch kann ich das nicht Schlaf nennen, denn sie fährt oft verstört empor und ruft die Namen Jaromir, Rasinski."

Bernhard erschrak, denn diese Antwort enthüllte fast alles.

„Was bedeutet das?" rief die Gräfin; „ich beschwöre Sie, verhehlen Sie mir die Wahrheit nicht über meinen Bruder und Jaromir. Auf ihren Tod ist unsere Seele längst gefaßt und wird das Unvermeidliche ertragen. Diese Spannung der Angst sprengt meine Brust, wie soll Lodoiska sie ertragen?"

Glücklicherweise war diese noch so weit zurückgeblieben, daß sie das Gespräch nicht vernommen hatte. Bernhard erwiderte leise: „Ich kann Ihnen die Angst nicht ersparen, doch ist meine Hoffnung größer als meine Furcht."

Axinia führte die Ankommenden in ein anderes Zimmer als das, in welchem Bianca in ihrem Halbschlummer lag.

Mit welcher Mischung der Freude, des Glücks, der Angst, des Erstaunens vernahmen die Frauen dort den flüchtigen Ueberblick der Schicksale und Gefahren, welche die Männer in diesem furchtbarsten aller Kriege überstanden hatten! Die Lippe zauderte, von Boleslaw's Tod zu sprechen, doch endlich nahm Ludwig das Wort: „Einen unserer nächsten Freunde hat das grausame Schicksal doch unsern Armen entrissen. Boleslaw fiel; er starb einen Heldentod, — er starb schön!"

Marie weinte sanft in den Armen ihres Bruders und barg ihr mildes Angesicht an seiner Brust. Bernhard saß

finster, das Haupt auf seine Hand gestützt und starrte auf den Boden. Lodoiska hörte die Nachricht mit bebender Brust und bleichen Lippen; nur kalte Thränen rollten über ihre Wangen. Waren es Ahnungen, die sie erfüllten, oder war es der Schmerz um den edeln Jüngling, der sie stumm und treu geliebt und dem sie wenigstens ein befreundetes Wohlwollen gewidmet hatte — wer mag es entscheiden? Die Gräfin war aufgestanden und ging, wie sie bei großen Erschütterungen pflegte, heftig bewegt durch das Gemach. „O, ihr seid glücklich", sprach sie schauernd, „denen die Last des Schmerzes noch in erleichternden Thränen von der Brust hinwegschmilzt. Ich kann nicht weinen; mein Herz ist erstarrt unter der ehernen Hand des Geschickes, die es zermalmend faßt. Ich weine nicht, und ich will nicht weinen. Wahrheit, Gewißheit ist die einzige Gnade, die ich noch von dem Allmächtigen zu erbitten weiß. Sagtet ihr mir alles über Rasinski und Jaromir?"

Ludwig zögerte zu antworten, denn von Jaromir's Wahnsinn hatten sie geschwiegen; doch Bernhard war entschiedener. „Alles", sprach er schnell, „was sich in die wenigen Striche zusammendrängen ließ, mit denen wir das Gemälde der ungeheuersten Weltereignisse und der wunderbarsten eigenen Schicksale zu zeichnen versuchten." Die Gräfin stand wie das Marmorbild einer Minerva, unbeweglich, groß emporgerichtet. Ihr dunkles Auge blickte in die trostlose Zukunft hinaus, edler Gram schwebte um ihre Lippe, erhabener Ernst auf ihrer Stirn; lange stand sie schweigend und erstarrt. Da hauchte endlich die Liebe ein sanftes Lächeln über das edle Angesicht gleich einem Sonnenblick, der über die öde, nebelverhüllte Herbstlandschaft streift. „Ich habe ja noch eine Tochter!" rief sie und breitete die Arme gegen die bleiche, zitternde Lodoiska aus, die sich zusammenbrechend an ihre

Brust warf. So hielten sie sich stumm umschlungen, und nur die beklemmten Athemzüge ihrer angst- und schwerbelasteten Brust waren hörbar in diesen Minuten heilig düsterer Grabesstille.

Drittes Kapitel.

Paul war nach Hause gekommen; seine Erzählungen von dem Zustande der Stadt, um den Bernhard ihn heimlich befragte, konnten wenig Trost erwecken. Ueberdies brach die Nacht an; man mußte mit der Sonne des nächsten Tages die Wiederkehr der Hoffnung erwarten.

Die Frauen befanden sich bei Bianca im Gemach, der Ludwig sie jetzt zugeführt hatte. Welche glückselige Stunden der Liebe, der Freundschaft, des heiligsten Dankgefühls hätten sie jetzt feiern können, wenn nicht dieser jüngste Schmerz um die Vermißten alle Herzen so tief zerrissen hätte!

Um den Besorgten wenigstens einigen Trost zu schaffen, und damit sie die Nacht nicht in zu banger Spannung durchwachen möchten, beredete Bernhard den wohlwollenden Paul, den Zustand der Stadt günstiger zu schildern, und führte ihn deshalb hinauf in Bianca's Zimmer. Dort berichtete Paul der Gräfin, daß nur die erste Verwirrung so schreckenvoll gewesen sei, daß sich jetzt schon alles zu ordnen beginne, die Leute in den Häusern der Bürger wohl aufgenommen der Ruhe pflegten und morgen neu gestärkt erwachen würden. Heute sei das Wiederfinden eines Verlorenen schon um dessentwillen unmöglich, weil jeder, der ein Obdach erreicht habe,

sich dort der tiefsten Ruhe, die von allen Bedürfnissen das dringendste sei, überlasse. Die Gräfin hörte diese Mittheilungen schweigend an; sie ergab sich in ihr Geschick, doch drang kein belebender Hoffnungsstrahl in ihre Brust.

Die unabweisbaren Rechte der irdischen Natur hatten sich an den Uebermüdeten geltend gemacht. Bernhard, Ludwig und Bianca lagen in festem Schlaf; doch die Gräfin und Lodoiska wachten in bangem Schmerz. Marie theilte ihre Sorgen, und nicht allein aus innigster Theilnahme der Freundschaft, sondern auch weil ihr Herz, wie mächtig sie es bekämpft hatte, in stummer, heiliger Wehmuth noch immer für Rasinski schlug.

Paul und Axinia blieben theilnehmend wach, wiewol sie sich bescheiden von ihren Gästen zurückzogen. In den Straßen der Stadt war es völlig still geworden; auch nicht ein leiser Laut ließ sich vernehmen. „Horch!“ sprach Paul plötzlich auffahrend zu Axinien, „war das nicht, als ob jemand ächze und wimmere? Wahrhaftig, schon wieder.“ Er öffnete ein Fenster und lehnte sich lauschend hinaus. „Es kommt von dort drüben aus der schmalen Gasse her, wo die Juden wohnen! — Mir ist auch, als ob ich ihre murmelnden Stimmen hörte.“ Beide horchten ängstlich beobachtend auf. Nach einigen Augenblicken hörte man den dumpfen Schall eines schwer fallenden Körpers und zugleich einen kreischenden Laut des Jammers, der durch die stille Nacht herüberdrang. „Was ist das?“ rief Paul. „Was geht dort vor? Hörst du, wie es jammert und winselt? Sollten diese grimmigen Teufel —“

Eine männliche Stimme rief, laut wehklagend, um Hülfe. Axinia rang geängstet die Hände. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und die Gräfin trat, ein Licht in der Hand, ein.

„Was bedeuten jene fürchterlichen Töne?“ fragte sie ahnungsvoll grausend. „Sie dringen schauerlich durch die Nacht; es klingt wie der Jammerlaut hülflos Sterbender. O geht, Freund, seht zu, was es gibt!“

Paul warf seinen Pelz über und griff nach einer Laterne. Doch Axinia hielt ihn ängstlich an und bat: „O geh' nicht allein! Wer weiß, welche Greuel sich dort begeben und ob die Wüthenden nicht wieder einen ums Leben bringen! Geh' nicht allein.“

„Ich muß!“ rief Paul; „die Menschlichkeit gebietet es.“

„So wecke ich wenigstens die Herren, daß sie dich begleiten“, entgegnete Axinia.

„O laß den Entkräfteten doch ihren Schlummer; und wir kämen vielleicht zu spät!“

„Nein nein, sie sind ja angekleidet und liegen in ihren Pelzen“, erwiderte Axinia rasch und eilte in das Nebengemach, wo Bernhard und Ludwig, da es an Betten im Hause mangelte, angekleidet auf dem Strohlager fest schliefen. Die kriegerische Gewohnheit war noch so lebendig in ihnen, daß sie auf den ersten Ruf emporsprangen und sogleich ermuntert waren.

„Wir begleiten Euch“, rief Bernhard auf das erste Wort Paul's, und bereits hatte auch Ludwig die Pistolen ergriffen und den Hirschfänger umgeschnallt.

Paul ging mit der Laterne voran, der Gegend, aus der der Jammerruf ertönte, zu. Es war eine enge Seitengasse, die, längs der Stadtmauer hinziehend, nur von Juden bewohnt wurde. Eben wollten sie in diese einbiegen, als eine feste Männerstimme sie von hinten her anrief: „Wer da, wer seid ihr, was gibt's hier?“

„Rasinski!“ rief Ludwig beim ersten Laut, und als der Laternenschein des sich rasch umwendenden Paul auf das

Antlitz des Kommenden fiel, erkannte auch sein Auge den Freund.

„Rasinski! du hier und am Leben!“ rief er außer sich und lag in seiner Umarmung.

„Ich habe euch wieder, euch, die ich verloren gab! Und ihr lebt! Bianca lebt?“

„Wir alle, alle“, rief Bernhard und drängte sich zu der Umarmung. „Wir suchten dich auf, aber vergeblich!“

„Ich euch gleichfalls!“ erwiderte Rasinski.

Sie würden sich im Drange des Herzens ihre gegenseitigen Schicksale erzählt haben, wenn nicht eben wieder der jammernde Hülferuf aus der Gasse ertönt wäre. Rasinski entwand sich dabei sogleich den Armen Bernhard's. „Diese Töne“, rief er, „haben mich aus dem Schlafe aufgejagt. Laßt uns jetzt zuerst der Hülfsbedürftigen gedenken.“

Paul mit der Laterne schritt voran, die übrigen folgten. Die Gasse war eng und gekrümmt, sodaß man nicht weit vorwärts blicken und daher auch nicht so bald gesehen werden konnte. Als man die erste Biegung erreichte, und der Lichtschimmer den vorgelegenen Raum erhellte, sah man deutlich einige Gestalten, die aufgeschreckt zu flüchten schienen, an die Mauer gedrückt hineilen.

„Wer da?“ rief Rasinski russisch. „Steht oder ich schieße!“

Aber die Schatten flogen an der Mauer hin und glitten über den Schnee hinweg. Rasinski sprang hastig nach; doch er stolperte über einen im Wege liegenden Gegenstand, fiel, und im Fallen ging sein Pistol los. Ludwig und Bernhard waren ihm rasch gefolgt und wollten ihm emporhelfen, doch er rief ihnen zu: „Vorwärts, vorwärts, verfolgt nur die Flüchtenden.“

Sie eilten nach, sahen aber nur noch eine einzelne Ge-

stalt hastig flüchten; sie riefen ihr zu zu stehen, doch vergeblich. Ein Schuß, den Bernhard that, ging fehl, doch da der Fliehende sich unwillkürlich, oder weil er die Kugel pfeifen hörte, bückte, glitt er aus und fiel zu Boden. Ludwig packte ihn zuerst.

„He! Wer seid Ihr?" rief er den Verdächtigen an, der eine Art von langem, schwarzem Kaftan trug, „weshalb flüchtet Ihr?"

„Gott meiner Väter!" bat der Fremde mit kläglichem Ton. „Habt Erbarmen, gnädiger Herr! Was verfolgt Ihr einen armen Juden, da er dem Greuel entflieht?"

„Leuchtet her, Paul", gebot Bernhard, der jetzt ebenfalls herbeigekommen war; „wir müssen zuvor sehen, was das für ein Geschöpf ist, das hier so angstvoll um Erbarmen jammert. Er scheint nicht das beste Gewissen zu haben."

Paul hob die Laterne empor, daß der helle Schein derselben auf das Gesicht des Juden fiel.

„Teufel! diese Larve sollte ich kennen!" rief Bernhard erstaunt. „Wo habe ich denn dies vermaledeite Gesicht schon gesehen? Freilich die litauischen Rothbärte sehen alle einander ähnlich! Aber ich glaube doch, Jude, du bist der Spion, mit dem wir noch eine Rechnung abzumachen haben, die seit fünf Monden läuft."

Rasinski's Ruf unterbrach diese Worte. „Kommt hierher, Freunde", gebot er, „hier gilt es, noch Hülfe zu bringen."

Sie wendeten alle drei um und zogen den Juden trotz seines Sträubens und Jammerns mit sich fort.

„Seht hier das schauderhafteste Verbrechen, das die Menschheit erlebte", sprach Rasinski bebend vor Zorn und Grausen, als sie näher traten. „Leuchtet hierher! — Seht unsere Kameraden halb nackt herausgetrieben in diese Kälte, geplündert, erwürgt, aus den Fenstern gestürzt! — Unge-

heuer", rief er mit furchtbarer Stimme den zitternden Juden an, „wenn du Schuld hieran trägst, so lasse ich dich lebendig von Hunden zerreißen! Seht hier — hier liegen sie. Es ist namenlos entsetzlich!"

In einem Winkel, wo ein Haus ein wenig hinter der Reihe der übrigen stand, sah man acht Leichname, halb nackt, nur mit einem Hemd und etlichen zerlumpten Kleidern bedeckt, am Boden liegen. Auf einen dieser Unglücklichen, der noch am Leben war, hatte Rasinski seinen Pelz geworfen, um ihn gegen die schneidende Kälte zu schützen.

Alle schauderten bei diesem Anblick, an dem sie zuvor in der Eile der Verfolgung vorübergestürzt waren.

„Gott Abraham's, ich hebe meine Rechte zu dir auf, ich bin unschuldig an dieser That!" rief der Jude. „Verflucht will ich sein mit Kindern und Kindeskindern, wenn ich Antheil daran habe! Sollen mir doch die Raben lebendig die Augen aushacken, soll mein Fleisch verdorren an meiner Hand, wenn mein Eid falsch ist!"

„Er war unter den Mördern", stöhnte der Verwundete am Boden matt; „er wollte mir die Kehle abschneiden, da der Sturz aus dem Fenster mich nicht getödtet hatte und ich um Hülfe rief. Nur euere Ankunft wurde meine Rettung!"

„Scheusal du, entmenschtes, grinsendes Scheusal! Das unnennbare, grausenvolle Elend, das einem Teufel Thränen auspressen muß, konnte dich nicht rühren?" knirschte Rasinski und erhob den Säbel über das Haupt des Juden, um ihm den Schädel zu spalten. Doch dieser warf sich in convulsivischer Angst auf die Knie und rief händeringend: „Gott Jehovah, Erbarmen, Herr Graf, Erbarmen!"

Ludwig war Rasinski in den Arm gefallen und hielt ihn zurück. „Besudle dich nicht mit diesem Elenden", bat er dringend; „überlaß ihn dem allwaltenden Rächer!"

„Du hast recht, ich muß anders verfahren", erwiderte er schnell gefaßt. — „Wähnst du, ich erkenne ich dich nicht?" sprach er mit dem Ausdruck des tiefsten Abscheues zu dem Juden, der seine Füße umklammerte. „Ich erkenne dich, wie du mich erkanntest, feiler, erkaufter, elender Betrüger, der schon einmal der gerechten Rache entrann! Nichts könnte dich retten, wenn nicht selbst ein Ungeheuer wie du ein Werkzeug des Himmels werden könnte. Ich weiß, der ganze Auswurf der Deinigen brütet hier Thaten der Hölle aus, zu denen die Megäre der Habgier euch stachelt. Gehe denn hin und verkünde deinen Mordgenossen, daß, wenn ich morgen hier in diesen Häusern auch nur einen Leichnam, nur eine Spur der Gewaltthat entdecke, so lasse ich sie alle in Asche legen, und euere Gebeine soll die Flamme vertilgen, und ich selbst will den Säugling in die Glut schleudern! Fort, Ungeheuer! Doch zeichnen will ich dich, daß du nicht entkommst!"

Bei diesen Worten trat er ihm dreimal mit dem Fuße ins Antlitz, daß der Jude brüllend wie ein Thier aufheulte und das Blut in den Schnee strömte. Dennoch raffte er sich auf und wankte mit Jammergeschrei der nächsten Hausthür zu, an die er voll krampfhafter Angst pochte und zu seinen Glaubensgenossen um Hülfe und Erbarmen rief.

„Helft mir diesen Gemishandelten hinwegtragen", bat Rasinski und wandte sich zu dem Unglücklichen, der mit erstarrenden Gliedern noch lebend auf dem Schnee lag.

Sie hoben ihn empor. Sein jammervolles Stöhnen erfüllte die Lüfte; doch noch ehe sie die große Straße erreicht hatten, verstummte es, denn seine Lebenskraft war erschöpft. „Dank euch, Kameraden, es war zu spät!" das waren die letzten Worte, die seinen Lippen entflohen.

„Ein Grab kann ich dir nicht schaffen", sprach Rasinski finster, während sie den Leichnam auf den Boden niederlegten; „ruhe hier aus bei den Tausenden, denen die grausame Härte dieses Bodens alles, selbst die Grabstätte verweigert. Ist es denn nicht genug, daß die Natur uns mit allen ihren Schrecken unerbittlich verfolgt? Muß auch noch der Mensch zur Hyäne werden und in das Heiligthum des wehrlosen Schlafes einbrechen?"

Ludwig trat theilnehmend zu ihm. „Dir soll ein sanfter Balsam des Trostes auf diese Wunden werden", sprach er; „wir haben dir eine frohe Kunde zu bringen!"

„Ihr? eine frohe Kunde?" fragte Rasinski fast bitter betonend.

„Deine Schwester und Lodoiska sind uns nah — sie sind hier, in wenigen Minuten kannst du sie umarmen."

„Meine Schwester hier?" rief er mehr erschrocken als freudig und sah Ludwig staunend an. „O Johanna, zu welchem Anblick kommst du hierher! Also kannte man in Warschau unser Geschick! Ludwig, Ludwig, deine Nachricht ist so herb als süß! Ich war nicht gefaßt, sie jetzt zu sehen! Und doch", setzte er weich hinzu, „daß ich sie noch sehe, welch ein unaussprechliches Glück ist das für mich!"

Die Freunde führten ihn nach Paul's Hause; bevor sie eintraten, stand Rasinski still. „Und Lodoiska begleitet sie? Was sollen wir der Armen sagen? Jaromir liegt in düstern Träumen des Wahnsinns, sinnberaubt, rasend — vielleicht schon erlöst!"

„Und wäre sie nur gekommen, seinen letzten Seufzer zu vernehmen", sprach Ludwig aus innerster Ueberzeugung, „dennoch würden ihr alle Schätze der Erde dieses Glück im tiefsten Schmerz nicht aufwiegen. Weißt du denn aber,

ob ihr Anblick nicht eine heilende, rettende Wunderkraft auf den Unglücklichen ausübt?"

„So oder so! Es muß getragen sein; laß uns ein männlich gefaßtes Antlitz zeigen." Mit diesen Worten schritt Rasinski entschlossen die Stufen hinan, und die hohe Kraft des Muthes und des Duldens thronte wieder auf seiner edeln Stirn. Indem er die Thür öffnen wollte, hielt er noch einmal inne und fragte Ludwig mit beklemmter Stimme, als zittere er vor dem Nein: „Ist auch deine Schwester hier?"

„Auch sie", entgegnete dieser.

Das Dunkel verbarg den Schmerz, der über sein Angesicht zuckte, und niemand gewahrte die fliegende Röthe, welche die Nähe dieses holden Wesens auf seine gramgebleichte Wange hauchte. Da er keinem der Freunde das Geheimniß seiner tiefsten Brust eröffnet hatte, ahnte auch keiner seine innerste Erschütterung. Er besiegte sie durch die mächtige Herrschaft des Willens, mit der er seinem ganzen Leben gebot.

„Laß mich zuerst eintreten", bat Bernhard; „dein Anblick könnte die Frauen zu heftig überraschen."

„Meine Schwester nicht", erwiderte Rasinski, „doch die jüngern Mädchen vielleicht. Geh' denn und erzähle, daß ihr mich gefunden."

Bernhard trat zu der Gräfin ein; einige Augenblicke danach öffnete er Rasinski die Thür. Lodoiska flog mit einem lauten Schrei auf ihn zu und sank, das Antlitz verbergend, an seine Brust; er hielt sie mit der Rechten innig umfaßt. Die Schwester trat bebend zu ihm, lehnte sich, von seinem linken Arm fest umschlungen, gegen seine Schulter und ergoß Schmerz und Liebe in einen stummen, thränenlosen Kuß. Marie blieb beklommen, leise weinend im Hintergrunde stehen.

„Schwester!“ sprach Rasinski nach langer tiefer Stille und löste die Umarmung.

„So müssen wir uns wiedersehen!“ rief sie mit einem Ton des Schmerzes aus, der in die tiefste Seele drang. „So!“ Und als sei die düstere Wolke der beklemmenden Angst mit diesem Ausruf zerrissen, athmete sie jetzt freier auf und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

„Tröste dich, du Edle, über das Grab hinaus reicht kein Schmerz“, sprach Rasinski mit jener Stärke, die selbst der Hoffnung zu entsagen vermag. „So lange werden wir's zu tragen wissen. Aber du, Arme“, wandte er sich jetzt mitleidsvoll zu der bleichen, zitternden Lodoiska, die in seinen Armen hing und ohne Bernhard's sanfte Unterstützung längst in die Knie gesunken wäre, „was soll ich dir für Trost bringen? Du bist noch so jung, du hast eine zu lange Bahn vor dir!“

Sie hing mit forschenden Blicken voller Angst an seinen Lippen; doch gewann sie nicht die Kraft zu einer Frage nach Jaromir.

„Ich verstehe dich, holdes Kind“, sprach er mit gerührtem Ton; „du fragst nach Jaromir. Lodoiska, du bist eine Tochter Polens. Festigkeit im Schmerz muß dein Erbtheil sein, denn wir werden gesäugt mit Gram und genährt mit Kummer. Du sollst die Wahrheit hören. Dein Freund lebt, aber er ist krank, schwer erkrankt; düstere Fieberträume verschleiern seine Seele! Bereite dich, ihn zu verlieren!“

Ihre Brust flog von heftigen Athemzügen, endlich brachte sie mühsam die Worte hervor: „Wo ist er? Laßt mich zu ihm!“

„Morgen, liebstes Herz“, beruhigte sie Rasinski; „jetzt mitten in der Nacht ist es unmöglich!“

Aber als durchdränge sie ein höherer Geist mit plötzlich neu belebender Kraft, rief sie aus: „Morgen! Morgen! Und sein Leben hängt an der Minute! Vielleicht haucht er in der nächsten Stunde den letzten Athemzug aus. Und ich soll warten, diese ewige Nacht hindurch! O Mutter, Mutter, du kennst mein Herz, du weißt, ob es möglich ist, ob ich nicht erliege in Angst und unnennbaren Qualen. Mutter, hilf du mir ihn erbitten!"

Flehend hob sie die schönen Arme zu der Gräfin empor, wankte zu ihr hin und sank vor ihr nieder, mit dem Haupt in ihren Schos.

Jetzt trat auch Marie schüchtern näher und redete Rasinski an. „Wir haben uns noch nicht begrüßt. Mein erstes Wort sei die Unterstützung ihrer Bitte. Sie liebt, und ein liebendes Herz muß brechen auf solcher Folter." Die letzten Worte waren kaum vernehmbar.

„Marie!" erwiderte Rasinski mit einem unnachahmlichen Ton der Stimme, in dem seine männliche Kraft zusammenzubrechen schien, „Marie! Beim allmächtigen Gott", rief er endlich mit jener heftigen Anstrengung, durch die er sich gewaltsam wieder emporzureißen suchte, wenn das Gefühl die Klarheit seines Thuns zu überwältigen drohte; „beim Allmächtigen, ich vermag nichts. Jaromir liegt im Lazareth. Nachts wird keinem dort die Pforte geöffnet; sonst würde ich die Arme ja sogleich selbst zu ihm führen. Aber ich müßte den Marschall im Schlafe aufstören, müßte —"

„In welchem Lazareth liegt der Kranke, von dem Sie sprechen, Herr Graf?" fragte Paul rasch.

„Hier gleich am Thore, zur Linken in dem großen Gebäude."

„Dazu hab' ich die Schlüssel", fiel Paul freudig ein; „ich führe die junge Gräfin selbst dahin."

„Dank der Mutter Maria", rief Lodoiska aufspringend; „Dank, heißer Dank — so soll ich ihn noch einmal sehen!"

„Ich begleite dich", sprach Rasinski fest entschlossen.

„Und ich", fiel die Gräfin ein. „Wir alle", sprach Marie voll schwesterlicher Theilnahme.

„Nein, Marie", erwiderte Rasinski mild verweisend; „der Gang ist nicht leicht und nicht erfreulich. Wir müssen ihn allein thun, ich bestehe darauf."

Es währte nicht zwei Minuten, bis die Gräfin und Lodoiska zu dem traurigen Wege gerüstet waren. Rasinski drang auch darauf, daß Ludwig und Bernhard zurückblieben; diese dagegen forderten, daß er sich die nothwendige Ruhe gönnen solle.

„Handelt zum letzten mal nach meinem Befehl", sprach er endlich sanft, aber gebietend. „Ihr bleibt zum Schutz des Hauses; ich muß der Führer der Unglückseligen sein, da sonst niemand seine Lagerstätte auffindet."

Sie gingen durch die düstere Winternacht hinaus.

Viertes Kapitel.

Das kolossale, alterthümliche, schwerfällige Gebäude, in dem die Kranken und Verwundeten lagen, war vormals ein Kloster gewesen. Mit seinen düstern Umrissen auf den Nachthimmel gezeichnet, stand es schauerlich vor den Ankommenden.

„Ungern öffne ich dieses Haus", sprach Paul, „denn es sieht keiner Stätte der Pflege und des Mitleids ähnlich. An allem ist hier Mangel, oft sogar an der nothwendigsten

Nahrung, an Stroh zum dürftigen Lager! Die Aerzte wechseln schnell, und die wenigen jungen Leute, die man uns läßt, zeigen sich kaum, weil sie sehen, daß doch alles vergeblich ist und ihre Kunst nur das Elend verlängert. Darum vermeiden sie den gräßlichen Anblick. Nicht einmal gehörig erwärmt können die alten Gewölbe werden, sodaß bei dieser strengen Kälte der Brand gleich in die meisten Wunden tritt und die Unglücklichen hinwegrafft. Das Haus ist nur ein großer Sarg, in den die Lebendigen gelegt werden."

Während dieser Worte hatte er mit seinen schweren Schlüsseln das Thor geöffnet, und mühsam, auf den Angeln kreischend, wurden die Flügel aufgedreht.

„Ist denn über Nacht kein einziger Wärter hier?" fragte die Gräfin schauernd.

„Keiner", erwiderte Paul, „es ist kein Raum. Hier müssen immer die Todten den Lebenden die Stätte überlassen; ehe das Bett eines Verstorbenen noch erkaltet ist, nimmt es oft schon einen neuen Gast auf."

Lodoiska schwieg; sie weinte auch nicht, sondern zitterte nur wie im heftigsten Fieber.

Man stieg die halbverfallenen Steintreppen hinauf und ging einen langen dunkeln Kreuzgang hinunter.

„Hier am Ende des Ganges in dem letzten Gewölbe rechts zur Seite fand ich eine Lagerstatt für ihn", sprach Rasinski; „dorthin führt uns, mein Freund!"

„D o r t liegt er?" fragte Paul mit erschrecktem Erstaunen.

„Warum betont Ihr das so?"

„Hm! Das Gewölbe ist wüst und kalt; es liegt gerade nach der Nordseite hinaus."

„Es war kein anderer Raum mehr zu finden, und der

Arzt, den ich dort traf, versprach mir pünktliche Sorge für den Kranken zu tragen."

„Ich glaub's schon!" erwiderte Paul, aber in einem Ton, als denke er das Gegentheil.

Die Schritte der Wandernden hallten in dem öden Gange wider; man hörte keinen Laut, als zu beiden Seiten bisweilen ein dumpfes Wimmern und Stöhnen, das um so schauerlicher war, als es geheimnißvoll aus den Mauern selbst zu dringen schien.

„Hier", sprach Paul und öffnete eine Thür.

Selbst Rasinski schauderte, als er jetzt in diesen Aufenthalt des Grausens trat, den er am Tage wählen mußte, um nur ein Obdach für Jaromir zu finden; denn seit dieser von Bianca getrennt war, fiel er zuerst in ein heftiges Rasen und dann in eine finstere, todesmatte Abspannung, bei der er sich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten vermochte. Jetzt, um Mitternacht, war diese grause Höhle fast zu schauerlich, selbst für einen Bewußtlosen. Eine einzige, trübe flackernde Lampe erhellte den Raum mit halbdunkelm Schimmer. Ringsum lagen auf spärlichem Stroh kaum bedeckte Elende, theils mit entsetzlichen Wunden, oder grausenvoll verstümmelt, theils von Jammer bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Tiefschweres Athmen, dumpfes Röcheln waren die einzigen Laute, die man vernahm. Ein eisiger Hauch wehte durch das Gewölbe; denn die Fenster waren zum Theil zerbrochen, sodaß Eis und Schnee wie wachsende Gletscher eingedrungen waren, die fast die Lagerstätte der Unglücklichen berührten.

„Also hier!" sprach Lodoiska, indem sie eintrat, mit bebender Stimme, und das kalte Entsetzen rührte ihr an die Brust.

Paul leuchtete einigen Kranken mit der Laterne ins

Gesicht. Sie starrten ihn mit gräßlich offen stehenden Augen an, ohne eine Wimper zu rühren.

„Das sind Todte, Freund“, sprach Rasinski schaudernd; „sie sind vor Frost erstarrt.“ Lodoiska hielt sich wankend an die Gräfin.

Man mußte zwischen den Reihen der Gelagerten, diesem grausen Gemisch von Leichen und Sterbenden, hindurch, sodaß der Fuß fast über die Hülflosen strauchelte. Bebend am Arme Rasinski's hängend, schwebte die schöne Gestalt Lodoiska's wie die eines tröstenden Engels durch diese Räume der Verdammniß.

„Es war doch gut, daß wir dich begleiteten, Kind“, sprach die Gräfin, die selbst aller Kraft bedurfte, um ihre Fassung zu behalten.

„Ich würde es auch allein gewagt haben, vertrauend auf den Beistand meiner Heiligen“, erwiderte sie mit einem frommen Blick gen Himmel.

Paul erhob die Laterne und leuchtete nach einer dunkeln Ecke hinüber, wohin noch kein Lichtstrahl gedrungen war, weil die an der Decke brennende Lampe den Schatten eines breiten Pfeilers dahin warf.

„Dort liegt noch ein Kranker“, sprach er und deutete mit dem Finger dahin.

Allbarmherzige Mutter Gottes, das ist er“, rief Lodoiska entsetzt aus, daß der herzzerreißende Ton im Gewölbe erschallte, und sank betäubt in Rasinski's Arme zurück. Die düstere Einsamkeit des Ortes schien zu ..rschrecken über den Jammerlaut, der die schauerliche Stille zerriß. Rasinski umfaßte die Sinkende mit väterlichem Arm. „Ja, er ist es“, sprach er mit tiefer Stimme; „er leidet schwer!“

Lodoiska's Betäubung dauerte nur einen Augenblick, dann gab ihr die Liebe neue Kräfte. „O laß mich zu ihm,

an seinem Lager knien", bat sie mit ersterbender Stimme; „o laß mich!"

Rasinski unterstützte ihre wankenden Schritte; doch mußte Paul erst einige Leichname aus dem Wege räumen, damit man bis zu Jaromir's Strohlager herankommen konnte.

Er lag in seinen Mantel dicht eingehüllt; als er das Licht erblickte, richtete er sich empor. Starr, den stillen Wahnsinn im Blick, heftete er das Auge darauf; eine fliegende Fieberglut röthete die abgezehrte, bleiche Wange; er griff mit der Hand der Flamme entgegen.

Die entschlossene Gräfin trat grauend einen Schritt zurück. Ist das der Jüngling, fragte es in ihr, der vor wenigen Monaten noch frisch wie der goldene Morgen blühte? Dieses bleiche Gebilde des Grabes?

„Was wollt ihr?" sprach Jaromir langsam mit hohler Stimme. „Was kommt ihr herunter in meine Gruft? Fort mit der Fackel!"

Lodoiska's Lippen verschloß der lähmende Schmerz mit unzerreißbaren Banden; selbst die Liebe erstarrte bei dieser entsetzlichen Prüfung und vermochte die Fesseln des Grauens nicht zu sprengen.

„Jaromir! Fasse dich! sei ein Mann! Erkenne uns!" redete Rasinski den Unglücklichen an und berührte ihn mit seiner lebenswarmen Hand.

Man sah, wie des Jünglings wahnsinnige Betäubung mit dem Bewußtsein, das Rasinski's Anblick in ihm erweckte, rang; es arbeitete in seinen Zügen, sich aus der grauenhaften Umstrickung loszuwinden.

Endlich hatte Lodoiska den Kampf überwunden. Sie kniete zu dem Geliebten nieder, nahm seine Hand, blickte ihm ins Auge und fragte mit brechender Stimme: „Jaro-

mir, erkennst du mich nicht mehr? O, gib mir nur ein Zeichen deiner Liebe!"

Er fuhr sich mit der Hand zweimal über die Stirn, als wollte er einen schweren Schmerz oder Druck entfernen; dann leuchtete plötzlich ein flüchtiger Glanz in seinem erloschenen Auge: „Lodoiska!" rief er aus und strebte die Arme zu erheben; doch vergebens, er athmete noch einmal aus tiefster Brust, dann brach der Körper zusammen, das Auge schloß sich, und er sank regungslos auf das Lager zurück.

„Hülfreiche Heilige beschirme ihn, er stirbt!" rief Lodoiska und rang die Hände.

„Nein, nur die Freude hat ihn überwältigt", tröstete sie Rasinski. „Laßt uns seine Ohnmacht benutzen, um ihn von diesem Ort des Grausens zu entfernen."

„Freund, es wird eine Zeit der Vergeltung kommen", wandte er sich zu Paul. „Aber jetzt leiht mir noch Euern Beistand; helft mir den Unglücklichen bis in euere Wohnung bringen. Hier muß ihn der Tod hinwegraffen."

Der redliche Paul war freudig bereit. „Gern, gern", rief er, „und es wird sich leicht machen. Auf dem Gange stehen Krankenbahren und in meinem Hause ist ja wol noch ein Plätzchen offen."

Sie legten sogleich Hand an und trugen den Ohnmächtigen hinaus. Lodoiska schwankte am Arme der Mutter nach. Rüstig griffen Paul und Rasinski selbst die Bahre an; die Frauen trugen Sorge, den Kranken vorsichtig einzuhüllen.

Lodoiska fand Kraft und Fassung in sich, als die Liebe jetzt Pflichten von ihr forderte. Sorgsam wachend ging sie neben der Bahre und geleitete so den sterbenden Freund bis an die gastliche Stätte, wo so viele befreundete Gestalten statt jener Bilder des Entsetzens sein Lager umgaben.

Bald hatte man Paul's Wohnung erreicht; mit stummer Trauer empfingen die treuen Gefährten den bejammernswerthen Freund, und pflegend und wachend, wie Engel des Heils und Erbarmens, setzten sich Marie und Lodoiska an der Bahre nieder, um die Nacht hindurch seiner zu warten.

Er lag in unruhigem Halbschlaf und sprach oft in seiner Fieberverwirrung. Lodoiska's und Bianca's Namen nannte er am häufigsten. Einmal rief er: „Alisette, Alisette — fort, fort, du schöne Schlange!“

Mit welchem Gefühl hörte die liebende Lodoiska diesen Namen! Sie hatte ihm so rein, so völlig vergeben — sie vergab auch der Verführerin! O wenn sie es vermocht hätte, ihm diesen Trost in die von glühenden Qualen gefolterte Brust zu flößen!

Marie war, übermüdet, in einem Lehnsessel in Schlummer gesunken.

Tiefe Nacht und Einsamkeit umgab die Liebende jetzt. Welch ein Augenblick der Seligkeit, wenn die furchtbar gähnende Kluft sie nicht von ihm getrennt hätte, die sich unübersteiglich wie das Todtenreich aufthut, sowie das Band des hellen Bewußtseins zerreißt.

Nur im heißen Gebet fand Lodoiska Hoffnung und Trost. Sie kniete nieder und wandte Herz und Antlitz zum Himmel und flehte aus inbrünstiger Seele: „O Allgütiger, nur noch einmal laß das helle Licht der Wahrheit in sein Herz fallen! Führe seine Seele noch einmal zurück auf diese Erde, so schön und rein, wie sie einst in ihm wohnte! Ach, der Tod trennt ihn ja nicht so schrecklich von mir als dieses düstere Gefängniß, in dem er gebunden liegt; denn hast du ihn hinweggenommen, so wohnt er im ewigen Licht bir, und der Gedanke schwingt sich tröstend zu ihm

auf. Jetzt aber hauset er wie ein Verdammter in der Finsterniß; sein Geist irrt im wilden Chaos und findet nirgends eine Stätte der Ruhe, des Trostes! O, schließe ihn los von diesen glühenden Banden, die ihn an den starren Fels der Verdammniß ketten — o sei milde, du Allbarmherziger, und laß dich diesen namenlosen Jammer rühren!"

So lag sie kniend und that fromme Gelübde der Buße, wenn ihr Erhörung würde.

Allgemach wich die unendliche Nacht, und ein grauer Schimmer der Dämmerung fiel in das Gemach.

Sie trat ans Fenster. Der Himmel war hell; das Licht erbleichender Sterne blinkte noch mit letztem matten Glanze durch das tiefe Blau. Am südöstlichen Horizont glimmte ein röthlicher Schein und färbte das leichte Gewölk. Lodoiska stand in tiefes Sinnen verloren, und Thränen verdunkelten ihr Auge; aber sie waren milde, sie entquollen einem heiligen Vertrauen, das ihre Brust nach den fernen Qualen mit sanfter wehmüthiger Hoffnung erfüllte. Sie wandte das Haupt nach dem Lager des Freundes. Er schlief still und athmete ruhig; ja, ein Lächeln schwebte über seine Lippe, und der erste dämmernde Rosenschimmer des Tags fiel auf die blassen Wangen.

Es war nicht mehr die Betäubung des Wahnsinns, die ihn fesselte, sondern ein erquickender Schlaf, der der Erschöpfung folgte.

„Heilige Mutter Gottes, umschwebe du ihn mit segnender Nähe!" flehte Lodoiska und nahte sich zitternd. Eine süße Beklemmung der Freude drang in ihr Herz, die Hoffnung dämmerte ihr auf, das Auge des Erwachenden werde die Geliebte erkennen. Mit zurückgehaltenem Athem über ihn gebeugt, lauschte sie auf den Hauch seiner Lippen, auf den Schlag seines Herzens. „O, er genießt jetzt einer milden,

erquickenden Ruhe", rief sie innerlich jauchzend und sank in heißem Dankgefühle auf die Knie vor sein Lager.

Die Morgenröthe erfüllte das Gemach mit mildem Duft; sie glänzte wider von dem Angesichte des Schlummernden. Plötzlich schlug er das Auge auf und sprach matt: „Nun ist's vorüber!" Sein Blick war nicht mehr wild und verwirrt; ein sprachloses, seliges Staunen malte sich in seinen Zügen. Ein Himmel des Entzückens senkte sich in Lodoiska's Brust; doch mit heldenmüthiger Stärke bezwang sie sich, weil sie bebte, durch einen plötzlichen Ausbruch der Freude das zarte, neugewobene Band des Bewußtseins wieder zu zerreißen. Zitternd blieb sie auf den Knien liegen und fragte mit lispelndem Laute der Liebe: „Ist dir besser, lieber Freund?"

Er faltete die Hände über die Brust, erhob das Haupt ein wenig und sprach leise, mit dem Tone schauernder Verehrung: „O, ich erkenne dich, du Heilige, von goldenem Himmelsglanz umflossen; du bist nun eine Selige, und auch mir öffnen sich die Pforten des Friedens. O, reiche mir zum Zeichen der Versöhnung deine Hand!"

Er weilte noch unter seinen Traumgestalten, in denen er vor allen Lodoiska gesehen; jetzt, wie sie vom Morgenrothe umstrahlt, mit herabwallenden Locken vor ihm kniete, zogen die erblassenden Gebilde des Traumes, allmählich verschwimmend, in die Wirklichkeit hinüber, und er wähnte jenseits erwacht zu sein.

Sie reichte ihm die milde Hand und fragte mit dem süßen, brechenden Ton der Liebe, der in Thränen des Entzückens versiegt: „Erkennst du mich endlich wieder? O, du hast schwer geträumt! Ich bin es, mein Jaromir, lebend und wirklich, liebend und glückselig!"

„Heiliger Gott!" stammelte er, „wo bin ich denn, wo

war ich — nein, nein, ihr furchtbaren Gespenster der Nacht, kehrt nicht wieder aus dem grausen Dunkel!"

Er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und blickte scheu seitwärts. Lodoiska, als wolle sie ihn an ihrer Brust vor den Schrecklichen verbergen, schlang liebend und zitternd den Arm um seinen Nacken und zog ihn, sanft küssend, an sich. „Nein, nein, Lieber", sprach sie mit schmelzendem Ton der Stimme, „fürchte nichts, du lebst und ruhst an meinem Herzen; hier soll kein furchtbarer Traum dich quälen."

In seliger Trunkenheit drückte er das Antlitz an die Brust der Geliebten; und als seine Wange an ihrem Herzen ruhte und sein Ohr den pochenden Schlag vernahm, da erwachte er ganz wieder zur Wirklichkeit und Wahrheit, und zerrissen war der Schleier, der seine Seele finster umhüllte — zerrissen aber auch die letzten Bande des Lebens in dem zerstörten Körper!

Müde hob er das Antlitz zu der Geliebten empor, trank einen sehnsüchtigen Kuß von ihren Lippen und hauchte matt: „Nun weiß ich alles! Und du vergibst mir, Lodoiska?'

„Mein Herz kann nur lieben", rief sie, halb erstickt von dem hervorbrechenden Strome der Thränen.

Noch ahnte sie nicht, daß dieser Augenblick überdrängender Seligkeit ihr auch den Becher des tiefsten unerschöpflichen Schmerzes reichen sollte. Nur die höchste Anspannung aller Kräfte seiner Seele hielt das Leben noch in Jaromir's Brust zurück.

„O, du wurdest edler, reiner, treuer geliebt als von mir", seufzte er schmerzlich. „Boleslaw war deiner werth! Die Lippe des Sterbenden übergab mir das heilige Vermächtniß! Nun werde ich dort frei zu ihm treten können!"

Nach diesen Worten sank er bleich zurück und die Arme vermochten nicht mehr die Geliebte zu umfassen.

„Allerbarmende Mutter des Heilands“, rief sie aus, als sie ihn erblassen sah, „er stirbt, er stirbt!“

Bei diesem angstvollen Rufe erwachte Marie; mit einem Blicke erkannte sie, was geschah, und eilte der Unglücklichen zum Troste herbei.

„Er stirbt, er stirbt, Marie!“ rief diese nochmals und rang verzweifelnd die Hände.

Marie sah wohl, daß hier von menschlicher Hülfe nichts mehr zu erwarten sei. Sie gedachte daher eines Versprechens, das sie der Gräfin gestern in der Stille geben mußte, diese sogleich herbeizurufen, wenn sich etwas Bedenkliches ereignen sollte. „Ich werde die Mutter holen“, entgegnete sie daher der Jammernden und eilte ins Nebenzimmer.

Sie fand die Gräfin schon erwacht und angekleidet und Rasinski bei ihr, der sehr bewegt schien. Ihr blasses Antlitz voller Thränen weissagte nichts Gutes.

„Was geschieht?“ fragte die Gräfin.

„Ich fürchte, er stirbt“, war ihre leise, mit einem bedeutsamen Winke gegebene Antwort, damit Lodoiska, deren Hoffnung sie aufrecht zu erhalten suchen wollte, sie nicht vernehmen solle. Eilig und bestürzt traten beide ein. Sie fanden die Unglückliche zärtlich über den Sterbenden gebeugt, seine Hände in den ihren haltend, die er im Gefühle des nahen Todes gesucht und sanft gefaßt hatte.

Noch erkannte er die Eintretenden, denn er lächelte ihnen mit den Augen zu; aber die Sprache fehlte ihm.

Durch Axinia herbeigerufen, die im Vorderzimmer Lodoiska's schmerzlichen Ausruf gehört hatte, traten jetzt auch Ludwig, Bernhard und Bianca ein und näherten sich dem Lager des Sterbenden. Bianca hatte erst in der Frühe

durch Bernhard erfahren, daß Rasinski wiedergefunden sei. Auf ihn ging sie daher zu, reichte ihm die Hand zur Begrüßung und lehnte sich schmerzvoll mit ihrem schönen weinenden Haupte an seine Brust. „Dich haben wir wieder", sprach sie, „aber doch — ein neues Opfer wird gefordert! — O, Freund!" — da erstarb ihre Stimme in Thränen, und sie mußte sich das Antlitz verhüllen.

Rasinski trat, in tiefster Seele gebrochen und erschüttert, aber doch mit heldenmüthiger Zusammenraffung, an das Lager seines jungen Freundes. „Mein Sohn, erkennst du deinen Vater nicht mehr? Mein Jaromir, erkennst du deine Waffenbrüder nicht?"

Das Auge des Sterbenden wandte sich der Stimme zu, und ein leises Lächeln schwebte über seine Lippe. Er bewegte die Rechte ein wenig, als wollte er sie gegen den, der ihm Vater, Bruder und Freund zugleich gewesen, ausstrecken. Rasinski ergriff sie, und Lodoiska ließ sie ihm willig.

Ein heiliges Schweigen herrschte ringsumher, nur der unwillkürliche Laut der Schmerzen unterbrach die tiefe Stille. Da erhob sich die Brust des Sterbenden noch einmal und that einen tiefen Athemzug. „Lebt wohl, Freunde, Geliebte", seufzte er mühsam; dann trat ihn der Tod an, seine Lippe erbleichte, das Auge brach.

In stummem Jammer warf sich Lodoiska über den Todten und hielt ihn in unauflöslicher Umarmung.

Die Geschwisterpaare, welche das Sterbelager umstanden, hielten sich umfaßt, es war, als sollten sie Herz an Herz die Seele ausweinen!

Fünftes Kapitel.

Da tönte in die hehre Stille der dumpf krachende Donnerschlag eines Kanonenschusses, so nahe, daß die Fenster des Gemachs klirrten.

„Was ist das?“ rief Rasinski und fuhr schlachtgewohnt empor.

Aber noch ehe er das Wort vollendet hatte, krachte die volle Lage einer Batterie, daß der Erdboden bebte.

„Heiliger Gott!“ rief die Gräfin, „so nahe sind wir dem Kampfe?“

Marie stand erblassend, denn sie war dieses Klanges noch ungewohnt.

„Ich muß hinaus“, sprach Rasinski entschlossen, „wir sind angegriffen.“

„Wir begleiten dich“, rief Ludwig ebenso rasch, und Bernhard sprang nach den Waffen, die auf einem Sessel lagen.

„Nein, nimmermehr“, gebot Rasinski mit Hoheit. „Ihr habt in diesem Kampfe nichts mehr zu erfechten! Bleibt hier und behütet, was mir und euch das Theuerste ist.“

„Wir lassen dich nicht allein ins Gefecht“, rief Ludwig heftig und wollte ihn aufhalten.

„Ihr sollt, ihr müßt! Mich ruft die Pflicht hinaus, euch bindet sie hier“, erwiderte Rasinski fest und wies Ludwig zurück.

„Nein, du darfst uns das Recht, dir zur Seite zu stehen, nicht nehmen“, sprach Bernhard; „denn du kannst den Vorwurf nicht von unserer Seele wälzen, wenn du bleibst, wo Freundesbeistand dich gerettet hätte.“

Draußen ertönten die Trommeln mit furchtbarem Getöse in den engen Gassen. Wildes Geschrei, Kanonendonner, Trompetenschmettern hallten durcheinander, Volk und Soldaten liefen zusammen.

„Wenn ihr je meinen Willen geachtet habt", rief Rasinski und richtete sich mit der ihm angeborenen Würde empor, „so bleibt zurück. Gehorcht in dieser Minute mir zum letzten mal als Führer. Ich gebiete euch, bleibt."

Die Frauen waren von Schmerz und Angst zu bewegt, um die neue Spannung, welche dieser edelmüthige Streit in ihnen hätte erzeugen müssen, in ihrer ganzen Kraft zu empfinden. Unbewußt ward ihnen die so oft eintretende Wohlthat strenger Schickungen, daß die von vielen Seiten zusammentreffenden Schläge einander selbst entkräften, weil die menschliche Brust, gleich einem Gefäße, nur für ein bestimmtes Maß empfänglich ist. Mag der Strom der Verhängnisse dann noch so gewaltig darüber hinbrausen, er füllt es nicht höher an, sondern das Uebermaß des Schmerzes flutet unempfunden überhin.

Marie allein, die der Tod Jaromir's nur mit entfernterm Antheil berühren konnte, theilte die bange Sorge um die Wendung dieses Streites ganz. Indem sie sah, wie der edle Mann, der ihr einst seine Liebe bot und die ihre gewann, sich jetzt in die Gefahr des Kampfes stürzen und muthig dem Tode für Ehre und Vaterland weihen wollte, flammte die tiefverhüllte Glut wieder in ihr empor, und sie zitterte für das theuere Haupt.

Von diesem Gefühle getrieben trat sie zwischen die Männer. „Fordert der Kampf Sie denn auch jetzt noch?" fragte sie und blickte bittend zu Rasinski auf; „ist es noch Pflicht, sich dem Tode zu weihen, wo aus dem gänzlichen Schiffbruche nichts mehr zu retten ist? O bleiben auch Sie, daß

nicht die Stunde unsers Wiedersehens die des unaussprechlichsten Schmerzes werde, wenn —"

Hier brach sie ab; sie wagte nicht auszusprechen, was sie dachte und fürchtete.

„Marie!" rief Rasinski mit einer Stimme, die sein ganzes Herz entfaltete, „Marie!" Er stand im heftigsten Kampfe mit sich selbst und blickte sie schmerzvoll an. Es war ihm einen Augenblick, als sei die eherne Scheidewand, die sich zwischen sie und ihn stellte, eingestürzt durch die Riesengewalt der Verhängnisse. Mit mächtigen Banden zog es ihn hinüber zu der holden Gestalt, die der Genius seines Lebens sein sollte. Doch die Täuschung dauerte nur eine Secunde. Die rosig goldenen Nebelschleier zerrissen, das duftige Gewölk verschwebte, und die unerbittliche Wahrheit stand wieder in ihrer rauhen Majestät vor ihm, kolossaler als jemals. Nichts war geändert; die trennende Kluft gähnte nur noch tiefer auf als je zuvor. Er erkannte es und sprach fest, aber sanft: „Nein, auch diese Bitte darf mich nicht halten! Lebt wohl! Ihr bleibt!"

Rasch riß er sich los und eilte hinaus.

Marie schwankte wie betäubt zurück und sank matt in die Arme des Bruders. Bernhard's scharfblickendes Auge sah ihr bis in das innerste Herz; Rasinski hatte das Geheimniß seiner Brust mit einem einzigen Worte enthüllt.

Also er — und sie, dachte er, und der Schmerz preßte ihm die Brust krampfhaft zusammen. „O, er läßt uns die schwerere Pflicht!" rief er ausbrechend. „Wen die tiefen Strudel des Lebens wirklich gepackt haben, der weiß, daß eine Schlacht eine lustiges Schifferstechen ist, wo die Welle nur spielend gegen den Nachen schlägt!"

Ludwig verstand den Freund nur halb, nur soweit er dasselbe Gefühl theilen konnte. „Freilich kämpfen wir den

schweren Kampf der Entsagung", entgegnete er; „doch auf seinem großen Herzen lastet das als ungeheuerer Schmerz, was uns mit freiem Fittich erhebt. Darum kämpft er schwerer und männlicher als wir!"

„O", rief Marie aus, „o ihr Lieben, fragt nicht, wer hier den tiefsten Kelch der Schmerzen leert! Der Jammer ist ein Meer geworden; die Flut steigt über jedes Herz hinan!"

„Bergetief!" warf Bernhard rauh und düster hin; „es kommt auf etliche Thurmhöhen nicht mehr an." Es schüttelte ihn wie ein Fieberfrost. Die Entdeckung, daß Marie ihr Herz einem andern geweiht habe, war wie ein Fels auf seine Brust gefallen und hatte sie zerschmettert. „Er ist der Edelste, der Würdigste", dachte er und ging heftig auf und ab; „doch das kann mich nicht trösten, es vernichtet mich nur desto sicherer, denn um so ferner verdrängt er mein Bild aus ihrer Seele! Und diese Liebe war der Leitstern, dem ich folgte durch die finstere Wüste unserer Wanderung! Sein mildes Licht allein gab mir Trost — ich erreiche das Ziel, und er versinkt, und es ist finsterer als zuvor!"

In sich versunken, die starren Blicke auf den Boden geheftet, stand er betäubt und sah nicht, was um ihn her vorging. Da legte sich ein Arm sanft um seinen Nacken, und er fühlte eine Wange an der seinigen — es war Bianca.

„Schwester!" rief er mit erstickter Stimme; „Schwester! Ja, du bist mir geblieben!"

Marie mochte dunkel ahnen, was in seiner Seele vorging; vielleicht regten sich auch in ihr neue verborgene Stimmen eines Gefühls, das sie an einem erschöpft zu haben wähnte. Sanft, ja fast demüthig, als habe sie ein schweres Unrecht zu vergüten, trat sie daher zu Bernhard und sprach als Erwiderung auf seinen schmerzlichen Ausruf: „Auch wir

so hoffe ich, bleiben innig verbunden; der Bruder wird nicht ganz vergessen, daß er einen Freund und eine Freundin besitzt, die ihm mehr als ihr Leben dankt!“

Bernhard blickte sie erstaunt an. Sie hob zuerst die reine Hand gegen ihn und reichte sie ihm unbefangen dar: „O, ich weiß, was Ludwig's Schwester seinem Freunde schuldet! Ich denke, ich habe nun zwei Brüder, und — wir sind Schwestern!“

Mit diesen letzten Worten wandte sie sich zu Bianca, die ihr die liebevollen Arme öffnete.

Bernhard wollte antworten, doch zum ersten mal fehlte ihm die Sprache, so war sein Herz im Innersten erschüttert und wehmuthsvoll gebrochen. Sollte diese offene, herzlich gebotene Freundschaft und Verschwisterung seine Hoffnung beginnen oder enden? Er wußte es nicht, ja er wußte kaum, was er wünschen dürfe; denn edel, wie er war, hätte ihn der Gedanke schon belastet, daß sein Glück nur aus fremdem Schmerze erblühen könne. Rasinski's hohes trauerndes Bild stand vor ihm, und sein großmüthiges Herz empfand das Geschick des Freundes wie sein eigenes.

Die Gräfin trat aus dem Hintergrunde des Gemachs, wo sie am Lager des Todten nur um Lodoiska beschäftigt gewesen war, hervor. Ihr Gang war langsam; man sah es, die hohe Gestalt trug sich nur mit Mühe aufrecht. „Mein Bruder ist hinaus“, begann sie, weniger fragend als sich die Halbfrage selbst beantwortend; „er hätte sich doch Zeit zum Abschiede lassen sollen. Wer weiß, ob wir uns wiedersehen; denn zu hoffen habe ich verlernt!“

Sie stand bleich, aber königlich emporgerichtet, als weigere sie sich stolz der Schmach, ihren Nacken unter der Last des Geschicks zu beugen; doch perlte eine Thräne in ihren Wimpern und bedeckte das große, dunkle Auge mit feuchtem Schimmer. Marie und Bianca traten theilnehmend

zu ihr; sie reichte ihnen die Hände und zog sie mild bewegt näher.

„O meine Töchter! ihr seid jung; das Leben faßte euch frühe mit rauher Hand an — aber es zerschmetterte euch doch nicht so furchtbar wie diese Arme." Hier deutete sie auf Lodoiska, die, einem Marmorbilde gleich, stumm an Jaromir's Lager saß und seine kalte Hand nicht ließ.

„Welch ein Geschick! Hier ein erstarrender Schmerz, den keine Thräne erweichend schmilzt, und ringsum Verwüstung, Tod, Grauen, Entsetzen! Hört ihr, wie der mordbegierige Donner rollt? O, er wird auch das edelste Haupt treffen, das so männlich dem Sturme getrotzt! Vielleicht können wir aus diesen Fenstern die schaudernden Zeugen sein, wenn ihn das zermalmende Erz niederschmettert!"

„O nimmermehr!" unterbrach Marie sie weinend.

„Du weinst? Armes Kind! So wähnest du den Grimm des Schicksals zu versöhnen? Erz wäre geschmolzen in meinen glühenden Thränen, doch die waltenden Mächte droben blieben unerweicht. Nein, nein! Wähne nicht, daß der Himmel das Flehen aus zerrissener Brust vernimmt! Er ist taub, undurchdringlich seine eherne Wölbung, Flüche und Gebete verhallen gleich unerhört im öden Weltraum! Und meint ihr, wir hätten den Boden dieses Abgrundes erreicht? O, wir können noch unermessen tiefer stürzen. Zum Jammer wird sich die Schmach fügen. Bald wird der Feind triumphiren! Vielleicht sehe ich den Bruder gebunden, verblutend hier vorüberschleppen, vielleicht auch diese Jünglinge, uns selbst; denn ich bin eine Polin, und uns ist unerlöschlicher Haß, unvertilgbare Schmach geschworen. Doch eh' ich diese zarten Hände", sie deutete auf Lodoiska, „in rauhe Banden geschnürt, ehe ich ihre keusche Schönheit der Tigerwuth barbarischer Schergen preisgegeben sehe, eher soll meine

eigene Hand sie durchbohren! Eine polnische Mutter ist nicht schwächer als ein römischer Vater — und sie wird vor dem Tode nicht zittern!“

Bebend hatte sie vollendet; ihre überlastete Brust mußte sich Luft machen. Sie athmete tief und erleichtert auf und sank dann erschöpft auf einen Sessel.

Bianca trat zu ihr und umschlang sie mit tröstender Liebe. „Nein, du Edle“, sprach sie aus fester Ueberzeugung, „dahin soll es nicht kommen. Jetzt will ich es geltend machen, daß ich mich Rußlands Tochter nennen darf. Wer es auch sei, der diese Stadt feindlich, im Sturme gewinne, ich will zu ihm, und er wird uns Schutz gewähren. So weit geht selbst der Grimm des Krieges nicht. Es gibt kein Herz auf dieser Erde, das kalt bei unserm Schmerze bliebe. Auch die rauhen Männer dieses Landes werden sich rühren lassen, und entwinden ihnen meine Bitten nicht das Schwert, so soll es mein Name thun. Ich habe das Recht, ihn geltend zu machen, noch nicht verloren!“

Indeß rückte das Getöse des Kampfes näher und näher. Paul war hinausgeeilt, um zu sehen, von welcher Seite der Angriff geschehe. Er kehrte jetzt athemlos wieder und berichtete: „Ein wilder Kampf entbrennt vor den Thoren. Ich sah den Grafen mit dem Marschall Ney flüchtenden Soldaten die Gewehre entreißen und nach der Mauer eilen, um dem Feinde selbst das Eindringen streitig zu machen. Auf dieses Heldenbeispiel sammelten sich die Scharen wieder und fochten, während die andern aus allen Thoren abziehen. Schon ist die Straße nach Memel mit Truppen bedeckt. Noch wenige Stunden, und der Feind muß Herr in der Stadt sein.“

Er hatte kaum vollendet, als die Thür sich rasch aufriß, und Rasinski hereinstürzte.

„Allmächtiger Gott, mein Bruder!“ rief die Gräfin und hing in seinen Armen.

Er blutete an der Stirn; sein Gesicht war mit Pulverdampf geschwärzt, doch sein Auge flammte wie das des Löwen, der sich auf seinen Raub stürzt.

„Die dringendste Gefahr ist vorüber“, rief er; „einen Augenblick gewann ich zum Abschied von euch. In wenigen Minuten erwartet mich der Marschall wieder. Bald werden die Russen die Stadt besetzen. Zur Flucht ist nicht mehr Raum; darum haltet euch verborgen, bis der erste Sturm vorüber ist. Dann geh' nach Warschau, Schwester; dort wirst du wieder von mir hören. Lebe wohl! Euch, meine Freunde“, wandte er sich zu Bernhard und Ludwig, „rathe ich, nach Preußen zu gehen. Für euch ist dies der nächste, sichere Aufenthalt. Unser Weg geht nun auseinander. Wir haben treulich mitsammen ausgedauert — lebt nun wohl.“

Sie lagen in seinen Armen; er schämte sich der Thränen nicht, die sein männliches Antlitz benetzten, doch er blieb fest, denn er wollte es bleiben.

„Es muß geendet sein“, sprach er nach einer heilig stillen Minute; „ich habe nicht mehr Zeit für alle meine Lieben! Auch ihr lebt wohl, ihr schönen Gestalten! Bianca — Marie!“

Bianca, die ihn wie einen Vater liebte, lehnte sich weinend an seine Brust; er küßte ihr die Stirn und legte segnend seine Hand auf ihr Haupt. „Du warst unser holder Schutzengel in namenloser Bedrängniß; deine Nähe war mein Trost. Jetzt reißen uns rauhe Stürme auseinander — mögest du von nun an nur sanfte Pfade wallen!“

Marie stand in schüchterner Ferne; Rasinski trat ihr einen Schritt näher. „Marie“, redete er sie an, „wir sehen uns zum letzten mal!“

Da nahmen Liebe und Schmerz sich ihr heiliges Recht,

frei nur sich selber zu gehorchen. Im siegenden Gefühl ihrer Berechtigung sank Marie, hingegeben in Weh und Seligkeit, an das Herz des edeln Mannes, und ihre jungfräuliche Lippe hing an den seinigen.

„Mein warst du einen schönen Augenblick, Marie", sprach er sanft und löste die Umarmung; „nun sei ganz wieder dein! du hattest recht, edles, schönes Herz; zwischen uns braust ein Strom, über den kein Steg führt als der der Schuld. Wohl uns, wir werden ihn nicht wandeln!"

Er legte die in Thränen Vergehende an das Herz des Bruders.

„Die Minuten sind verronnen, ich muß fort!" Entschlossen wandte er sich rasch hinweg.

Da riß sich Lodoiska aus ihrer dumpfen Erstarrung auf; angstvoll schmerzlich rief sie: „Willst du mich vergessen?" und wankte auf ihn zu.

Er fing die Niedersinkende in seine Arme auf. „Nein, nein, du holde, bleiche Rose! Wie sollte ich dein vergessen!" sprach er weich, und drückte sie mit väterlicher Zärtlichkeit an die Brust. „Aber Thränen habe ich nicht für deinen Jammer — Thränen sind zu arm!"

Sie hing sprachlos in unzertrennlicher Umarmung an seinem Herzen; das reiche Haar wallte ihr aufgelöst herab; fester und fester drückte sie das Antlitz an seine väterliche Brust. Doch ermattet sanken die Knie unter ihr ein, das bleiche Haupt fiel zurück, und mit geschlossenen Augen ruhte sie leblos in seinen Armen. Er ließ sie sanft auf einen Sessel gleiten, drückte noch einen Kuß auf ihre Marmorstirn und ging dann mit raschen Schritten der Thür zu. Bernhard und Ludwig wollten ihm folgen, doch er machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, rief überwältigt mit fast erstickter Stimme: „Es ist genug!" und eilte hinab.

Marie eilte ans Fenster, um ihm noch einen Blick der Liebe nachzusenden. Auf den Gassen stürzten Volk und Soldaten in wildem Getümmel durcheinander. Rasinski trat unter einen dichten Haufen und warf sich mit dem Uebergewicht seines herrschenden Geistes sogleich zum Führer auf. Den Säbel ziehend schritt er voran, nach dem Innern der Stadt zu. Vergeblich harrte Marie, daß er das Antlitz noch einmal zurückwenden solle.

Er that es nicht; die Brücke, die ihn mit den lieblichern Ufern des Lebens verband, hatte er jetzt hinter sich abgeworfen und wandte nun auch selbst das Auge nicht mehr zurück, denn sich erweichender Sehnsucht fruchtlos hinzugeben war nicht in seiner Art. Der schwesterlichen Brust, den Armen der Freundschaft, der Liebe hatte ihn seine strenge Pflicht entrissen; nun folgte er ihr allein und zeigte den Kriegern nur das eherne, unerschütterte Antlitz des Helden.

Der brausende Strom des Kampfes führte ihn schnell hinweg und schlug mit kühlenden Wogen an seine Brust. Schon drang der Feind vor und griff die Stadt von allen Seiten an. Kanonendonner erschütterte die Gebäude, Trommeln hallten in allen Gassen, Angstgeschrei der Weiber, Klageruf der Verwundeten theilte die Lüfte.

Der unnennbare Schmerz, der die Brust der Frauen ganz erfüllte, ließ der schwächern Empfindung der Angst keinen Raum. Lodoiska hörte kaum das brausende Getümmel auf den Gassen, in so starren Banden der Betäubung lag ihre Seele. Die Gräfin war auf jedes Aeußerste gefaßt, sie hoffte und fürchtete nichts mehr; Bianca und Marie schlossen sich Trost suchend an die Brüder an, die allein noch Raum zur Sorge in der Brust behielten und den Gang des Gefechtes verfolgten.

Plötzlich krachten Flintenschüsse dicht vor dem Hause, und

ein wildes Gebrause von Stimmen erhob sich. Bernhard sprang ans Fenster.

„Die Stadt muß umgangen sein", rief er; „das sind Kosacken, die hier hereinsprengen."

In der That drang eine Abtheilung Kosacken in das Thor und griff eine kleine Schar von Franzosen, die eben durch dasselbe den Ausgang aus der Stadt suchten, an. Doch diese setzten sich, obwol auseinander gesprengt, entschlossen zur Wehr, und so wurde der Raum unmittelbar vor dem Hause zum Kampfplatze zwischen einzelnen.

„Zieht euch zurück in die Gemächer nach dem Hofe", bat Ludwig die Frauen; „wie leicht könnten hier Kugeln hereinschlagen."

„So darfst auch du hier nicht weilen", erwiderte Bianca; „wo du bleibst, bleiben wir."

„Heiliger Gott, ich sehe Rasinski", rief Bernhard plötzlich, und gleich darauf ertönte eine starke Musketensalve.

Alle, selbst Lodoiska, eilten auf Bernhard's Ruf den Fenstern zu. „Wo?" fragte die Gräfin. „Wo ist mein Bruder?"

„Dort, wo die geschlossene Infanterie anrückt, sah ich ihn mitten im Pulverdampf zu Pferd", erwiderte Bernhard; „aber jetzt ist er in der Wolke verschwunden!"

„Allmächtiger Gott, breite deine Schwingen über ihn", betete Marie und warf sich auf die Knie.

„Da ist er, da ist er, jetzt sprengt er hervor", ertönte Bernhard's freudiger Ruf.

„Wie kommt er aber zu Pferd?" fragte Ludwig erstaunt.

„Beute! Beute! Es ist ein Kosackenpferd!" rief Bernhard und das Feuer der Kampfeslust röthete seine Wangen. „Hinter ihm hält der Marschall Ney. Siehst du dort? Sie wollen hier durchbrechen!"

Die Frauen zitterten. Der Kampf tobte heftig; der

ergrimmte Tod hielt seine Sense über die Streiter geschwungen; die Wetterwolke des Verderbens schwebte dicht über dem Scheitel des Theuersten. Sie wollten sich wegwenden von dem Anblick, doch sie vermochten es nicht; starr gefesselt hing das Auge an dem Geliebten, als könne es ihn schirmend bewachen.

Wie der Schlachtengott sprengte Rasinski im Pulverdampf daher, die pelzverbrämte polnische Mütze stolz auf dem Haupt, den Säbel geschwungen.

„Vorwärts, Kameraden, wir müssen uns Bahn brechen", tönte seine mächtig gebietende Stimme, und selbst den Frauen durchbebte sie muthig das Herz.

Die Scharen rückten geschlossen an, Rasinski auf scheu bäumendem Roß vor ihnen her. Die Kosacken waren besiegt und irrten verwirrt durcheinander; sie hätten sich schleunig zur Flucht gewandt, wenn das Thor nicht durch die nach ihnen eindringenden Reiter gesperrt gewesen wäre. Der Marschall Ney hielt weiter zurück in der Straße und ordnete nachrückende Massen. Rasinski sah sich scharf aufmerkend nach ihm um. Jetzt zog der Feldherr den Hut und schwenkte ihn mit dem Federbusch hoch über dem Haupte. Dies schien das verabredete Zeichen.

Von den vordersten Reihen der Masse umgeben ritt Rasinski vorwärts; die Reiter rückten geschlossen an. „Feuer!" erscholl jetzt sein Ruf, und die Salve krachte. Die Fenster erbebten, die Frauen thaten einen lauten Schrei; die Straße lag in Wolkennacht des Pulverdampfes dicht eingehüllt, wildes Kampfgeschrei der Krieger brauste aus der schwarzen Tiefe herauf.

Ein Windstoß zerriß das Gewölk. Da sprengte Rasinski durch den hellen offenen Raum. Sein kräftiger Säbelhieb stürzte einen Kosacken vom Pferde, einen zweiten

streckte er mit dem Pistol nieder. Ueber ihre Leichen hinweg setzte sein muthiges Roß mit verwegenem Sprunge. „Vorwärts, Kameraden“, rief er halb zurückgewandt, „die Bahn ist offen, brecht hindurch! Sie fliehen! Sieg! Sieg!“

Einen Blick warf er zu den Freunden und den bebenden Frauen am Fenster empor, und winkte grüßend mit leuchtenden Augen hinauf. Dann stürzte er in das Gedränge der fliehenden Feinde, die Seinigen folgten ihm mit Jubelgeschrei, und nach wenigen Augenblicken war er im Pulverdampf und brausenden Getümmel verschwunden.

Sechzehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Zwei Monden waren verflossen. Der furchtbare Sturm, der so viele Lebensgeschicke in ihren tiefsten Tiefen erschüttert hatte, war endlich vorüber. Also auch dieses Maß des Duldens und der Drangsale konnte erschöpft werden! Die finstern Gewölke verzogen sich, der Himmel lächelte milder, das Herz vermochte wieder an eine gnadenreiche Vorsehung zu glauben.

Ludwig und Bernhard hatten mit Bianca und Marie Königsberg erreicht und dort endlich einen sichern Aufenthalt, den die Schrecken des Krieges nicht störten, gefunden.

Diese Zeit hatte ihren erschöpften Körper gestärkt und begann auch die blutenden Wunden der Seele zu heilen.

Die Gräfin war, durch Bianca's Vermittelung unter sichern Schutz gestellt, mit Lodoiska nach Warschau gegangen.

Der Schmerz um das Geschick dieser Unglückseligen, die Sorge und Theilnahme für Rasinski, der sich unermüdlich weiter treiben ließ auf den Wellen des Krieges, waren die einzigen Schatten der Trauer, welche in das stille, glückliche Leben der Geschwister fielen, die das Schicksal auf so wunderbaren Wegen geführt und behütet hatte.

Welch eine Zeit der süßesten Mittheilungen, wenngleich mit den wehmüthigsten Erinnerungen gemischt, lebten Ludwig und Marie jetzt miteinander! In den ersten Stunden ihres Wiedersehens wurden sie von den Stürmen gewaltiger Ereignisse so umbraust, daß das Herz keine Muße fand, sich dem sanften Glück der Betrachtung zu weihen. Jetzt in den langen Winterabenden, wo ein trauliches Gemach vier treue, schöne Seelen vereinte, wurden alle Sorgen und Qualen ihnen süß belohnt. Ihr Gespräch weilte gern bei der Vergangenheit, denn schon warf die aufsteigende Sonne der Zukunft rosige Strahlen auf die fliehenden Tage zurück; ja selbst bei dem Grabe der Mutter weilten die Gedanken der Geschwister gern, wenngleich eine heilige Wehmuth sie bei der Erinnerung an dieses sanfte Herz, diese milde Hand, welche die Tage ihrer Jugend so treu geleitet hatte, durchdrang.

Mit gerührter Freude sah Ludwig die Freundschaft zwischen Bianca und Marie blühen und wachsen; mit noch tieferm Gefühl des Dankes gewahrte er, daß Mariens schwesterliche Theilnahme für Bernhard mit jedem Tage, wo sein edles großes Herz sich ihr weiter öffnete, wärmer und inniger wurde. In Bernhard war eine ernste Umwandelung vorgegangen. Es wurde allmählich ruhiger und klarer in ihm. Wie edler Wein läuterte sich die stürmische Glut der Gährung zu einem klaren, dauernden Feuer. Schon die furchtbaren Kämpfe hatten die überströmende Fülle herber Kraft gemildert und eine ernstere Ruhe der Betrachtung in sein Herz gesenkt. Doch noch tiefer drang jetzt der reine Strahl der Liebe in seine wogende, ungebändigte Brust ein, und ihre Wellen ebneten sich, als trügen sie Scheu, das heilige Bild seiner Verehrung getrübt zurückzuwerfen. Die besänftigende Macht, mit der früher schon Bianca's schwesterliche Nähe auf

ihn wirkte, übte Marie jetzt in höherm Maße. So tief und schmerzlich die Glut in ihm brannte, er beherrschte sie männlich, als suche er Mariens Liebe durch seine Beherrschung und Entsagung zu verdienen. Er hatte in das innerste Heiligthum ihrer Seele geblickt, und wie der Edle den Edlen leicht erräth und versteht, so ahnte auch er alle die Kämpfe, die sie bestanden, und begriff, weshalb sie gekämpft. Ihre vaterländische Begeisterung, die jetzt in neuen, schönen Hoffnungen auflebte, kannte er und wußte, welche Opfer sie ihr zu bringen vermochte. Hoffnungen für seine Liebe wagte er nur entfernt zu nähren, doch er hatte die Gewißheit ihrer wärmsten Freundschaft und darum wollte er jetzt nicht weiter in sie dringen; denn er ehrte den Schmerz der noch immer still blutenden Wunden ihrer Seele, die, durch die heilende Kraft der Entsagung kaum geschlossen, von der Hand des Schicksals jüngst so grausam wieder aufgerissen waren. Sie dankte ihm diese großmüthige Zurückhaltung mit innerster Rührung, denn ihr war nicht verborgen, mit welchem Kampf er sie errang.

Je ehrfurchtsvoller daher Bernhard zurücktrat, je näher mußte sich Marie zu ihm gezogen, je heiliger ihm verpflichtet fühlen. Vielleicht hatte sie es nicht über sich vermocht, seiner heißesten Bitte ihr Herz zu gewähren; doch da er still und streng entsagte, wandte sie es ihm selbst darbringend näher und inniger zu, und mit jedem Augenblick fühlte sie die Pflicht stärker, dessen Glück hingebend zu gründen, der es ihr so männlich edel zu opfern vermochte. Je mehr ihr die Liebe Pflicht wurde, je mehr wurde ihr die Pflicht Liebe. So entfaltete sich die reine schönste Blüte edler Neigung im warmen, milden Strahl der Dankbarkeit und höchsten Achtung. Nur noch der leise, zartgewebte Schleier ihrer jungfräulichen Scheu und seiner heiligen Ehrfurcht verhüllte

den liebenden Herzen das süßeste Geheimniß. Er wagte die Blüte nicht zu berühren, die sie ihm mit schüchtern gesenktem Kelch entgegenneigte. In diesem schwebenden bangen Glück weilten jetzt ihre Herzen; doch still und unbemerkt zeitigt sich die köstlichste Frucht, und prangt sie in vollendeter Fülle, so fällt sie, eine reine Gabe des Himmels, beim leisesten Hauch günstiger Liebe wie von selbst in den offenen Schos herab.

Die Saaten der Weltgeschichte reiften der Sichel golden entgegen; in derselben Sonne füllte sich die Purpurrose der Liebe.

Schon regte es sich mächtig in allen deutschen Herzen; man fühlte den ehernen Druck des Joches, das so lange auf dem Nacken gelastet hatte, einen Augenblick gelüftet, und stolz und frei und hoffnungsgroß athmete die Brust auf.

Eines Abends, als die Geschwister im trauten Verein beisammensaßen, pochte es bei später Weile an die Thür. Sie öffnete sich auf Ludwig's Ruf. Arnheim trat ein. Ein Erröthen und Erblassen überflog Mariens Wangen, als sie ihn erblickte. In diesem Augenblicke ahnte sie aus dem Unterschiede ihrer Gesinnung gegen ihn und gegen Bernhard ihre Liebe zu diesem. Der Kommende ging ihr, als der einzigen, die er in diesem Kreise kannte, grüßend näher und redete sie an:

„Kaum traute ich meinen Augen, als ich Sie diesen Nachmittag in der Dämmerung hier am Fenster erblickte; ich erfuhr bald, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Erlauben Sie, daß ich meinen kühnen Besuch durch eine freudige Nachricht entschuldige, die ich gerade Ihnen so schnell als möglich zu verkünden mich verpflichtet fühlte.“

„Seien Sie in jedem Falle willkommen geheißen“, erwiderte Marie, „und doppelt willkommen, wenn Sie eine

freudige Kunde für unser Vaterland bringen.“ Hierauf machte sie ihn mit ihrem Bruder, mit Bianca und Bernhard bekannt.

„Sie erinnern sich, daß ich Ihnen schon in Warschau von einem geheimen vaterländischen Bündniß erzählte“, begann Arnheim; „jetzt ist es Zeit, freier davon zu sprechen, denn die Stunde, wo es Früchte tragen soll, ist gekommen. Deutschland wird aufstehen in seiner Kraft; das ganze Volk soll zu den Waffen gerufen werden. Preußen schreitet mächtig voran. Mein Vaterland ist noch durch andere, hinterlistig geknüpfte politische Bande gekettet; doch es ist Hoffnung da, daß auch Oesterreich sie gewaltsam zerreiße. Bis dahin, wo es als Freies und Ganzes auftreten will, begnügt es sich, die Gesinnung der einzelnen für die heilige Sache zu entflammen und ihre Entschlüsse zu unterstützen. So bin ich seit einigen Wochen bereits aus dem Dienst meines Kaisers in den des Königs von Preußen getreten. Die Führer unsers Bundes hatten schon seit längerer Zeit die Weisung erhalten, auf einen entscheidenden Schritt des Königs vorbereitet zu sein. Heute, vor einer Stunde ist endlich die sehnlich erwartete Nachricht eingetroffen, daß er geschehen ist. Preußens König redet mächtig zu seinem Volk; er ruft es herbei zum Kampfe für das Heiligthum des Herdes, des Vaterlandes, der Freiheit. Ein heiliger Krieg entflammt sich, wo die Völker ihre theuersten, so lange miskannten Rechte mit ihrem Blute wiedererringen werden; ein Krieg, der den Fallenden die Palme des Märtyrers, den Siegern die des ewigen Ruhmes reicht! So wird denn unser Vaterland endlich erlöst werden aus den Ketten der Schmach und des Elends! Diese stolze Freude hebt meine Brust und läßt mich, was ich an eigenem Schmerz zu tragen habe, über das große Glück des Ganzen vergessen.“

Er warf bei diesen letzten Worten einen bedeutsamen Blick auf Marien, den diese nur zu wohl verstand.

„Sie“, fuhr er zu ihr gewendet fort, „habe ich als eine solche Tochter des Vaterlandes kennen gelernt, daß ich es, lächeln Sie nur, für eine heilbedeutende Fügung des Himmels hielt, Sie gerade in diesem Augenblick unvermuthet wiederzufinden, wo ich Ihnen eine solche Botschaft bringen konnte.“

„O nehmen Sie meinen innigsten Dank“, erwiderte Marie gerührt, und ein lichter Freudenglanz verklärte ihr Auge. „Welch eine Morgenröthe lassen Ihre Worte an dem düstern Himmel unsers Vaterlandes anbrechen!“

„Und eine herrliche Sonne wird schimmernd aufgehen“, rief Ludwig begeistert aus. „Jetzt, jetzt erst kommen die Tage, wo ich frei und glücklich athme! Selbst meine Liebe blüht erst voll und duftend in diesem neuen Licht! O Bianca, bisher warst du eine Blüte, deren Duft eine süße Frühlingsahnung in einen dunkeln, beängstigenden Kerker trug. Jetzt trifft uns der zitternde Morgenstrahl! Er fällt auf mein Herz wie auf Memnon's Säule, daß es von wunderbaren Himmelsklängen tönt. Frische Lüfte umspielen Brust und Scheitel — der schwere Vorhang des Gewölkes zerreißt, und im Morgenglanz der Freiheit liegt die reiche Frühlingsflur, strahlend in der Perlenhülle des klarsten Himmelsthaues! O Bianca, welche Tage brechen für uns an!“

Bernhard hatte ernst, aber tief durchglüht und erwärmt Arnheim's Botschaft vernommen. „Ich trete in die Reihen der Kämpfer“, sprach er mit unwiderruflicher Entschlossenheit und reichte Arnheim die Hand.

„Und ich fechte an deiner Seite“, rief Ludwig feurig. „Jetzt werden wir erst erfahren, mit welchem Gefühl ein Mann die Donner der Schlacht um sich rollen hört! O!

nun segne ich das Jahr der Duldung, das wir überstanden; denn es war unsere strenge, lehrreiche Schule. Doppelt kann ich jetzt das Unrecht vergüten, das ich wider Willen dem Vaterlande zugefügt. Gehärtet in dem furchtbaren Kampfe, der hinter uns liegt, wiegen wir das Dreifache für den, welchen die Zukunft uns bereitet. Nicht mehr Neulinge, erprobte Männer, gestählt in Gefahren und Drangsalen, wissen wir jetzt unser Schwert zu führen. O wahrlich, Schwester, du sprachst wahr, der Rosenglanz des Morgenroths bricht durch die tiefste Nacht!"

Bernhard ging, während Ludwig sich seiner freien Begeisterung überließ, unruhig und gedankenvoll auf und nieder. „Ich fühle, was geschehen muß", begann er endlich, „und ein edles Gefühl hebt auch meine Brust. Aber Freude kann ich es nicht nennen. Thaten wir unrecht, an dem Kampfe dieses Jahres theilzunehmen, war es unsere höhere Pflicht, das Haupt auf den Block zu legen und als wehrlose Opfer der Arglist zu fallen, so trifft uns jetzt auch die Nemesis. Und sie trifft schwer!"

Marie ahnte die Gedanken, die sich in Bernhard's Brust bewegten. Ludwig aber erwiderte: „Ich verstehe dich nicht, Bernhard; welche Nemesis siehst du in den Fügungen, die ich für die gnadenreichsten des Himmels halte?"

„Auch ich halte sie dafür; doch haftet nicht für uns beide ein schweres Geschick daran? Deine schöne Begeisterung, Ludwig, hat dich in trunkener Freude hingerissen. So muß ich dir sagen, was ich sonst von dir, der du immer besser gewesen, edler empfunden als ich, gehört hätte?"

„Vollende nicht", unterbrach ihn Ludwig schnell; „ich weiß, was du sagen willst. Gewiß, dies Opfer wird schwer; es ist der Ring des Polykrates, den wir ins Meer werfen müssen."

„Ich verstehe euch beide“, sprach Marie mit tiefer Rührung; „aber es muß sein, es muß, so bitter es ist. Und Rasinski wird der erste sein, der euern Entschluß anerkennt. Selbst groß gesinnt, empfindet er auch jedes Große wahr und unverfälscht; aber frei, offen müßt ihr vor ihn treten. Durch niemand anders als durch euch erfahre er, daß ein Tag kommen kann, wo ihr feindlich gerüstet einander gegenübersteht.“

„So sei es“, sprach Bernhard schnell; „wir schreiben ihm, sobald es entschieden ist, was wir thun.“

„Das kann schnell geschehen sein“, fiel Arnheim ein; „der Gang, der Sie zu Kämpfern für Deutschlands Freiheit machen soll, ist noch in dieser Stunde möglich.“

„So gehen wir, denn es gibt keinen Grund des Säumens mehr für uns“, erwiderte Bernhard entschlossen.

Sie gingen. — —

Am nächsten Morgen enthielten die Zeitungen den Aufruf des Königs an sein Volk, den Aufruf vom dritten Februar des Jahres Eintausendachthundertunddreizehn. Der Sturm der Begeisterung wehte durch alle Herzen. Mit lautem Siegesruf strömten die deutschen Männer herbei zu den wehenden Bannern der auferstehenden Freiheit; Thränen der Freude glänzten in den Augen deutscher Jungfrauen, und ihre sanfte Brust hob sich stolz im vaterländischen Bewußtsein. Freudig sah die Mutter den Sohn, die Schwester den Bruder, die Braut den Geliebten dahinziehen; jede bange Thräne zerrann in dem stolzwogenden Meer erhabener Freude, dessen Wellen im rosigen Morgenschein der Hoffnung leuchteten. O schöne Zeit, o golden strahlende Aurora der Freiheit, die einen ewig heitern Frühlingshimmel über Deutschlands Fluren zu wölben versprach!

Bernhard und Ludwig waren in das Heer eingetreten;

der nächste Morgen schon erblickte sie neu in Waffen. Doch herrschte eine düstere Beklemmung in ihrer Brust, denn zu schwer lastete das Verhängniß auf ihnen, das sie zwang, von nun an dem edelsten Freunde, dem Retter und Beschirmer ihrer Tage als Feinde gegenüberzutreten und die Waffen gegen sein verehrtes Haupt zu führen. Nicht eher konnte diese düstere Stimmung weichen, bis es rein zwischen ihnen und Rasinski geworden war. Daher nutzten sie die erste Stunde der Muße nach ihrem Entschlusse, um ihn selbst damit bekannt zu machen. Ludwig schrieb ihm:

„Theuerster Freund!

„An Dein edles, großfühlendes Herz richte ich diese Worte. Der Strom der Weltgeschicke, der auf wild gehobenen Wellen mich zu Dir trug und meine Tage Deinem Schutz anvertraute, hat uns jetzt weit auseinander gerissen. Doch er trennt uns nicht nur, sondern er treibt mich Dir sogar feindlich entgegen. Noch ehe ich das Wort erkläre, weiß ich, hast Du es verstanden. Die Völker treten in einen furchtbaren Kampf; der einzelne kann sich nicht von der heiligen Sache des Vaterlandes lossagen; doch bluten darf sein Herz unter der grausamen Pflicht. Du hast den Schiffbrüchigen, der verloren auf stürmenden Wellen trieb, an Bord genommen und gerettet an den sichern Strand der Heimat geführt. Und jetzt soll er, den stolzen Segeln der vaterländischen Flotte folgend, das Verderben dahin senden, wo er Rettung fand! Freund, der Du mich kennst, der Du meine Liebe tausendfach geprüft, frage Dich, ob ich undankbar sein kann. Ich weiß und vertraue mit heilig unerschütterlichem Glauben darauf, Du werdest mir vergeben, unsere Freundschaft werde selbst dieser Sturm der Geschicke nicht trennen. Gewaffnet sollen wir einander entgegentreten, aber

in der ganzen Schar meiner heimatlichen Brüder wird mein Herz für kein so theueres Leben zittern als für das, was höhere Gesetze mich feindlich zu bekämpfen zwingen. Das Gebet der Unsern sei unser Schutzengel; Bianca und Marie werden, wenn die Donner der Schlacht ertönen, ihre reine Hand flehend erheben, daß der Allgütige uns das Aeußerste erspare. Durch das finstere Dunkel des dampfenden Schlachtgewölks glänzt mir ein holder Stern, der Stern des Friedens. Auch diese Stürme werden austoben, welche die Geschicke der Menschheit in ihren tiefsten Tiefen aufwühlten; endlich muß der donnernde Vulkan, der Europas Grundfesten in bebende Erschütterung setzen, erlöscht, und die blutigen Lavaflüsse werden stehen, die brausenden Ströme der Völker, die jetzt kämpfend gegeneinander wogen, in ihr altes, friedliches Bett zurückkehren. Dann, Rasinski, wenn die schönen Ufer der Erde sich wieder in ruhigen Fluten spiegeln, wenn der Himmel neu erheitert lacht, wenn der erschöpfte Mars in ferner Höhle den Schlaf sucht und der Themis das Schwert läßt, daß sie die Gebiete der Völker mit schlichtender Hand neu abmesse und ihre Rechte mit strenger Wage prüfe, dann, Rasinski, kommt der Tag, wo auch uns der Lohn für die schwersten Opfer des Herzens wird! Auf der Brandstätte der Schlachtfelder werden wir uns mit alter Liebe und Treue umarmen, und die Verwüstung um uns her schreckt uns nicht mehr, denn schon sprossen die neuen Keime des Lenzes empor, der in doppelter Schönheit da erblüht, wohin der Vulkan seinen zerstörendsten Aschenregen getrieben. Dahin laß uns die Blicke richten, auf dieses ferne, leuchtende Ziel. Fern? Was sage ich! Er, der die Sonnen aus der Nacht plötzlich schaffend hervorbrechen läßt, er, vor dem tausend Jahre ein Tag sind, er kann uns mit allmächtigem Arm im Flug des Augenblicks

dahin führen. Darum laß uns ihm vertrauen, denn seine Gnade ist noch unerschöpflicher als seine Macht.

Ewig Dein Ludwig."

Auch Bernhard hatte geschrieben:

„Rasinski!

„Wenn ich Dir Auge in Auge sehen, von Mund zu Mund zu Dir reden könnte, so sollten weicher Blick und Ton das scharfe Gift meiner Worte mildern. Doch trinken müssen wir es beide, wie qualvoll es die Brust zerreiße. Das Schicksal rächt sich an mir. Du weißt, Rasinski, um des Freundes willen verrieth ich mein Vaterland und nahm das Schwert und verwundete die Brust, die mich genährt. Jetzt rollt die Kugel um; die tückische Nemesis waffnet mich nun gegen den Freund und ich verrathe ihn an das Vaterland. Was wehrt sich mein thörichtes Herz dagegen und will bald brechen, bald sich empören und aus der Brust hervorstürmen? Hinunter zur Ruhe! Ich hatte und habe recht. Trotzig will ich nun mit eherner Stirn ausharren und wie ein Spartaner zu der Folter lächeln, auf der mich das Schicksal zu einem falschen, feigen Geständniß zu zwingen denkt. Dir, Rasinski, thue ich das wahre: Es ist meine heilige Pflicht, mit der Waffe in der Hand gegen Dich anzudringen, und die Brust zu durchbohren, die mir so treuen Schutz gewährte, an der mein Herz in heißester Liebe geschlagen. Thue Du mir auch so! — O, Rasinski! Der Tag wird schön sein, wo wir uns in Donnern und Wetterwolken, wie bei Mosaisk, finden, und gleich dem Brüderpaar vor Thebens Mauern mit dem Speer gegeneinander anrennen, daß wir beide durchbohrt niedersinken! Hier betheuere ich Dir, ich werde Dich nicht schonen; denn einen schwerern Verrath wüßte ich nicht zu begehen an meinem Vaterlande. Thue Du mir auch so! Wenn wir aber nebeneinander hingesun-

ken sind und unter den todten Brüdern liegen, dann will ich mit sterbender Stimme rufen: «Rasinski», und Du rufe «Bernhard». Mit unserm Herzblut ströme dann der Völkerhaß dahin; und je mehr die versiegende Kraft des Lebens unsere Brust erkalten läßt, um so heißer wird sie in heiliger Freundesliebe erglühen. Unsere wunden Herzen sollen aneinander ausschlagen! Es wird ein schöner Tod sein und sie werden um uns weinen, Bianca — Marie! — Jetzt aber vorwärts; alle Ströme, wie wild sie brausen, finden ja doch endlich das Meer und dann ruhen sie aus, und ihre Wellen dringen nicht mehr rastlos weiter. Bis dahin lebe wohl! — — —

Bernhard."

Marie und Bianca begehrten die Briefe zu sehen.

„Wie ihr wollt, meine Lieben", entgegnete Ludwig, „doch es ist besser, ihr laßt es."

„Nein", rief Bernhard, „es ist besser, ihr leset. Ihr wißt, *was* geschieht, warum solltet ihr nicht wissen, *wie*?"

Mit diesen Worten gab er ihnen die Blätter und sie lasen, beide zugleich, stumm, unter hervordringenden Thränen. Bernhard ging indessen in heftiger Wallung auf und ab; endlich blieb er vor Ludwig stehen und sprach: „O, es geht mir durch die Seele!" Und der Freund lag am Herzen des Freundes.

Marie und Bianca schrieben jede einen innigsten Gruß der Liebe unter die Worte des Bruders. So wurden die Briefe abgesandt.

Ueber eine Woche verstrich, bevor Antwort eintraf. Diese Zeit war indessen eine unruhig bewegte, da sie sich mit Vorbereitungen zu dem neuen Kampfe ausfüllte. Eines Abends endlich kam das Schreiben Rasinski's an. Bernhard empfing

es, doch er öffnete es nicht, sondern legte es zurück bis Ludwig nach Hause käme.

Als sie alle beisammen waren, gab er es ihm und sprach: „Lies es uns." Ludwig nahm den Brief, erbrach ihn, warf einige flüchtige Blicke hinein und las dann mit schmerzlich erschütterter Stimme:

„Meine Freunde!

„Ich habe Euere Briefe empfangen; ich erwartete sie bereits. Ihr handelt, wie es eine unerlaßliche Pflicht von Euch fordert; könnte meine Liebe zu Euch noch wachsen, sie würde es dadurch. Der Altar des Vaterlandes ist der heiligste, auf dem ein Mann seine Opfer zu bringen hat. Mit seiner Geburt leistet er ihm den stummen, aber unverbrüchlichen Eid der Treue. Haltet ihn; auch ich werde ihn halten, denn ich schwur ihn wie Hannibal schon als Knabe, obgleich kein Hamilkar mich an den Opferherd führte. Stets verehrte ich die erhabene Tugend des Brutus, der seinen Söhnen das Todesurtheil sprach, weil sie das Vaterland verriethen; ich müßte es Euch sprechen, wenn Ihr wie Brutus' Söhne fehltet. Kein neuer Schmerz trifft meine Seele. Ich bin daran gewöhnt, daß der eherne Fuß der Weltgeschicke die Blüten zertrete, die ich für mein Herz zu pflanzen hoffte. Das sorglose Glück der Jugend, das schönere der Liebe habe ich dem strengen Gott geopfert; auch das Band der Freundschaft will er jetzt zerreißen, doch das vermag er nicht. Ja, meine Freunde, ich habe den Schmerz in ernster Schule gelernt und bin gehärtet gegen seine Pfeile. Ein undurchdringlicher Stahl deckt meine Brust. Die rauhen Schläge des Schicksals zermalmen sie nicht mehr, sie erschüttern sie nur mit dumpfer Betäubung. Wir müssen uns bekämpfen, doch wir dürfen uns lieben. Das schöne Band unserer Herzen soll

selbst das Schwert des Schlachtengottes nicht trennen. Ist es uns gleich nicht gestattet, wie die Homerischen Helden das heilige Gastrecht der Freundschaft auch im offenen Kampfe zu ehren, so können wir, edler als sie, die Hand mit Liebe drücken, von der wir fallen. Doch dieses Aeußerste wird der Gott der Milde verhüten, dem wir unsere Tage anvertrauen. Freunde, Brüder! Eine gnädige Hand legte die Binde um das Auge des Menschen, daß er die Zukunft nicht schaue; oft ist es ihm heilsam, daß auch die Gegenwart sich verschleiere. Dieses Heil laßt uns als eine Wohlthat erbitten und es nicht frevelnd von uns stoßen. Solange der Kampf dauert, der uns feindlich gegeneinander führt, wollen wir unsere Freundschaft nur in schweigender Brust tragen. Keiner wisse, keiner erfahre von dem andern. Denn nicht zu vermessen trotze der Mensch auf seine Kraft. Wüßte ich, wo Ihr als Gegner mir gegenüberständet, das Schwert entsänke vielleicht meiner Hand, und ich vermöchte nicht, das heilige Gelübde zu lösen. Darum trenne dieser Streit der Völker, der sich ehern erhebt, jetzt alle sanfte Bande der Liebe und Mittheilung, die sich sonst zwischen uns und den Unserigen geknüpft hätten. Vielleicht erscheint einst der Tag des Friedens, auf den Du hoffest, Ludwig, und dann werden wir uns wiederfinden. Fällt das Los des Schicksals anders, sei's darum. Wir werden es zeitig genug erfahren. So lebt denn wohl, Ihr Freunde! Und Ihr, holdselige Gestalten, an die meine Seele mit süßem Schmerze zurückdenkt, Bianca, Marie! — Leb wohl, Marie, sei glücklich, Du kannst es, denn die Jugend lächelt noch auf Deiner Wange, und noch blüht der Lenz, der neugestreute Saaten zu goldenen Früchten reift. Sei glücklich und *beglücke*! — Es ist genug! Wir scheiden, vielleicht auf lange Zeit, vielleicht — doch meine Hand will an dem Schleier rühren, der das heilige Antlitz der Zukunft

verhüllt; die Zeit allein soll ihn heben. Lebt wohl bis in den Tod.

Euer Rasinski."

So war denn der letzte schwere Kampf der Herzen gekämpft; nur der leichtere, der des Schwertes, blieb noch übrig.

Am nächsten Morgen tönten die Glocken feierlich von den Thürmen; die Scharen der Krieger sammelten sich auf dem Marktplatze, Tausende der Bürger strömten herbei, um die scheidenden Kämpfer noch einmal zu begrüßen.

Bernhard und Ludwig waren gewaffnet; ihre Rosse stampften unruhig vor der Thür. Bianca und Marie standen, in bangen Thränen, aber heilig erhoben durch die Größe des Augenblicks, an die Brüder geschmiegt.

„Leb wohl, Schwester", brach endlich Bernhard das bange Schweigen, „leb wohl! Und du, Marie? Und du?"

Sie wollte ihm die Hand reichen, er zog sie näher, sie sank, überdrängt von seiner edeln Liebe, weinend an sein Herz. Bernhard drückte einen sanften Kuß auf ihre Stirn, dann sprach er fest: „Nein, du Holde, jetzt fordere ich das entscheidende Wort nicht von dir, vor dem die Blüten meines Lebensglücks sich duftend öffnen oder welkend fallen sollen. Nicht der überwältigende Sturm des Augenblicks soll es dir entreißen! Du mußt wissen, ob deine tiefe Wunde heilen konnte. Aber der Tag der Wiederkehr wird nahen; diese leuchtende Sonne, die dort die Kuppeln beglänzt, verheißt ihn uns. Dann trete ich zu dir, Marie, und frage dich: Will das schönste Herz sich einem treuen widmen? — Doch jetzt nicht!"

Mit diesen Worten riß er sich los und eilte mit Ludwig hinab. Marie sank weinend, betäubt an Bianca's Brust.

Jetzt hörten sie den Hufschlag der Rosse. Die Scharen setzten sich in Bewegung. Ludwig, Bernhard, Arnheim waren unter den Vordersten. Hehrer Glockenklang, wehende Tücher, jauchzender Jubelruf geleitete die Tapfern! Brausend wogte das erhobene Meer der Freude und trug auf seinen Wellen das Herz über die tiefsten Abgründe der Angst und Gefahr stolz dahin. Denn die Zeit war erfüllt, und die Saat gereift, und die Schnitter des Herrn zogen aus mit funkelnden Sicheln.

Letzte Worte.

Sieg lautet die Verheißung, Sieg die Erfüllung! — Die Donner der letzten Freiheitsschlacht an Frankreichs Grenzen waren verhallt; zum zweiten male wehten die heiligen Fahnen auf den Thürmen von Paris.

In den Schneewüsten Rußlands, unter dem rauhen Himmel seiner Winternächte hatte der Baum deutscher Freiheit die tiefen Wurzeln geschlagen; im Sturme der Heldenzeit wuchs er stolz empor; jetzt sollte die milde Sonne des Friedens seine Knospen öffnen, seine schattige Krone entfalten. Noch zitterten die Herzen bang in der Erinnerung an das dumpf nachdonnernde, fern hinabziehende Gewitter; doch der Himmel wölbte sich klar und blau über die Erde, und jede Brust blühte auf in süßen Hoffnungen.

Selbst die Trauer um die Tausende gefallener Opfer wurde ein wehmuthsvolles Glück; denn es war ja nur Blut der Erlösung geflossen.

Alles, alles sollte diese Zeit versöhnen, jede Wunde heilen, jeden süßen Schmerz mit reinem Born kühlen — wehe denen, die ihn vergifteten!

* * *

Marie und Bianca hatten nach Ludwig's Wunsch auf dem stillen Landsitz bei Dresden, den die Schwester seiner Mutter bewohnte und wo freundliche Liebe der Jugendgenossinnen sie umgab, eine Zuflucht gesucht. Hier sahen Bernhard und Ludwig sie wieder; hier vollendete sich ihr Glück im süßen unauflöslichen Bunde. Denn auch Mariens Herz war durch Bernhard's edle Treue und Größe ganz sein geworden, und die Rose ihrer Liebe, in der so lange die schweren Gewittertropfen schmerzlicher Thränen gestanden, glänzte jetzt von zitternden Thautropfen der Freude und entfaltete den duftenden Kelch in neu aufblühender Anmuth.

Nur eine Wolke lag trübe auf der Stirn der Glücklichen, die hier beisammen weilten. Der Tag des Friedens war gekommen; doch von dem edeln Freunde, der sich, seinem Vorsatz getreu, bis zu dieser Stunde streng von ihnen losgesagt, hatten sie nichts vernommen. Ein Brief an die Gräfin, den Ludwig seit mehreren Wochen nach Warschau geschrieben, blieb unbeantwortet. Sollte sie den Trefflichen betrauern? War er, wie der biedere Arnheim, wie der dichterische Jüngling Benno, unter den Opfern gefallen, die der Krieg blutig gefordert hatte? Diese neuen Bekümmernisse erfüllten die Herzen der Glückseligen.

Eines Abends, gegen das Ende des August, als schon die Dämmerung ihren Schleier leise über den Glanz der gesunkenen Sonne zu ziehen begann, saßen Bernhard, Ludwig, Bianca und Marie vor dem Gartensaal beisammen. Sie erblickten von dem buschumkränzten Hügel einen Reisewagen, der die dicht am Garten vorbeiführende Landstraße daherkam. Er hielt an der Gartenpforte; sie öffnete sich, eine hohe weibliche Gestalt in Trauerkleidern trat ein und schritt auf die Erstaunten zu. „Ich sollte diese Juno kennen", sprach Bernhard ahnungsvoll, da sie schon so nahe gekommen war, daß man ihre Züge hätte unterscheiden können, wenn sie nicht von dem Schleier verhüllt gewesen wären.

„Es ist die Gräfin!" rief plötzlich Marie, die sie am längsten und genauesten gekannt, und eilte ihr beklommen überrascht entgegen.

„Ja, ich bin es", sprach die Kommende still stehend und schlug den Schleier zurück; dann öffnete sie die Arme, um Marien zu empfangen, schloß sie heftig ans Herz und drückte heiße Küsse auf ihre Lippen. Auch Ludwig, Bernhard, Bianca hatten sich genähert; sie empfingen einen stummen, schmerzvoll innigen Gruß von der hohen Frau.

Sie war bleich; der Gram hatte ihre edeln Züge tief gefurcht; Thränen vergoß sie nicht, aber der Glanz des Auges war erloschen.

„Ich wollte euch noch einmal wiedersehen", sprach sie nach langem Kampfe mühsam, und reichte Bernhard und Ludwig die Hand dar; dann verstummte sie wieder.

Die Frage nach Rasinski schwebte auf aller Lippen, doch wagte sie niemand zu thun.

„Und Sie kommen allein, ganz allein?" begann endlich Bianca mit zagender Stimme. „O lassen Sie uns nicht länger in banger Ungewißheit um das Geschick so theuerer Wesen."

Die Gräfin seufzte aus tiefer Brust und blickte gen Himmel. „Ich komme allein! Ganz allein! Das ist meine Antwort!“ erwiderte sie und schauerte zusammen.

„Und Lodoiska?“ fragte Marie mit bebenden Lippen.

„Wähntest du, sie würde ihren Schmerz überleben? Seit einem Jahre schlummert ihr gequältes Herz in Frieden. Ihr ist wohl!“

„Und Rasinski!“ rief Bernhard, der nicht mehr an sich zu halten vermochte.

Ein schwerer Kampf war auf dem Antlitz der Gräfin zu lesen: „Auch ihm ist Ruhe geworden!“ sprach sie endlich langsam. „Man sah ihn zuletzt in der Schlacht bei Leipzig in der Nähe des Fürsten Poniatowski; — weiter weiß ich nichts von ihm.“

Längst hatte das bebende Herz es geahnt; doch die Erfüllung berührte es mit vernichtender Erschütterung. Marie sank schauernd an Bernhard's Brust; er schloß sie fest an sich, sein Haupt neigte sich auf das ihre, und seine Thränen netzten ihre Stirn. Ludwig stand vom tiefsten Schmerz bezwungen und heftete den von Thränen umdunkelten Blick auf den Boden. Bianca verhüllte sich das weinende Auge und lehnte die Wange ermattet gegen die Schulter des Freundes.

„Ich weine nicht mehr um ihn“, sprach die Gräfin, doch bebte ihre Stimme wie sanft gerührt; „ich habe auch wenig geweint. Wohl ihm, daß sein Auge sich geschlossen hat, daß es diese Tage nicht sieht! Würde sein edles Herz unsere Schmach ertragen? Gewiß, ihm ist besser.“

Marie wankte zu ihr und warf sich ihr weinend ans Herz. „O meine Mutter!“ schluchzte sie in Thränen erstickend.

„Tochter, meine Tochter!“ rief die Gräfin, und jetzt brach ein heißer Strom von Thränen auch aus ihren Augen

hervor: „Eine Tochter an meiner Brust! O ich kann wieder weinen!“

Auch Bianca näherte sich und legte ihren Arm weich um den Nacken der hohen Gestalt. „Ruhe bei uns aus, du Schwergebeugte“, bat sie tröstend; „wir wollen deine Töchter sein!“

Die Gräfin sah sie einen Augenblick mit fragenden Blicken an; ein heftiger Kampf bewegte ihre Brust; es zog sie mit sanften Armen wieder in das Leben, in das milde Reich der Freude zurück. Doch plötzlich richtete sie sich auf, entzog sich der Umarmung der Weinenden, bewegte verneinend das Haupt und sprach: „Nein, nein, es ist unmöglich! Sollte ich, ein ewiges versteinertes Bild des Grams, mich hinsetzen in die Hallen euers Glücks und jeden Kelch der Freude vergiften? Nein, nein, nimmermehr!“

In Haltung und Stimme drückte sich die Unabänderlichkeit ihres Entschlusses so fest aus, daß niemand die Bitte zu wiederholen wagte. Indem hüpfte das blondlockige Töchterchen Alisettens, Nadine, zwischen den Gebüschen hervor und blieb erstaunt vor der Fremden stehen und betrachtete sie mit ihren großen unschuldigen Augen.

Eine seltsame Rührung bewegte die Brust der Gräfin beim Anblick dieses Kindes, das sie sogleich erkannte. „Kennst du mich noch, Nadine?“ fragte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Statt zu antworten sah das Kind sie noch immer an und schmiegte sich dann mit dem Lockenköpfchen vertraulich in ihren Schos.

Zu erschüttert, drängte die Gräfin es sanft hinweg und wandte sich ab, um zu gehen.

„Bleibe bei uns, schöne Dame“, rief Nadine ihr freundlich nach, als sie gegen die Gartenpforte zuging. Rasch

wandte sie sich um, hob das Kind auf, küßte es, drückte es ans Herz und fragte bewegt: „Willst du mit mir gehen? Dieses Kind wäre ein süßer Trost in meiner tiefen Einsamkeit“, wandte sie sich zu Bianca und blickte sie fragend an.

„Was du forderst, nichts, nichts kann ich verweigern“, erwiderte diese, wie tief ihr auch die Wehmuth einer Trennung von dem lieb gewordenen kleinen Wesen ins Herz drang.

„Nein, auch das nicht“, sprach die Gräfin nach einigen Augenblicken stummen Kampfes sanft, aber fest, und ließ das Kind auf den Rasen nieder. „Soll ich den schwarzen Trauerflor über seine heitere Jugend werfen? Soll es nur unter Cypressen wandeln, wo Todtenurnen trauernd stehen? Nein, ich will die Tage, die ich noch leben muß — zum Allmächtigen hoffe ich, es werden nur wenige sein — nicht mit diesem Vorwurfe belasten. Weile unter Glücklichen, holdes Wesen!“

Sie küßte das Kind und ließ es von sich; es ging zu Bianca hin und fragte theilnehmend: „Mutter, du weinst?“

„Ich kam nur, um Abschied zu nehmen“, begann die Gräfin nach einer Minute der tiefsten Stille gesammelt; „ich zitterte vor dieser Stunde, doch es wäre ungerecht gewesen, sie zu vermeiden. Ich gehe nach Amerika! Es kann mir ein Vaterland werden, denn es ist das einzige Land der Erde, wo eine freie Seele zu athmen vermag. Meine Heimat ist ein Kirchhof, ein Gefängniß, eine schmachvolle Richtstätte, — ein Weltmeer liege zwischen ihr und mir! — Wir wollen uns den Abschied nicht erschweren; rasch, entschieden zerreiße das letzte Band, das mich fesseln will. Lebt wohl, ihr Theuern, folgt mir nicht — erst nach meinem Tode sollt ihr wieder von mir hören.“

Sie ließ den Schleier über das Antlitz herab und ging mit raschen, stolzen Schritten hinweg, noch einmal mit der Hand zurückdeutend, daß niemand ihr folgen möge. Doch das thränendunkle Auge der Bleibenden hing begleitend an der majestätischen Gestalt, bis sie sich im Dunkel der Bäume und des Abends verlor.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften von Heinrich Koenig.

Erster bis dreizehnter Band. 8. 17 Thlr.

I. **Regina.** Eine Novelle. Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr.

II—IV. **König Jerôme's Carneval.** Geschichtlicher Roman. Drei Theile. 5 Thlr.

V. VI. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite, durch- aus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

VII—IX. **Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman. Zweite Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.

X. XI. **Georg Forster's Leben in Haus und Welt.** Zweite, sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

XII. XIII. **William Shakspeare.** Ein Roman. Dritte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr.

Heinrich Koenig, einer unserer ausgezeichnetsten und beliebtesten Romanschrift- steller, hat die Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" mit der zweiten verbesserten Auflage der Novelle „Regina" beginnen lassen, einer durch künstlerische Rundung und in ihrer Einfachheit das Gefühl tief ergreifenden Darstellung ausgezeichneten Herzensgeschichte, die u. a. Varnhagen von Ense (wie im „Vorwort" mitgetheilt) zur wärmsten Anerkennung veranlaßte.

Dieser folgte zunächst ein neuer Roman: „König Jerôme's Carneval", der im Rahmen der schmachvollsten Zeit Deutschlands ein farben- und beziehungs- reiches Gemälde des Hof- und Residenzlebens unter König Jerôme in Kassel bietet: geschichtliche Wirklichkeit, jedoch mehr mit poetischer als in gemeiner Wahrheit und ohne jede andere Tendenz aufgefaßt, als die in der Bedeutung des Stoffs liegt.

Hierauf erschien die Novelle „Hedwig, die Waldenserin", als zweite, durch- aus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Ohne Nebenabsichten geschrieben, bietet sie in verengtem Rahmen nicht weniger einen Spiegel für die Zeit- bestrebungen, als ein treues Gemälde früherer Zeitverirrung dar, und die Leser er- halten in spannender, lebhaft bewegter Erzählung einen Gedankengehalt von augen- blicklicher Bezüglichkeit, wie von bleibender Anregung.

Der in zweiter Auflage erschienene Roman: „Die Clubisten in Mainz", ist wol Koenig's bedeutendstes Werk und wegen seines poetischen Reichthums und tiefen Gehalts einer der besten deutschen Romane: ein modernes geschichtliches Epos, das die ganze Gährung und Bewegung einer der Gegenwart naheliegenden und ver- wandten Zeit (1792) in treuer Objectivität wiedergiebt.

„Georg Forster's Leben in Haus und Welt", in zweiter Auflage vorliegend, führt uns einen der bedeutendsten und interessantesten Männer des vorigen Jahrhun- derts in seinen äußern und innern Lebenswandlungen, in seinen Kämpfen und Lei- den, Bestrebungen und Täuschungen vor. Diese Biographie bildet in ihrer durch- greifenden Grundanschauung einen ebenso tragischen als bedeutsamen Lebensroman.

Der in dritter Auflage erschienene Roman: „William Shakspeare" hat aner- kanntermaßen mehr als manches gelehrte und wissenschaftliche Werk zur richtigen Auffassung Shakspeare's, seiner Dichtungen und seines ganzen Zeitalters beigetragen. Diese dritte Auflage ist durch einen Brief von Gervinus an den Verfasser bereichert.

Die übrigen Romane Heinrich Koenig's erschienen früher in demselben Ver- lage. „Veronika. Eine Zeitgeschichte" (zwei Theile, 3 Thlr.) bildet ein wür- diges Seitenstück zu „Regina". Ebenso die Novelle „Spiel und Liebe" (1 Thlr. 18 Ngr.). Sein erster Roman „Die hohe Braut" (2. Auflage, 3 Theile, 5 Thlr.) hat das Hereinbrechen der Französischen Revolution in die Kreise des savoyer Lebens zum geschichtlichen Hintergrunde. Koenig's Werk „Auch eine Jugend" (1 Thlr. 22 Ngr.), enthält in anziehendster Weise die Schilderung seiner eigenen Jugend und der damaligen Zeit.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.